RASSE UND KULTUR

VON

FRIEDRICH KEITER

DREI BÄNDE

II. BAND

VORZEITRASSEN u. NATURVÖLKER



Rasse und Kultur

Rasse und Kultur

Eine Kulturbilanz der Menschenrassen als Weg zur Rassenseelenkunde

von

Dr. phil. et med. Friedrich Keiter
Dozent für Rassenbiologie an der Hansischen Universität zu Hamburg

Drei Bände

II. Band

Vorzeitrassen und Naturvölker

Mit 139 Abbildungen



1 · 9 · 3 · 8

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart

A. Oelschläger'sche Buchdruckerei, Calw

Vorwort

Zu den großen zusammenfassenden Aufgaben der Kulturbiologie, deren Durchführung heute nötig und möglich ist. scheint mir außer dem Entwurf einer allgemeinen biologischen Kulturlehre, den der I. Band des Werkes versucht hat, die rassenbiologische Nutzung des von der universalen Kulturgeschichte erarbeiteten Stoffes zu gehören.

Jenem Teile dieser Aufgabe. welcher die relativ niedrig entwickelten Kulturen der Vorzeit und Gegenwart betrifft, ist der vorliegende II. Band gewidmet.

Die methodischen Grundlagen zu solcher kulturbiologischer Arbeit an schon vorhandener wissenschaftlicher Literatur finden sich besonders im Abschnitt: „Kulturbilanzen und ihre rassenbiologische Deutung“ des I. Bandes. Die im Abschnitt „Der Mensch in seiner kulturellen Umwelt“ angegebenen Methoden können hingegen ihrer ganzen Art nach nicht in Literaturmaterial nachträglich hineingearbeitet werden; sie erfordern eigenständige kulturbiologische Forschung. für welche vorläufig erst einige wenige europäische Beispiele vorhanden sind.

Natürlich handelt es sich um eine zusammenfassende Darstellung. was zu starker Beschränkung in Beweisführung und Belegwiedergabe zwingt. Ein Teil der zugrundeliegenden speziellen Untersuchungen soll ausführlicher in besonderen Arbeiten wiedergegeben werden. Bei den vielen. vorläufig nur zum kleinen Teile erwähnten und mitgeteilten statistischen Zählungen usw. hat mich meine Frau. Dr. Margarete Keiter, sehr unterstützt; sie hat auch alle für diesen Band gezeichneten Abbildungen und das Register ausgeführt.

Die Bücherei des Hamburger Völkerkundemuseums war für meine Arbeit eine unerschöpfliche Fundgrube.

Dem Verlag bin ich für sein verständnisvolles Eingehen auf meine Pläne und für die rasche und tatkräftige Durchführung des Werkes neuerlich zu großem Danke verpflichtet.

Hamburg. den 20. Februar 1938 Friedrich Keiter



Inhalt des 2. Bandes



Einleitung

Der vorliegende II. Band des Werkes beschäftigt sich mit den *niedrig entwickelten Kulturen*. Solche kennen wir einerseits aus der Vorzeit, andererseits von den heutigen sogenannten Naturvölkern.

Können Hochkulturen denn als Zeichen besonderer Begabung genommen werden, wo die heutigen Hochkulturvölker doch vor wenigen Jahrtausenden ebenso kulturarm waren wie heutige Naturvölker? Dies interessiert uns an der *Vorzeitkunde* am meisten.

Was an den so jähen Kulturunterschieden in der heutigen Menschheit darf kritisch betrachtet für rassisch bedingt gelten? Diese Hauptfrage wird an den *völkerkundlichen Stoff* gerichtet.

Es geht um Möglichkeiten, Vermutungen, Verdachtsmomente. Man soll kein kulturhistorisches Universalgemälde und kein ausgeglichenes Nachschlagewerk rassischer Kulturveranlagung erwarten; viel eher wird die Darstellung einem weitgespannten Indizienprozeß gleichen.

Der Stoff ist ungeheuer groß, eine vor einiger Zeit erschienene Bibliographie über den Neger umfaßt allein schon 17 000 Titel! An wissenschaftlicher Vorarbeit ist sehr viel geleistet, leider aber selten im Sinne zusammenfassender Vergleiche ganzer Rassen- und Erdgebiete, wie wir es hier brauchen würden. Denn Vorgeschichte und Völkerkunde haben in ihrer bisherigen Entwickelung entweder nach der Menschheitsentwickelung schlechthin oder aber nach historischen Einzelabläufen gefragt. Das eine ist zu weit, das andere zu enge für uns. Zusammenfassender Vergleich größerer Gebiete ist darum für diese Wissenschaften auch abgesehen von der Rassenfrage eine neue und wichtige Forschungsrichtung.

Was kann bei solcher Lage der Dinge auf 300 Seiten gesagt werden? Der I. Band des Werkes hat vorwiegend zeigen wollen, wie sich der Kulturbiologe die kulturkundliche Feinarbeit denkt. Nun treten wir vor das Gesamt des speziellen Tatsachenstoffes und soll sich unsere Theorie rassenunterschiedlicher Kulturfähigkeit daran bewähren.

Sowie eine chemische, astronomische, erbbiologische usw. Theorie allen Tatsachen standhalten muß, wenn sie überhaupt Lebensrecht haben will, kann auch die Bewährungsprobe unserer Theorie gar nicht weit genug gefaßt werden. Man kann die rassenbiologischen Hintergründe von Primitivkulturen nicht erschließen, wenn man nicht die Erscheinungen

der Hochkulturen durchgedacht hat, und man darf nicht an der Gegenwart festhalten, will man nicht erleben, daß die Vorgeschichte die aufgestellten Vermutungen strikte widerlegt.

Natürlich kann eine solche erste universelle Bewährungsprobe nicht mehr sein als ein Orientierungsblick über ferne Landschaften. Möge man mir, der ich zwar durch weitgesteckte kulturkundliche Universitätsbildung gegangen bin, aber bisher hauptsächlich Fragen der Rassenbiologie und der allgemeinen Kulturbiologie bearbeitet habe, solchen „Einbruch in fremde Fachgebiete“ nicht falsch auffassen. Das Unternehmen, um das es sich hier handelt, ist nun einmal weiter als alle Fachgebiete! Was ich bringen kann, sind in erster Linie Gesichtspunkte: Gesichtspunkte der allgemeinen Rassenbiologie, der biologischen Psychologie, der allgemeinen Kulturbiologie. Wo mir zusammenfassende Urteile von wissenschaftlichem Gewicht bekannt geworden sind, haben sie selbstverständlich überall den Vortritt. Wenn nun dieser und jener Spezialforscher seine Stimme zum verbessernden Einspruch erhebt, so ist die Grundlage doch hoffentlich soweit gut gefügt, daß alle diese Stimmen zum sinnvollen Chor zusammenklingen und unsere Frage weiter vorangebracht wird.

Die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes machte sich um so mehr bemerkbar, als beim Leser nur ein Mindestmaß an vorgeschichtlichen und völkerkundlichen Kenntnissen vorausgesetzt werden darf. Beide Gebiete standen ja noch bis vor kurzem außerhalb der traditionellen allgemeinen Bildung! Es macht in dieser Hinsicht keinen großen Unterschied, ob man für Wissenschaftler (anderer Fachgebiete) oder für allgemein interessierte Leser schreibt. Indem die Tatsachen in die gewünschte rassenbiologische Beleuchtung gerückt wurden, mußte gleichzeitig immer darauf Bedacht genommen werden, dem nicht spezialistisch vorgebildeten Leser ein nicht unrichtiges und nicht verwirrendes Bild zu entwerfen. Um des letzteren Zieles willen wurden u. a. so wenig Völker- und Epochennamen gebraucht wie möglich. Natürlich muß demjenigen, der etwas tiefer in das Dargestellte eindringen will, doch dringend empfohlen werden, zumindest Buschans Illustrierte Völkerkunde und eine neuere Vorgeschichtsdarstellung laufend mit zu vergleichen.

Die Schrifttumsverzeichnisse hätten allzusehr anschwellen müssen, wenn alles Verwendete auch wiedergegeben würde. So habe ich außer den im Text erwähnten Namen nur ganz wenige Werke angeführt, vor allem solche, die im leider ja langsam veraltenden „Buschan“ noch nicht zu finden sind.

I. Hauptabschnitt: Vorzeitrassen

A. Was kann man von der Lebensleistung vorgeschichtlicher Menschen wissen?

Wir haben von vorgeschichtlichen Menschenformen und ihren Kulturen vorwiegend nur Funde, Funde, die ein günstiger Zufall auf uns kommen ließ.

Die Körperlichkeit ausgestorbener Menschen kennen wir vorwiegend nur von Knochen, da und dort auch aus sehr laienhaften Berichten oder Bilddarstellungen gleichzeitig Lebender. So wissen wir rassenkundlich im Grunde sehr wenig über sie, und auch das wenige können wir vielfach nur erschließen, wenn wir von der Annahme ausgehen, daß sie in der Hauptsache ebenso beschaffen waren, wie wir selbst.

Kulturkundlich steht es keineswegs besser. Was die vorgeschichtliche Archäologie an Aufhellung der Vergangenheit geleistet hat, ist als Leistung des Fleißes und des Scharfsinnes hoher Bewunderung wert. Sie hat Bilder möglicher Verläufe gezeichnet über Zeiten und Verhältnisse, von denen wir keine Hoffnung und keinen Anspruch haben konnten, überhaupt je etwas zu erfahren.

Das darf uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, wie vorsichtig man damit sein muß, solche „Bilder möglicher Verläufe“ für Kulturbilanzen zu halten, denen man rassenbiologische Deutung über Neuschöpferkraft, Adoptionsneigung, Bedürfnisse und Fähigkeiten entnehmen kann. Was kann man von der Lebensleistung vorzeitlicher Menschen wirklich wissen? Das müssen wir ernstlich fragen, nicht um die Leistungen der Vorgeschichtsforschung herabzusetzen, sondern auf daß die Leistungen dieser lange entschwundenen Zeiten nicht irrigerweise zu gering eingeschätzt werden.

1. Der Fundstoff

Will man wissen, wieviel Prozent der Gerätekultur einer Bevölkerung „vorgeschichtsfähig“, d. h. so erhaltungsfähig ist, daß der Vorgeschichtler etwas davon zu sehen bekommt, dann zählt man am besten aus, wieviele Geräte aus Stein, Knochen und Metall sich prozentuell in heutigen Naturvölkerkulturen finden. Die folgenden Zahlen gehen von den Abbildungen völkerkundlicher Monographien aus: Eylmann bildet aus Australien 19 erhaltungsfähige, aber 114 nicht erhaltungsfähige Geräte ab, Boas von den Kwakiutl-Indianern der Nordwestküste Nordamerikas 49 erhaltungs-

fähige, aber 321 nicht erhaltungsfähige Geräte, Fischer von der Südküste Neuguineas gar nur 16 erhaltungsfähige gegen 354 der Vorgeschichte sicher verlorene Geräte.

Man könnte diese Beispiele beliebig vermehren. Rund 90% der Gerätegüter sind, selbst den günstigsten Fall vorausgesetzt, daß alles Vorgeschichtsfähige sich wirklich erhält, bei nur archäologischer Kulturkenntnis verloren. Wenn unter besonders günstigen Umständen auch einmal Holz und anderes pflanzliches Material vorgeschichtsfähig wird, so gleicht sich das dadurch so ziemlich aus, daß dafür viele von den Knochen- und Steingeräten so fein sind, daß ihre Erhaltungschance recht gering ist.

Und wie dicht sind wohl die prähistorischen Stichproben? Auf wieviel verlorene kommt wohl ein erhaltenes Steinbeil? Von der Dichtigkeit der Stichprobe hängt nämlich ab, wieweit die Funde die ursprüngliche Verteilung richtig wiedergeben können.

Die Anzahl prähistorischer Funde ist z. T. recht ansehnlich. Miolithicum ist in Europa von 550 Stellen bekannt mit Tausenden von Kunstwerken. Von 107 Fundstellen kennt man bandkeramische Häuser, allein auf Seeland gibt es 3400 Steingräber. Die protolithische Fundstelle von Acheul ergab 20 000 Feuersteinwerkzeuge usw. (nach H. Kühn und L. Pfeiffer).

Eines berührt an den vorzeitlichen Fundmaterialien den Kulturbiologen ohne Zweifel sehr angenehm: die Auswahl ist vom „Zahn der Zeit“ und vom unerbittlichen Zufall getroffen. Dadurch dürfte jene die kulturelle Wirklichkeit verzerrende Häufung besonders schöner Fundstücke vermieden sein, die sich in allen kulturgeschichtlichen Sammlungen einstellt. Das Durchschnittliche wird in den Vorgeschichtszeugnissen ebenso überwiegen, wie es das im Alltag tut.

Ja, die Verzerrung dürfte sich sogar umkehren. Es ist sehr damit zu rechnen, daß von allen nicht sehr genau bekannten vorgeschichtlichen Kulturen nicht gerade die Maximalleistungen unter den Funden sind. Maximalleistungen sind Extreme; Extreme greift man bei zufälligem Herausgriff aber erst, wenn man schon oft gegriffen hat. Darin liegt neuerlich ein Grund, warum wir vorzeitliche Kulturen viel leichter unter- als überschätzen, während bei kulturgeschichtlich bekannten Kulturen eher die umgekehrte Verzerrung eintritt.

Wir haben bislang die Geräte betrachtet. Wie steht es nun gar um die Vorgeschichtsfähigkeit der seelenbezogenen Güter? Die geringe Erhaltungsmöglichkeit ist auf diesen Gebieten so klar, daß sich hierin auch die Vorgeschichtsforscher, von einigen Phantasten abgesehen, aufs stärkste zurückgehalten haben. Und doch erlebt man nicht selten, daß sie hinsichtlich ihrer Kenntnisse noch immer zu optimistisch zu denken pflegen (und damit

in der Regel die Lebensleistungen der untersuchten Menschen zu pessimistisch und zu gering einschätzen).

Wenn man überhaupt vorgeschichtlichen Funden seelische Deutungen geben will, dann muß man in der Regel aus kleinen erhaltenen Resten auf das verlorene Ganze schließen. Da wird nun die grundsätzliche Vorstellung entscheidend, die man sich vom Wesen der Kultur macht. Ist man der Meinung, daß Kultur eine Ganzheit ist, die sich in allen ihren Einzelheiten im gleichen Stil ausspricht, dann scheint der Schluß von erhaltenen Resten auf das verlorene Ganze noch angängig. Die Wahrheit ist aber, wie wir aus früheren Ergebnissen wissen, daß die einzelnen Kulturmerkmale großenteils unabhängige Schicksale haben und daß verschiedene Kulturseiten auch ganz verschiedenen Stil zeigen können.

Nichts kann sprechender sein, als wenn wir bildlich nebeneinander stellen, was man von naturvölkischer Kunst bei prähistorischer und bei völkerkundlicher Kenntnis wissen kann (vgl. Abb. 1—9). Die armseligen Ritzungen, die von den Admiralitätsinsulanern auf vorgeschichtsfähigem Material ausgeführt werden, würden weder über die Quantität noch über die Qualität noch auch nur über die ent-



Abb. 1.



Abb. 2.

Abb. 1 u. 2. Vorgeschichtsfähige Admiralitätsinselkunst (Topf, Penismuschel). Aus Nevermann.

scheidenden Stilarten der Kunst dieser Insulaner, die zu den begabtesten Melanesiern gehören, auch nur das mindeste erkennen oder erraten lassen. Mit der nordwestamerikanischen Indianerkunst und ebenso mit der ganzen Negerkunst stünde es um nichts besser.

Die heutigen Meinungen über vorgeschichtliche europäische Kunst können nicht mehr wert sein als die Aussagen, die ein Prähistoriker über die Admiralitätsinsulaner machen könnte. Wieder müssen dadurch die Leistungen unserer Vorfahren viel geringer erscheinen, als sie wirklich sind.

Bildende Kunst ist zudem aber noch immer weitaus das vorgeschichtsfähigste unter allen seelenbezogenen Kulturgütern. Man kann sich danach ausmalen, wie wenig vom „Geiste der Vorzeit“, von Glaubens- und Sittenvorstellungen, von Recht und Gemeinschaftsleistung, vom Singen und Sagen bekannt sein kann.

Man kann in der Vorgeschichte positive Schlüsse aus dem Vorhandenen, aber fast gar keine negativen Schlüsse aus dem Nichtvorhandenen ziehen.

2. Die Zeitansätze

Die Vorgeschichtsforscher arbeiten relative und absolute Zeitverhältnisse der geborgenen Funde heraus, die ein stimmiges Bild ergeben. Diese Ansätze sind aber noch dauernd in Schwebe, das muß man wissen, wenn

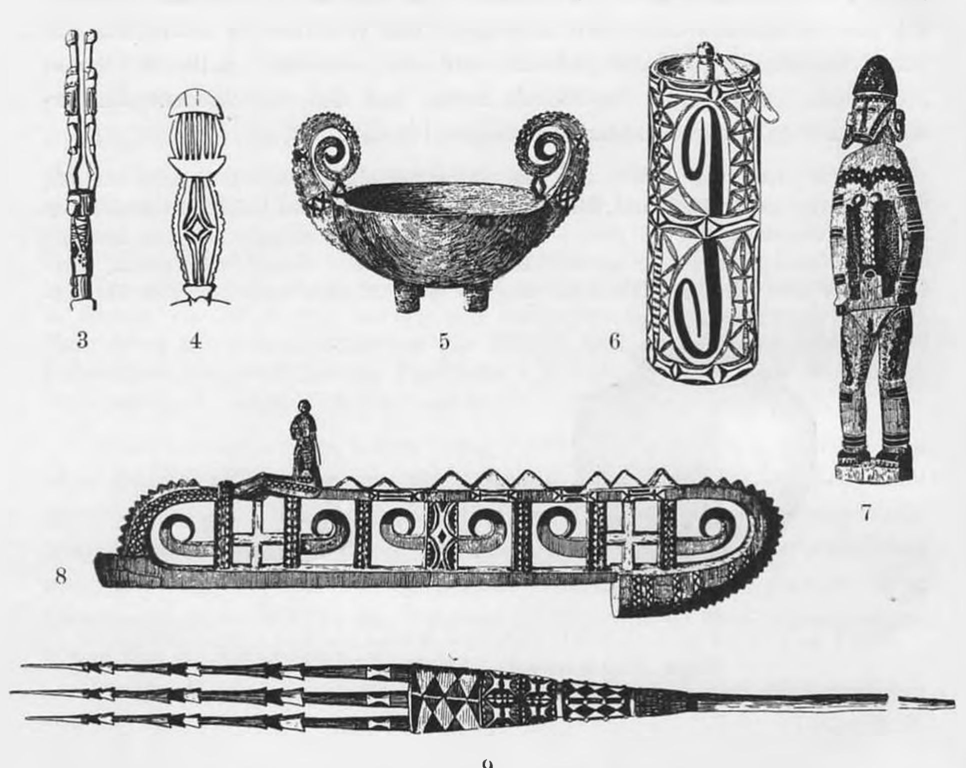


Abb. 3—9. Der Vorgeschichte verlorene Admiralitätsinselkunst (3 Kalkspatelgriff. 4 Kellengriff. 5 Holzschüssel. 6 Kalkdose. 7 Ahnenfigur. 8 Kanuschnabel, 9 Speer). Aus Nevermann.

man aus Langsamkeit oder Raschheit vorgeschichtlicher Kulturvorgänge irgendwelche Schlüsse auf die Rassenbegabung wagen will.

Der Jetztmensch (Homo sapiens) ist nach Veröffentlichungen, die nicht als durchaus überholt oder veraltet gelten, entweder schon 60 000 oder aber nur 15 000 Jahre in Europa. Die jüngere Steinzeit hat um 8000 v. Chr. oder aber um 2000 v. Chr. begonnen. Da sie sicher noch vor 1500 in die Bronzezeit übergegangen ist, wäre sie nach der einen Schätzung 13mal so lange gewesen wie nach der anderen (6500 und 500 Jahre).

Auf der Hand liegt, daß so verschiedene Zeitansätze auch alle Fragen nach der Ablaufsweise prähistorischer Kulturen aufs tiefste beeinflussen. Es war lange üblich, die vorzeitlichen Kulturen ebenso wie die heutigen Naturvölkerkulturen als starr, ewig gleich und veränderungslos dem bewegten Leben der geschichtlichen Kulturen gegenüberzustellen. Je näher aber das Leben schriftloser Völker erforscht wird — mit der Schrifterfindung soll ja das eigentlich geschichtliche Leben erst eingesetzt haben —, desto deutlicher wird, daß diese Scheidung prähistorischen und historischen Lebens nichts ist als ein durch ungenügende Kenntnis und falsche Theorienbildung vorgetäuschtes Truggebilde.

In der Vorgeschichte hat u. a. die Überschätzung der Zeitdauer dazu geführt, die Kulturen für unvorstellbar starr zu halten. Heute ist man aber z. B. dazu gekommen, die ganze Dauer der jüngeren Steinzeit im nordalpinen Europa auf nur 1200 Jahre, wenn nicht noch weniger zu veranschlagen, so daß die Einführung des Ackerbaues und der Metallbearbeitung nicht weiter voneinander lägen als Karl der Große und die moderne Maschinenkultur. In diesen Zeitraum drängen sich so viele wichtigste kulturgeschichtliche Ereignisse zusammen, daß ganz klar ist: Die Kultur ist in der jüngeren Steinzeit nicht weniger lebhaft abgelaufen als in einem heutigen europäischen Bauernvolk.

Die dunkle und ereignislose Vorzeit ist damit auf jeden Fall vom Zeitpunkt der Schrifteinführung auf den Beginn der jüngeren Steinzeit zurückgeschoben. Man kann nun schon mit Sicherheit annehmen, daß auch die vorangegangenen Zeiten nur deshalb dunkel und starr erscheinen, weil wir zu wenig davon wissen.

Zu einem nicht unwesentlichen Teil ist die Eintönigkeit vorzeitlicher Epochen auch ein Kunstprodukt, das aus dem sogenannten typologischen Vorgehen folgt, wie es z. B. Menghin als methodische Grundlage noch ausdrücklich fordert. Wenn man die vielen zeitlich unbekannten Funde immer dort einordnet, wohin sie formal am besten passen, dann soll man sich nicht wundern, daß jede Periode eintönig die gleichen Werkzeuge hat. Steinwerkzeug ist nicht sehr reich an Formmöglichkeiten. Die gleichen Formen mögen oftmals aufgegeben und wieder aufgenommen sein — der Prähistoriker wird dann doch nicht mehr sehen als eine einzige Typenreihe, die er vielfach für eine geschichtliche und Entwickelungsreihe zu halten geneigt ist. (Sehr kritisch gegen bloße Typologie ist z. B. E. Sprockhoff.)

Die Paläontologie steht vor der gleichen Schwierigkeit. Sie unterscheidet Stufenreihen von Formausprägungen aber sehr scharf von auch geologisch gesicherten Ahnen- und Entwicklungsreihen.

Auch auf diese Grundfragen der Vorzeitkenntnis mußten wir eingehen, damit nicht ungenügende Möglichkeiten der Forschung den vorgeschichtlichen Rassen als ungenügende Lebensleistung angekreidet werden.

B. Früheste Menschen und höchste Tiere

Die für unsere Kenntnis frühesten Menschen sind in vergleichend-anatomisch sehr ähnlichen Funden aus Java und aus China gegeben (Pithecanthropus und Sinanthropus). Sie gingen aufrecht und hatten ein Gehirn, das doppelt so groß als bei den höchststehenden Menschenaffen, aber viel kleiner als das Gehirn aller lebenden Menschenrassen war.

Als Faustregel mag man sich merken: Der Gehirninhalt der Menschenaffen erreicht höchstens 500 ccm, derjenige der frühesten Menschen liegt um 1000, derjenige der vollentwickelten Jetztmenschen um 1500 ccm Inhalt.

Daß die frühesten Menschen „Affenmenschen" getauft wurden (Pithecanthropus), war durchaus unberechtigt. Es handelt sich um reine und volle Menschen. Die große Kluft zwischen Mensch und Tier ist durch vergleichend anatomische Zwischenglieder noch immer nicht gleitend ausgefüllt, und sie besteht auch in kultureller und in seelenkundlicher Hinsicht nach wie vor sehr deutlich.

Durch Andersen, Pei und Breuil wissen wir, daß der Chinamensch eine durchaus entwickelte Gerätekultur besaß. Die Grabungen auf einem 4 m breiten und 10 m langen Fleck Erde ergaben allein schon gegen 2000 bearbeitete Fundstücke. Die Werkzeuge bestehen aus Quarz. Es lassen sich Schaber, Bohrer, Spitzen und Meißel unterscheiden. Die nächsten Ähnlichkeiten findet Breuil mit der Moustier-Epoche des europäischen Protolithikums. Im ganzen sind die Geräte des Chinamenschen allerdings roh und grob bearbeitet. Von großem kulturgeschichtlichem Interesse sind die reichlichen Funde bearbeiteter Knochen. Auch das Feuer hat der Chinamensch schon gebraucht.

Im ganzen sind heute Reste von 26 Individuen bekannt, meist allerdings nur durch kleine Bruchstücke von Knochen. Wegen der starken Zertrümmerung wird vermutet, daß es sich um Reste von Kannibalenmahlzeiten oder um Kopfjägertrophäen handle (Weidenreich). Ähnliche Vermutungen sind schon früher über den europäischen Neanderthalmenschen von Krapina und von Ehringsdorf geäußert worden. Man soll damit vorsichtig sein. Sollten aber die frühesten Menschen wirklich Kannibalen gewesen sein, so läge auch darin ein echt menschlicher Zug. Denn nicht die Menschenaffen, sondern die Menschen, und zwar in der Hauptsache nicht einmal die kulturell niedrigst stehenden Menschen töten und verzehren ihresgleichen, wobei zauberische Vorstellungen über die Gewinnung der Lebenskraft des verzehrten Toten eine große Rolle spielen.

So war im Dasein des Chinamenschen ohne Zweifel schon ein voller Akkord menschlichen Lebens angeschlagen. Das darf uns aber nicht zu der Vorstellung verführen, daß dieses menschliche Leben als etwas ganz neues vom Himmel gefallen wäre.

Z. B. in der Gehirngröße besteht die Kluft zwischen Mensch und Tier in der Verdoppelung der Größe, nicht darin, daß der Mensch Gehirn hat.

die Tiere aber nicht. Es handelt sich also um einen quantitativen Unterschied von gewaltigen Auswirkungen, nicht aber um eine völlige qualitative Verschiedenheit.

So steht es wohl auf allen Lebensgebieten: beim Menschen sind Organe und Funktionen gewaltig entwickelt, die beim Tier nur keimhafte Ansätze bilden. Es gibt aber kein Organ und keine Funktion des Menschen, die man überhaupt nicht ins Tierreich zurückverfolgen könnte.

Man hat den Tieren Bewußtsein abgesprochen. Es ist dies ein heikler Punkt, da man Bewußtsein ja auch beim Mitmenschen nur indirekt erschließen kann, wenn man sich nicht einfach von ihm darüber erzählen läßt. Aber das Tierleben ist doch nach Ansicht der Forscher reich an Leistungen, von denen man nur mit beträchtlicher Gewaltsamkeit annehmen kann, daß sie ganz ohne Bewußtheit erfolgen.

Man hat den Tieren Intelligenz abgesprochen. Heute kennt man aus den verschiedensten Versuchen die Lernfähigkeit der Tiere, ihre Fähigkeit zur Auffassung der Beziehungen zwischen Eindrücken (Relationserfassung), Ansätze der Begriffsbildung, die Fähigkeit zum Erdenken neuartiger Handlungsweisen.

Tiere sollen kein Ich haben. Es kann sich bei dieser Behauptung nur um das Fehlen von Ichbewußtsein handeln. Denn in sich zusammenhängende Wirkungsganze sind die Tiere ohne Zweifel; eine der deutlichsten Erscheinungen des Ichs, der Eigennutz, fehlt bei Tieren durchaus nicht. Wenn den Tieren Ichbewußtsein abgesprochen wird, so ist daran zu erinnern, daß von bestimmter Seite sogar der primitive Mensch für ein ichloses Kollektivwesen gehalten wurde, was heute wohl als eine kuriose völkerpsychologische Fehlmeinung bezeichnet werden darf. Wieweit Ichbewußtsein bei Tieren vorkommt, kann natürlich höchstens indirekt Beantwortung finden. Daß die Tiere als handelnde Subjekte aufzufassen sind, ist zumindest eine sehr wohlbegründete Theorie.

Warum fehlt den Tieren dann die Sprache? Der heutige Standpunkt dazu ist kurz der, daß sich Tiere wohl recht differenzierte Mitteilungen machen können und daß sie von dieser Fähigkeit sicher auch ausgiebig Gebrauch machen; nirgends aber scheinen Tiere die Ausstattung der Umweltgegenstände mit dauerndem Namen erfunden zu haben. Daß nicht etwa die Identität der Gegenstände in der Auffassungswelt der Tiere überhaupt fehlt, erweist sich schon daran, daß Tiere sich erinnern können und Erfahrungen machen. Aber sie scheinen nicht darauf gekommen zu sein, diese Erfahrungskomplexe dauerhaft zu benennen. Dieses zur Sprache führende Prinzip ist eben ein Teil des allgemeinen „Prinzipes der Organablösung", das den Menschen so sehr vor dem Tier auszeichnet. Wie würde sich aber wohl der Mensch verhalten, wenn er das Sprechen nicht von seinen Mitmenschen lernen würde? Jeder beliebige würde es sicher nicht selbst erraten.

Auch das Prinzip der Organablösung und die kulturelle Nachahmung fehlen im Tierreich nicht ganz, so überwältigend reich auch ihre Entwickelung beim Menschen ist. Vögel und Rehe bauen sich Nester, Ameisen bilden echte Staaten mit vielerlei Kultureinrichtungen, Affen benutzen Steine und Stangen zum Schlagen und Heranholen usw. So ist es zwar höchst bezeichnend, daß wir beim Chinamenschen schon soviel Kulturgerät nachweisen können, aber auch darin liegt nur ein eindrucksvoller quantitativer, durchaus kein grundsätzlicher Unterschied dem Tier gegenüber.

Als besonders kennzeichnend wird für den Menschen im Vergleich zum Tiere der freie Wille, die Fähigkeit, sich zu entscheiden und mithin das Reich der Sittlichkeit und des Sollens betrachtet. Da aber selbst für den Menschen noch nie jemand ein objektives Kriterium der Willensfreiheit hat angeben können, und da wir andererseits das subjektive Erleben des Tieres niemals kennen werden, sind solche Behauptungen unentscheidbar und gehören daher in eine mythologische, nicht aber in eine wissenschaftliche Anthropologie.

Der Unterschied zwischen Tier und Mensch wird aus zwei Gründen immer eher zu groß als zu klein bewertet werden. Erstens wird uns die Art- und Gattungsfremde Seelenwelt der Tiere innerlich immer fremd bleiben, was man aber nicht nachfühlen kann, davon hält man niemals viel. Und zweitens werden die objektiven Methoden der Tierpsychologie ebenso nur höchst beschränkte Ausschnitte aus der Tierseele erschließen lassen, wie die entsprechenden objektiven Methoden der Seelenforschung am Menschen. Wenn man vom Menschen nicht mehr wüßte, als die Experimentalpsychologen zu sagen wissen — dann käme wahrhaftig ein schiefes Bild des Menschen heraus! Objektiv unerfaßbar und subjektiv fremd — so gehört die Tierseele zu den letzt erreichbaren und schwierigsten Gegenständen der Naturforschung.

C. Die frühesten und frühen Menschen des europäischen „Protolithikums"

Aus der europäischen Vorzeit kennen wir drei verschiedene Rassenkreise des Menschen. Der erste davon ist nur durch einen Unterkiefer, den weltbekannten Heidelberger Unterkiefer, bezeugt; er entspricht den eben besprochenen frühesten Menschenformen Javas und Chinas. Der zweite Kreis wird durch die höher entwickelten Frühmenschen der Neanderthalform dargestellt, der dritte endlich durch Vertreter unserer eigenen Art Homo sapiens, des „Jetztmenschen" der geologischen Gegenwart (Abb. S. 11).

Die Kulturformen, welche den ersten beiden Rassenkreisen entsprechen, nennt man nach dem Vorgange Menghins am besten Protolithikum, da der heute noch üblichere Name Altpaläolithikum (Alt-Altsteinzeit) nicht nur

unhandlich ist, sondern auch die Kulturen der Frühmenschen und der Jetztmenschen in einen engeren Zusammenhang miteinander bringt, als sachlich gerechtfertigt ist. Das Protolithikum ist, auf einen kurzen Nenner gebracht, dadurch gekennzeichnet, daß es durch Abschlag (nicht durch Schliff) grobe und meist große Steingeräte schafft.

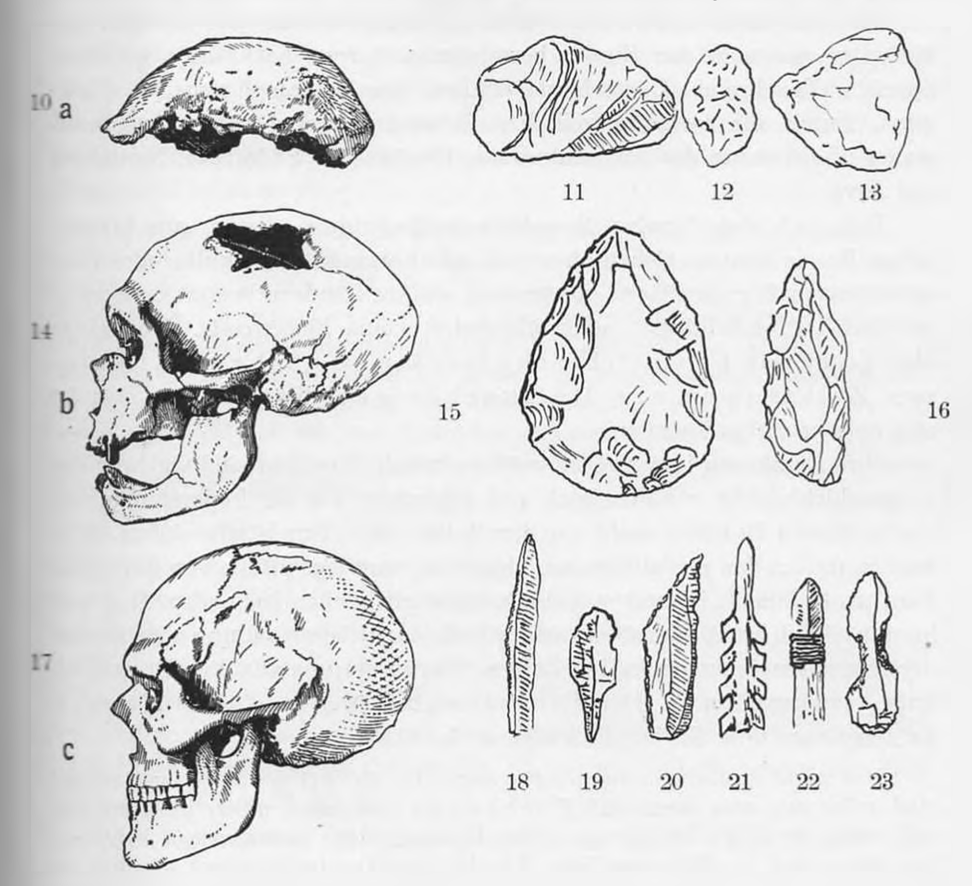


Abb. 10—23. Die drei Hauptstufen der Menschheit
Früheste Menschen (a), Neanderthalfrühmensch (b) und Jetztmensch (c, Miolithiker) mit zugehörigem Steingerät. (Schädel aus Keiter, Steingerät n. Werth u. a.).

Der Neanderthaler-Frühmensch schließt vergleichend-anatomisch schon dem äußeren Bilde nach viel enger an die frühesten Menschen als an die Jetztmenschen an. Er unterscheidet sich von der Javamensch-Chinamensch-Heidelbergmensch-Stufe vorwiegend nur dadurch, daß er bei gleichem Formenbau ein größeres Gehirn besitzt, wodurch auch sein Schädel länger, breiter, höher und hinter den Augenhöhlen weniger eingezogen ist als derjenige der frühesten Menschen. Die Abbildung zeigt aber sehr deutlich, daß

die größere Formenscheide nicht zwischen frühesten und frühen Menschen, sondern zwischen Frühmenschen und Jetztmenschen besteht. So sind auch früheste Menschen und Neanderthaler kulturell gemeinsam Protolithiker, während gleichzeitig mit dem Jetztmenschen unvermittelt ein neues Zeitalter der Kultur einsetzt.

Wir kennen Neanderthaler-Funde aus einem weiten europäischen Gebiet. Das ganze in der Eiszeit bewohnbare Europa hat Funde geliefert: Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien, der Balkan, Osteuropa, Palästina. Funde, die vorläufig freilich noch vereinzelt sind, zeugen von weltweiter Verbreitung des Formenkreises: Rhodesia in Südafrika, Ngandong auf Java.

Den noch nicht hundert Neanderthaler-Individuen, die wir aus körperlichen Resten kennen, stehen aber viele zehntausend Stücke kultureller Hinterlassenschaft gegenüber. Aus ganzen weiten Ländern besitzt man zwar reichlich „Protolithikum", aber überhaupt keine Skelettreste. Vor allem aber kennt man protolithische Geräte aus sehr viel längeren Zeiträumen als die zugehörigen Menschen. Das ist eine sehr wichtige Tatsache.

Ihre Erklärung ist verhältnismäßig einfach: Knochen sind viel weniger vorgeschichtsfähig, erhalten sich viel schlechter als die Feuersteingeräte, die in dieser Hinsicht wohl an der Spitze aller Fundstoffe stehen. Wir kennen darum den protolithischen Menschen vorwiegend nur von dann und dort, wo bestimmte besondere Erhaltungsmöglichkeiten bestanden. Das war hauptsächlich bei Höhlensiedlung der Fall; zur Höhlensiedlung aber kommt der Mensch meistens in kalten Zeiten. Darum ist uns aus dem Protolithikum vorwiegend nur der Eiszeitmensch, nicht der Mensch der wärmeren Zeitspannen erhalten.

Daß wirklich die Erhaltungsbedingungen für die Art der Funde maßgebend sind, zeigt sich auch daran, daß Knochenwerkzeuge in der gleichen Zeit und unter denselben Verhältnissen der Höhlensiedlung aufzutauchen beginnen, aus denen auch in stärkerem Maße Skelettmaterial vorliegt, nämlich im Mousterien. Breuil hat darauf hingewiesen, daß es völlig irrig war, deshalb zu meinen, der Mensch habe überhaupt erst im Mousterien begonnen, Knochen zu verarbeiten, finden sich Knochenwerkzeuge doch sehr reichlich schon in der Kultur des Chinamenschen.

So kommt man zu der wichtigen Einsicht: Der Neanderthaler, wie wir ihn kennen, war Protolithiker, aber nicht alle Protolithiker brauchen darum neanderthalhaft gewesen zu sein. Sie brauchen dem Neanderthaler auch nicht einmal so ähnlich gewesen zu sein, wie die frühesten Menschen, die wir kennen, wie etwa der Chinamensch. Wenn etwa ein Teil der Protolithiker dem Jetztmenschen ähnlicher gewesen wären und seine Vorstufen, wir wüßten es nicht, denn wir hätten höchst wahrscheinlich keine Funde davon.

Was sind denn die für den Kulturbiologen wichtigen allgemeinen Züge des Protolithikums? Protolithikum, das heißt: alleiniges Vorkommen grober und meist großer Steinwerkzeuge. Abgesehen von ein wenig Knochengerät bilden diese die einzigen Funde, einseitiger können also Kulturen kaum überliefert sein!

Das Protolithikum dauerte sehr lange. Unter einer erklecklichen Zahl von Jahrzehnttausenden kommt man aus geologischen Gründen unmöglich aus, wenn man die Zeitansätze auch noch so sehr herunterdrückt. So ist das Protolithikum wahrhaftig prähistorisch im älteren Sinne, ist starr und dauert unvorstellbar lange ohne entsprechend viele erkennbare Kulturwandlungen und Fortschritte.

Natürlich fehlt es nicht an Versuchen zu unterteilen und zu periodisieren. Der Klassiker der Prähistorie Mortillet wollte drei Hauptperioden erkennen: Chelleen, Acheuleen und Mousterien. Er nahm sie als Entwickelungs- und Fortschrittsreihe. Obermaier fügte am Anfang ein gleichberechtigtes Prächelleen hinzu. Diese vier Perioden wurden noch weiter unterteilt. Im Acheuleen soll es ein Levalloisien und ein Micoquien geben, im Mousterien ein Prämousterien, Kleinmousterien und Mousterien mit Acheuleenformen. Menghin wieder will in der gewagtesten Weise drei Kulturkreise auseinanderhalten, die nebeneinanderstehend, *nicht aufeinanderfolgend gedacht sind:* Faustkeilkulturen, Klingenkulturen und Knochenkulturen.

All das sind typologische Anordnungsversuche, für welche die S. 7 ausgesprochene grundsätzliche Kritik am typologischen Vorgehen gilt. Es schafft Formenreihen, weil es selbst die Formen reiht. Geschichte, Entwickelung oder Fortschritt ist damit aber nicht erwiesen. Das Urteil E. Werths scheint durchaus überzeugend: „Jede paläolithische (protolithische) Station hat ihre unverkennbare Eigenart ... Sobald man aber mehrere Stationen zu einer „Periode" zusammenfaßt, versagt die Typologie, im Protolithikum wenigstens, vollständig. Es ergeben sich Widersprüche über Widersprüche und Chaos an Stelle von Ordnung".

Wahrscheinlich ist die Kulturgeschichte der unübersehbar langen Zeiten, die wir Protolithikum nennen, weil wir nur Steingerät aus ihnen kennen, sehr viel wechselvoller verlaufen, als wir uns irgendwie träumen lassen können. Von einer einzigen Fortschrittsreihe kann sicher nicht die Rede sein, ebensowenig aber von drei starren Kulturkreisen im Sinne Menghins.

Es wurde zumindest durch lange Perioden hindurch Stein benutzt. Allezeit wurden dabei die Steinabschläge, die der Zufall des Bruches ergeben hatte, zugerichtet und benutzt. Diese zufällige Mannigfaltigkeit der protolithischen Werkzeuge ist groß, gering ist aber die beherrschte Mannigfaltigkeit verschieden geplanter und gestalteter Werkzeugformen. Die Grenzen zur zufälligen Mannigfaltigkeit sind dabei natürlich fließend. In Chelleenkulturen ist nach Obermaier nur der Faustkeil zu

dieser „beherrschten Mannigfaltigkeit“ zu rechnen, vielerlei Kleingerät wurde daneben zugerichtet, wie es der Zufall eben gab. Für das Mousterien (die Endphase des Protolithikums nach Mortillet) nennt der gleiche Forscher sechs solche „maßgebende Typen“: Handspitze, Bogenschaber, Klinge, Kratzer, Stichel, Bohrer.

Ohne Zweifel haben die protolithischen Menschen die „seinsgesetzlichen Möglichkeiten“ der Feuersteingestaltung in keiner Weise erschöpft, obwohl sie so unvorstellbar lange mit diesem Material arbeiteten. Das wird schon dadurch bezeugt, daß der Jetztmensch aus demselben Material sogleich eine völlig neue technische Welt zu gestalten verstand.

Natürlich schwankt die technische Güte und die Vollkommenheit der Formen in den einzelnen Stationen und Kulturen des Protolithikums. Wahrscheinlich gab es in den älteren Zeitabschnitten nur ziemlich unentwickelte Formen, während späterhin rohes und durchgestaltetes Gut miteinander abwechselt.

Dieser allmähliche Fortschritt hatte so große Zeiträume zur Verfügung, daß er durchaus auf Umzüchtung der kulturtragenden Rasse beruhen könnte. Ein historisch zufällig begründeter Fortschritt geht, einmal eingeleitet, ohne Zweifel rascher vor sich. Rassenbedingtheit der Unterschiede zwischen älteren und jüngeren protolithischen Zeiten ist auch von der anderen Seite her sehr wahrscheinlich: Wir wissen, daß damals ein wesentlicher Rassenwandel erfolgt sein muß, und wir wissen, daß er u. a. in gewaltiger Vermehrung der Gehirnmasse bestanden hat. Das *kann* kulturell gar nicht gleichgültig gewesen sein.

Würde man die vom Chinamenschen stammenden Funde unter europäisches Protolithikum mischen, man würde es nicht merken. Die Unterschiede zwischen roherem und entwickelterem Protolithikum sind *nicht größer, sondern geringer, als man der bestehenden Rassenverschiedenheit nach annehmen möchte.*

In der Gegenwart sind gewöhnlich die Kulturunterschiede größer und offensichtlicher als die Rassenunterschiede. Für das Protolithikum kehren sich diese Verhältnisse beim heutigen Stande der Vorzeitsforschung gerade um.

Neanderthaler und Chinamenschstufe verhalten sich rassenmäßig in gewisser Weise ähnlich zueinander wie heutige Europäer und Australier: sie sind artgleich bei wesentlich verschiedenem Gehirninhalt. Die Vorgeschichtsforschung läßt uns aber vorderhand im Protolithikum keine Unterschiede der Lebenshaltung erkennen, die dem Unterschied zwischen europäischer und australischer Kultur gleichkommen.

Die Maximalleistungen der protolithischen Feuersteingestaltung sind wohl die Acheuleen-Faustkeile. Das sind Gebilde von solchem Formensinn und solcher Regelmäßigkeit, daß man staunend und bewundernd davor

steht. Der Neanderthaler ist nicht zusammen mit diesen Höchstleistungen gefunden. Obermaier schreibt ihm das verhältnismäßig rohe „Klein-Mousterien“ als Hauptkultur zu. Wir wissen nicht: war das die verkümmerte Leistung der durch den Klimasturz schwer bedrohten Eiszeit-Neanderthaler, oder hat der Neanderthaler, den wir kennen, niemals die Maximalleistungen des Protolithikums geschaffen?

Trotz des stolzen Baues der Vorzeitforschung wissen wir eben immer wieder selbst die wichtigsten Dinge nicht! Was man über Kultur und Rasse der Protolithiker sagen kann, fassen die nachstehenden Sätze zusammen: Die Zeit der groben protolithischen Steinbearbeitung fällt mit der Zeit der massigen, lang- und niedrigköpfigen, stirnwulsttragenden, in vielen Merkmalen affenhaft primitiven Menschen zusammen. Die roheren und verfeinerten, formenärmeren und formenreicheren früheren und späteren Abschnitte des Protolithikums sind wahrscheinlich u. a. durch rassische Umzüchtung bedingt. Denn der Gehirnraum der eben bezeichneten Menschenform nimmt während des Protolithikums an Inhalt so sehr zu, daß das nicht ohne kulturelle Auswirkungen geblieben sein dürfte, und auf historisch-zufälliger Erfindung beruhende Fortschrittsreihen lassen nicht Jahrzehntausende auf sich warten.

D. Neanderthaler und Jetztmensch in Alteuropa

Der Neanderthaler ist dem Gehirninhalt nach kaum unter die hochentwickelten Rassen der heutigen Menschheit zu setzen. Der Jetztmensch ist ihm gegenüber aber ein ungleich verfeinertes, wendigeres Wesen, das allenthalben die Massigkeit und Formlosigkeit der Neanderthalkörperbildung von sich getan hat.

Nicht in der Gehirngröße, sondern im körperlichen Anblick versinnbildlicht sich die im Vergleich zum Neanderthaler ganz andere und höhere Kulturfähigkeit des Jetztmenschen am deutlichsten.

Daß zwischen dem Protolithikum und dem Miolithikum (der ältesten Kulturwelt des Jetztmenschen) ein gewaltiger Unterschied besteht, wird von keinem der so verschieden gerichteten Forscher bezweifelt. Menghin nennt die Wende vom Protolithikum zum Miolithikum die wichtigste Wende der Kulturgeschichte. Der skeptische Werth findet, daß man über die zeitliche Zugehörigkeit eines Feuersteingerätes nur das eine sicher sagen kann, ob es ins Proto- oder ins Miolithikum gehört usw. usw.

Vielleicht an keinem anderen Punkte der Kulturgeschichte ist der Zusammenhang von Rasse und Kultur so offensichtlich und überzeugend, wie an dieser Wende. Ebenso wie der Jetztmensch körperlich die Massigkeit

und Formlosigkeit seines Vorgängers abtut, tun es auch seine Geräte. Sie werden kleiner, leichter, handlicher, feiner und bestimmter.

Zusammen mit der Massenabnahme ist wohl die Bewegungsfähigkeit des Menschen eine bessere geworden. Man hat den Eindruck, als hätte ein großes Bereich feinster Bewegungsformen, die für die Kultur entscheidend wichtig sind, erst der Jetztmensch neu hinzugewonnen. „Bewegungsfähigkeit" ist dabei sehr allgemein genommen. Sie umfaßt nicht nur die Handgeschicklichkeit, sondern auch die geistige Beweglichkeit, die feinere Empfindsamkeit. Daraus, daß der ganze Mensch ein anderer geworden ist, erklärt sich auch die physiognomische Symbolik, die darin liegt, daß die Geräte der beiden Rassenkreise in gleichem Sinne verschieden sind wie ihre Schädelformen und ihre Körper. In beidem spricht sich die „Psychomoto-



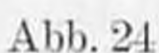


Abb. 24



Abb. 25



Abb. 26

Abb. 24—26. Proto-, mio- und neolithische Höchstleistung der Steinbearbeitung.
Acheuleen-Faustkeil (24), Solutreen-Lorbeerblattspitze (25), nordische Streitaxt (26). Nach Werth u. Schwantes.

rik" aus. Der Unterschied zwischen Neanderthaler und Jetztmenschen ist deutlicher ein Unterschied der „Psychomotorik" als ein Unterschied der „Intelligenz". Verfeinerte Psychomotorik hat aber auch ohne vergrößertes Gehirn höhere Kulturleistungen zur Folge (Abb. S. 11).

Man darf eben Gehirngrößen eigentlich nur innerhalb der Art vergleichen. Wenn die Nervenzentren des Neanderthalers auch nur annähernd ebensoviel unzweckmäßige Massenanhäufung aufwiesen wie sein sonstiger Körper, dann besagt der mit dem Jetztmenschen gleichgroße Schädelbinnenraum sehr wenig.

Die Verfeinerung zeigt sich im Miolithikum daran, daß auf einmal kleinere Werkzeuge führend werden, während sie in der Neanderthalerzeit nur gelegentlich einmal „zufällig passierten" — dann allerdings miolithischen Geräten unter Umständen sehr ähnlich sein können. Verfeinert ist ferner die Technik. Abb. 24—26 stellt proto- und miolithische Maximalleistungen einander gegenüber. (Wie besprochen, ist dabei noch

nicht einmal nachzuweisen, daß wirklich der uns bekannte plumpe Neanderthaler der Urheber der protolithischen Maximalleistungen ist.) Über die Solutreenspitze könnte ein heutiger Steinschläger kaum hinauskommen, über die Acheuleenspitze sehr wohl.

Im Miolithikum ist des weiteren die Anzahl wesentlich verschiedener Steingeräte stark vermehrt. Pfeiffer stellt folgendes „Aurignacieninventar auf Grundlage der französischen Typologie“ zusammen, wozu sogleich gesagt sei, daß das Aurignacien die älteste und damit verhältnismäßig noch formenärmste miolithische Unterperiode ist:

Feuersteinwerkzeuge: Racloirs, Grattoirs, Grattoirs carenés, Perçoires, Burins, Burins latéraux, Burins prismatiques, Burins busqués, Outiles à retouches marginales, Couteaux à points incurvées, Lâmes à dos rabattu, Points de la gravette, Points à pédunele de la Fonte-Robert, Points proto-Solutréennes und noch andere.

Werkzeuge aus Knochen: Poinçons, Epingles, Débris avec coches, Tables à couleurs, Lissoirs, Ciseaux, Spatules, Pointes du sagaie, Pointes d'Aurignac. Speerspitzen verschiedener Art.

Schmuck: Gelochte Zähne, gebohrte Conchylien, Knochenperlen, Farbstoffe, Signalpfeifen aus Renntierphalangen.

Kunstbetätigung; Anfänge der Keramik (?).

Das Aurignacien gehört ebenso wie die Neanderthalerzeit in die letzte Eiszeit, ja beides lief wahrscheinlich gutenteils nebeneinander her. Beides waren Höhlenkulturen. So sind die Erhaltungschancen die gleichen oder fast die gleichen, der Vergleich ist nicht ungerecht.

Inhaltlich am bedeutsamsten ist das Auftreten von Schmuck- und sonstigen Kunstwerken, also von „Kulturgütern, die über das Auge die Seele erreichen wollen“. Erinnern wir uns: Aus der protolithischen Zeit ist nicht die geringste Ritzung vorhanden, die bezeugen würde, daß es damals schon seelenbezogene Kulturgüter gab. Alles, was wir von den Geräten der Protolithiker kennen, ist sachbezogen.

Seelenbezogene Kulturgüter treten also auf, sobald wir es mit dem Jetztmenschen zu tun haben. Und sie treten auf, wo immer wir es mit dem Jetztmenschen zu tun haben: Kein Volk des Jetztmenschen ist ohne Kunst, Religion, Mitteilungsmittel usw. und jedes jetztmenschliche Vorzeitzeugnis läßt in irgendwelcher Weise seelenbezogene Kulturgüter erkennen.

Aus der protolithischen Zeit gibt es nichts davon. Indirekt erschließen will man religiöse Gebräuche der Frühmenschen allerdings aus zwei Befunden: Skelette wurden so gefunden, als ob sie in ritueller Weise bestattet worden wären, und Höhlenbärenknochen wurden so gefunden, als ob sie als Opfer zusammengetragen wären (Le Moustierfund, Petershöhle).

Es mag mit diesen Deutungen seine Richtigkeit haben oder nicht, das ist nicht so wichtig. Denn anzunehmen, daß erst mit dem Jetztmenschen

alles seelenbezogene Kulturgutgestalten plötzlich da wäre, das wäre ja denkbar unbiologisch. Man kann nicht einen so scharfen Unterschied, wie er nicht einmal zwischen Mensch und Tier besteht, innerhalb der Menschheit erwarten.

Annehmen darf man aber dieses: *Im Zusammenhang mit der verfeinerten Psychomotorik müssen dem Jetztmenschen ganze weite Kulturgebiete wesentlich erst aufgegangen sein, die vorher keimhaft geschlummert haben.*

Wenn schon unter heutigen Menschen nur wenige der komplizierten motorischen Leistung des Zeichnens richtig fähig sind, warum soll es den protolithischen Menschen an Zeichenfähigkeit nicht noch um einige Grade mehr gefehlt haben, womit Augenkunst selbstverständlich rassenunmöglich wird.

So wie einige Temperaturgrade mehr oder weniger darüber entscheiden, ob Eiszeit oder warmes Interglazial, können einige Grade weniger an Zeichenfähigkeit dafür den Ausschlag geben, daß die bildende Kunst völlig erliegt. (Die mittlere Jahrestemperatur lag in der Eiszeit wahrscheinlich nur um etwa 5° unter der heutigen.)

Was auf dem Gebiete der Bildkunst am sinnfälligsten ist, muß sich in ähnlicher Weise auch auf anderen, uns noch weniger faßbaren Kulturgebieten auswirken. Z. B. wird man die Protolithiker wohl kaum für Wesen ohne Sprache halten dürfen. Daß aber die Sprache nach Art und Leistung bei ihnen eine wesentlich andere Stellung einnahm als bei allen Völkern der Jetztmenschheit, das ist mehr als wahrscheinlich.

So könnte die Wende vom protolithischen Menschen zum Jetztmenschen hinsichtlich ihrer Kulturbedeutung der Wende vom Tier zum Menschen nahekommen. *So wie durch letztere die sachbezogenen Güter, wäre durch die erstere ein wesentlicher Teil der seelenbezogenen Kulturgüter des Menschen rassisch erst möglich geworden.*

E. Zweierlei Kulturarmut: Alteuropäer und heutige Naturvölker

Für die Frage nach Zusammenhängen zwischen Rasse und Kultur ist die wichtigste völkerkundliche Erscheinung der *Gegenwart* der krasse Gegensatz zwischen Hochkultur- und Naturvölkern. Die wichtigste Erscheinung der *Vorzeit* ist für dieselbe Frage umgekehrt die Tatsache, daß dieser Unterschied nicht immer bestand, daß auch die heutigen Hochkulturrassen einst kulturarm waren.

Scheint der Gegensatz von Hochkultur- und Naturvölkern die rassenbiologische Annahme unterschiedlicher Kulturfähigkeit deutlich zu bestätigen, so scheint das allmähliche historische Werden der Hochkulturen sie

ebenso deutlich zu widerlegen. Wenn der Vorrang der Europäiden und Mongoliden erst einige Jahrtausende alt ist, warum soll er dann nicht ebenso wieder vergehen und einem Vorrang anderer Rassen historisch-zufällig Platz machen?

Eine nähere Untersuchung der gegenwärtigen Kulturunterschiede auf Rassenbedingtheit hat daher nur dann Sinn, wenn man *für die Vorgeschichte zumindest wahrscheinlich machen kann, daß die damalige Kulturarmut ihrem Begabungskern nach eine andere war als diejenige der heutigen Naturvölker.*

Die in den folgenden Abschnitten versuchte Klärung dieser Frage ist vor allem ein *unerläßliches Vorspiel für die Behandlung der Naturvölker.*

Eine zweite besonders brennende Frage des Rassenbiologen an die Vorgeschichte betrifft die Leistungsunterschiede der einzelnen europäiden Rassen, die kulturgeschichtliche Rolle von Norden und Orient, die Indogermanenfrage und den Stil nordischer, dinarischer, mediterraner und osteuropäischer Kultur. All dies wird aber erst im Rahmen der Gesamtbehandlung Europas im dritten Bande seinen sinnvollen Platz haben, denn es greift über die vorgeschichtlichen Zeiten weit hinaus.

Will man behaupten, daß das allmähliche Entstehen der heutigen Hochkulturen nichts gegen die rassische Besonderheit ihrer Träger besagt, dann kann man etwa folgende Gründe ins Treffen führen:

1. Kultur war den Menschen auf keinen Fall geschenkt. Auch die begabteste Rasse mußte sie sich erst ganz allmählich erarbeiten.

2. Die rassische Beschaffenheit der Europäer hat sich stärker verändert als dem oberflächlichen Blick scheint. Parallel mit dem Kulturfortschritt wurden auch Kulturmenschen gezüchtet.

3. Umgekehrt waren die kulturellen Lebensleistungen in verschiedenen Zeiten weit weniger verschieden als uns infolge unserer ungenügenden Kenntnis entlegener Zeiten scheinen will.

4. Waren die Alteuropäer auch kulturarm, so waren sie doch kulturfreudiger als heutige Naturvölker und nahmen Neues williger und mit geringerem Adoptionsdefizit auf.

5. Alteuropäische Kultur hat mit den heutigen Naturvölkern die Armut gemein, läßt aber ein anderes geistiges Wesen erkennen. Die nachfolgenden Abschnitte werden diese fünf Argumente behandeln.

1. Kulturwerden erfordert viel Zeit

Kultur ist dem Menschen auf keinen Fall geschenkt. Sie muß erst erarbeitet werden. Dieses Erarbeiten kann auch bei begabten Rassen das Zeitmaß einer bestimmten Schnelligkeit nicht überschreiten, das ergibt sich aus der kulturellen Ablaufslehre, die im ersten Band entwickelt wurde.

Auch hochbegabte Rassen sind nicht im Durchschnitt, sondern nur in seltenen, unwahrscheinlichen Individuen kulturschöpferisch. Da sehr viele solche selten auftretende Kulturschöpfer zum Entstehen einer Hochkultur nötig sind, ergibt sich schon dadurch ein recht langsames Zeitmaß der Kulturentwicklung.

Erfindungen müssen erprobt und vielfach verbessert und müssen erst allmählich vom ganzen Volk adoptiert werden, müssen sich ihre Stellung in der Seele des Volkes erkämpfen. Das dauert für jede wesentliche Erfindung auch heute noch Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte.

Da die Menschen durch die Art ihres Heranwachsens recht unabänderlich geformt werden, müssen viele wesentliche Neuerungen darauf warten, daß erst ganz neue Menschen heranwachsen. Dadurch ist Kulturwerden an das Zeitmaß der Generationen gebunden.

Wenn man bedenkt, wie viele derartige Vorgänge einzeln ablaufen und sich zu sinnvollen Gefügen verbinden müssen, bevor das Wunder der Hochkultur entsteht, wird man vom Standpunkt der Lehre vom Kulturwandel *viele Jahrhunderte oder einige Jahrtausende als Werdezeit einer Hochkultur geradezu voraussetzen müssen.*

Die verschiedenen Rassen haben ohne Zweifel in der allgemeinen Kulturarmut des ältesten Homo sapiens einen gemeinsamen Start, so wie begabte und unbegabte Schulkinder im 6. Lebensjahr einen gemeinsamen Start haben. Erst später trennen sich die Schüler in Hilfsschüler, Normalschüler und Schüler von Begabtenklassen, noch später in höhere Schüler und Lehrlinge, noch später in Hochschüler und Menschen mittlerer Laufbahn, noch später in Gelehrte und Praktiker mit akademischer Ausbildung, noch später erst in Nationalpreisträger und Durchschnittsprofessoren — ebenso werden sich *auch die Kulturhöhen viel später differenzieren als die Rassenbegabungen, die ihnen zugrundeliegen.*

2. Auch die Rasse der Europäer blieb nicht unverändert

Nicht nur die Kultur, auch die Erbbeschaffenheit der Europäer hat sich in den letzten Jahrtausenden ohne Zweifel vielfach geändert.

Das meiste von diesen Veränderungen entzieht sich unserer Forschung. Wer selbst einmal versucht hat, eine Bevölkerung der Gegenwart rassenbiologisch zu erfassen, der wird vorsichtig sein mit seinen Erwartungen, was und wieviel wir über die feinere Rassengeschichte wissen können.

Auf die einfachsten körperlichen Merkmale gesehen gilt etwa folgendes:

Seitdem es Jetztmenschen in Europa gibt, müssen wir ihnen nach den (an sich nicht eben zahlreichen) Funden, die wir kennen, die gleiche Gehirngröße zubilligen wie dem heutigen Europäer. Ohne Zweifel hat *im*

Europa des Jetztmenschen die Kultur nicht ebenso wie im Protolithikum etwa parallel mit der Vergrößerung des Gehirnraumes zugenommen. Das ist sehr wichtig.

Die Kopfform hat sich in Europa aber stark geändert. Die miolithischen Jäger hatten vielfach so schmale, ja enge Köpfe, wie sie heute nur bei Naturvölkern gefunden werden. Aus Europa sind so sehr schmalköpfige Bevölkerungen in der jüngeren Steinzeit fast ganz, in späteren Zeiten völlig verschwunden. Dafür treten am Ende der miolithischen Jägerzeit, in den Sammlerepochen des Azilien und Tardenoisien allmählich kurze und breite Schädel auf, wie es sie aus dem Miolithikum überhaupt nicht gibt. Die Annahme einer äußeren Rassenzumischung ist bequem, aber durch nichts erhärtbar. Es kann sich ebensogut um Neuentstehung oder Umzüchtung an Ort und Stelle handeln. Der Kurzkopf ist nirgends als älter nachgewiesen als in Alteuropa, und die ältesten europäischen Kurzköpfe sind europäid, nicht negroid oder mongolid gebildet.

Entgegen der rassengeschichtlichen Sage von der östlichen oder südöstlichen Herkunft der europäischen Kurzköpfe stellen kritische Fundbearbeitungen fest, daß die Kurzkopffundorte im Mesolithikum viel eher im Westen (Westalpen, Belgien) und Norden (Schleswig-Holstein u. Aichel) liegen und daß im Neolithikum fast überall in Europa neben einer größeren Anzahl von Langköpfen auch eine gewisse Anzahl von Kurzköpfen festzustellen ist, am meisten außer in Süddeutschland in Belgien und Dänemark. Die kurzköpfigen Individuen lassen sich in der Regel nicht durch den gleichzeitigen Besitz anderer Sondermerkmale als eigene Rasse ausscheiden (Scheidt, 1924). Zu den ältesten Kurzköpfen Ostdeutschlands und Österreichs gehören viele Glockenbecherfunde, die Glockenbecherkultur stammt aber bekanntlich aus Westeuropa! (Geyer, Jankowsky.)

Seit der jüngeren Steinzeit gibt es in Europa ein örtliches und zeitliches Auf und Ab zwischen verhältnismäßiger (aber nie extremer) Langköpfigkeit und starker Kurzköpfigkeit. Die Durchschnittswerte des Längenbreitenverhältnisses des Kopfes schwanken etwa zwischen 75 und 88.

In der großen Linie gesehen, nimmt die Kurz- bzw. Breitköpfigkeit ebenso wie vom Miolithikum zum Mesolithikum und vom Mesolithikum zum Neolithikum auch weiterhin zu, besonders stark wohl im früheren Mittelalter, also in der Zeit der Herausbildung der modernen abendländischen Kultur. Es handelt sich um einen noch nicht genügend erklärbaren Vorgang der Rassenzüchtung. Wesentlich gebremst wurde die Zunahme der Kurzköpfigkeit jedenfalls durch die gut drei Jahrtausende umfassende, in der „Germanischen Wanderzeit“ von 500 v. Chr. bis 1000 n. Chr. (Matthes 1936) ihren Höhepunkt erreichende starke rassische Ausbreitung langköpfiger Nordeuropäer. Die darauf in vielen Ländern folgende rückläufige „Entnordung“ ist, wo sie nicht einfach ein Aufgehen in zahlenmäßig überlegenen Bevölkerungen bedeutet, ebenfalls eine Rassenumzüchtung.

Jedenfalls ist das moderne Europa zumindest seit Beginn der Neuzeit vom Balkan bis zum Baltikum, von Rom bis an die nördlichen Meere und in Frankreich sehr viel und auch in England, Skandinavien und Spanien nicht unwesentlich kurzköpfiger als in den meisten früheren Zeiten.

Sehr breite Köpfe treten in der heutigen Menschheit ebenso einseitig nur bei kulturfähigen Rassen auf wie sehr schmale Köpfe nur bei primitiven Naturvölkern. Die größte Kopfbreite erreichen heute norddeutsche Bevölkerungen.

Leider weiß man heute durchaus noch nicht, was Lang- und Kurzköpfigkeit konstitutionell und seelenkundlich bedeutet. Man sieht nur die Tatsache, daß sich die kurzköpfigen Menschen in anderen Lebens- und Kulturräumen anhäufen als die langköpfigen Menschen (kurzköpfig sind die Rassen der eurasischen und amerikanischen Gebirge, des afrikanischen Urwaldes, vieler Hochkulturen, so daß die Annahme irgendwelcher konstitutioneller und seelenkundlicher Zusammenhänge der Kopfform naheliegt.

Es dürfte auch nicht ohne Bedeutung für die Kulturneigung sein, daß ältere europäische Skelette und Schädel wesentlich derber und massiger sind als die heutigen. Kräftiger gebildet sind nicht nur die Schädel der miolithischen Jägerrassen, sondern auch noch z. B. die Schädel aus der nordeuropäischen Wikingerzeit (vgl. Retzius, Crania suecica antiqua).

Mit drei Möglichkeiten ist hierbei zu rechnen: 1. Die „rauhere Lebensweise" und stärkere körperliche Beanspruchung könnte zu stärkerer Knochenbildung führen, so daß der Unterschied umweltbedingt wäre. 2. Die härteren Lebensbedingungen mußten durch Ausmerze der allzu grazilen Individuen eine verhältnismäßig derbe Rasse herauszüchten. 3. Nur dort, wo es genügend „verfeinerte" Individuen gab, konnte höhere Kultur entstehen.

Wir wollen hier keine Entscheidung zwischen diesen drei Möglichkeiten versuchen, sondern stellen nur neuerdings fest, daß die kulturärmeren Alteuropäer und die kulturreicheren Jungeuropäer einander auch rassisch nicht völlig glichen.

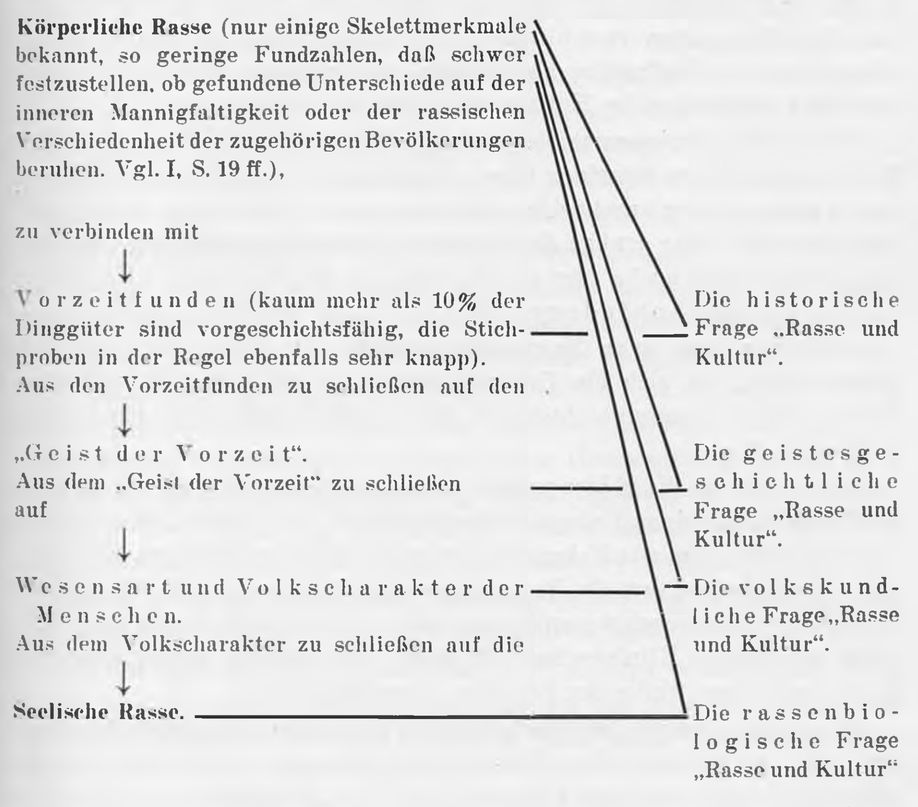
Weitere wichtige rassengeschichtliche Veränderungsvorgänge, die sich in Europa abgespielt haben, sind in dem Entstehen der hellfarbigen Rassengruppen zu sehen, welche dem nördlichen Europa sein einzigartiges rassisches Gepräge geben. Wir wissen nicht, seit wann es Blondheit in Europa gibt, sie muß aber während der Zeiten entstanden sein, denen unsere kulturbiologische Betrachtung gilt: während des Miolithikums, während der jüngeren Steinzeit, während der letzten vorchristlichen Jahrtausende. Die Nordeuropäer treten bekanntlich sofort als blonde Menschen „ins Licht der Geschichte", die Aufhellungsvorgänge müssen also wesentlich vor die Zeit der Schriftzeugnisse zurückreichen.

Die physiologische Anpassungsbedeutung der Hellfarbigkeit ist gut bekannt: Schutz gegen Tuberkulose, Gefährdung durch Licht und Malaria.

Weniger weiß man über die seelische Eigenarten blonder Individuen. E. Jaensch und sein Schüler Rau wollen aber solche im psychologischen Experiment exakt nachgewiesen haben (Besonderheiten der Weltauffassung und des Gefühlsverlaufes).

All das können Hinweise darauf sein, daß sich mit steigender Kultur auch die rassische Beschaffenheit der Europäer verändert hat und daß parallel mit dem Kulturfortschritt auch Kulturmenschen gezüchtet wurden.

Ich bin mir bewußt, daß ich manchen Leser enttäuschen werde, wenn ich nicht näher auf das Einzelne und Spezielle der vorgeschichtlichen Rassenverhältnisse eingehe. Wir werden uns aber, glaube ich, besser verstehen, wenn ich hier noch besonders ersichtlich mache, was alles dazugehört, um in der Vorgeschichte Zusammenhänge zwischen körperlicher Rasse und erbseelischer Kulturfähigkeit wahrscheinlich zu machen. Es sei die Form eines Schemas gewählt:



Von dem vierfachen Sinn, den die Frage „Rasse und Kultur" haben kann (vgl. rechts), interessiert uns hier nur der letzte, tiefste und schwierigste, der nur durch mehrfache mittelbare Schlußfolgerung erreichbar ist. Jeder einzelne der genannten Deutungsschritte ist aber mit gefährlichen Unsicherheitsfaktoren verknüpft! Solange noch der unmittelbare historische Zusammenhang der Vorzeitkulturen mit bestimmten Rassengruppen so umstritten ist, wie tatsächlich der Fall (wie wenig können wir heute noch die Versuche Schliz's billigen, jeder vorgeschichtlichen Kulturgruppe einen besonderen kraniomorphologischen

Typus zuzuweisen, wie unsicher ist die schädelkundliche Unterscheidung von Schnurkeramikern und Megalithbauern, von nordischem Kreis und deutschen Bandkeramikern!), werden wir über die nur sehr mittelbar zu erschließenden rassenseelischen Zusammenhänge erst recht nur große Überblicke versuchen können.

Natürlich darf man sich überhaupt nicht nur an die Rasse der Gesamtbevölkerung halten, wenn man die rassenbiologischen Hintergründe des Entstehens einer Hochkultur erfassen will. Hochkultur ist ja auffallend genug häufig nur die Leistung schmaler ständischer oder Familiengruppen, diese kommen aber nicht von ungefähr zu solch bedeutsamer Rolle. Man muß darum die Verhältnisse der Siebung und der Paarungssiebung (der „familiären Inzucht") noch ganz besonders kennen, um das Werden einer Kultur lebensgesetzlich zu verstehen. Zum Beispiel müssen die Erbanlagen für Höchstleistungen verschiedener Art in der Regel erst durch einige Generationen in bestimmten Familienkreisen angehäuft werden, damit das Auftreten entsprechender Kulturschöpfer wahrscheinlich wird.

Wie alle diese rassenbiologischen Verhältnisse in der europäischen Kulturgeschichte im einzelnen liegen, diese Frage wird das dritte Buch von verschiedenen Seiten anschneiden müssen, wenn es „Hochkultur und Rasse" behandeln will. Hier genüge die allgemeine Feststellung, daß wir vielerlei Anhaltspunkte für ungleiche Erbbeschaffenheit der Europäer verschiedener Völker und Zeiten haben.

Mittelbar kann man Rassenveränderungen in Alteuropa auch dort schlußfolgern, wo sich die Umweltsverhältnisse so tiefgreifend geändert haben, daß es rassengeschichtlich nicht gleichgültig sein kann (vgl. I. Band, S. 22).

Das trifft für die Klimaveränderungen zu. So war es im miolithischen nordalpinen Europa bis gegen 7000 v. Chr. so kalt, daß es landschaftlich etwa dem nördlichen Sibirien glich. Mit dem Eintreten des heutigen Klimas haben sich die Voraussetzungen des Daseinskampfes für die europäischen Menschen wesentlich geändert. Ist es Zufall, daß etwa gleichzeitig mit diesem Klimawechsel die erste, noch mäßige Verkürzung der Kopfformen eines Teiles der Europäer bemerkbar wird?

Eine nicht weniger bedeutungsschwere kulturelle Umweltänderung war der Übergang von der Wildbeute zum Anbau. Die Bauernrasse Alteuropas muß, selbst wenn sie an Ort und Stelle aus der Mitte der Jäger, Fischer und Sammler herausgelesen wurde, charakterlich und funktionell eine wesentlich neue Züchtung darstellen.

Der Schritt zum Anbau ist kulturgeschichtlich sehr schwierig. Der Wildbeuter lebt großenteils von der Hand in den Mund, der Bauer arbeitet hingegen fast immer für eine ferne Zukunft. Die Zeitspanne zwischen dem Auftreten des Nahrungsbedürfnisses und zwischen seiner Befriedigung ist beim Wildbeuter kurz, beim Bauern und in allen späteren Kulturen aber sehr lange. Der Bauer

sät im Frühling für den Herbst, der Schüler arbeitet für sein Erwachsensein, der Fabrikant disponiert auf Jahre hinaus, der Forscher hängt alle Liebe an ein Lebenswerk, das ihn vielleicht als Greis berühmt macht usw.

Verhältnismäßig einfach ist der Übergang zum Anbau unter tropischen Verhältnissen. Dort brauchen die Knollenfrüchte, die seit jeher im Walde gesammelt wurden, nur an einem Platz zusammengetragen werden, damit eine Pflanzung entsteht. Auf dieser findet man, so oft der Hunger mahnt die gleichen Früchte, die vordem zerstreut waren, das ganze Jahr hindurch in bequemer Ballung. Aus dem Wildbeuter ist damit der Feldbeuter (S c h e b e s t a) geworden, der die weiteren Fortschritte der Pflanzenbautechnik in Ruhe und allmählich sich aneignen kann.

Anders im Norden. Unsere Anbaufrüchte sind bis heute ganz andere als die Früchte des deutschen Waldes, die sich als solche nicht zum Anbau eignen. Nicht mit bequem sichtbaren und ohne weiteres genießbaren Knollen beginnt der nordeuropäische Ackerbau — sondern mit den Getreidehalmen, denen man es gar nicht ohne weiteres anmerkt, daß ihre Körner eßbar sind, und die man erst lange behandeln muß, dreschen und worfeln und mahlen und backen, bevor Gebilde vor einem stehen, welche die Eßlust sinnlich reizen können. Getreidebau ist fast so abstrakt, so unsinnlich wie Metallgewinnung. So forderte seine Einführung noch viel schwierigere seelische Umstellung als die tropische „Feldbeute".

Um so mehr ist anzunehmen, daß anfangs keineswegs alle Sippen Getreidebau trieben. Die Funde selbst bezeugen ja auch, daß Sammelleben und Anbau in Nordeuropa lange nebeneinander hergingen. Es war auch nicht Zufall, welche Sippen sich der neuen Technik zuwandten. Ohne Zweifel erreichten diese aber für sich und ihre Nachfahren eine Daseinssicherung, welche weit über derjenigen ihrer Genossen lag, die den alten Weisen der Nahrungsgewinnung treu blieben. So mußte sich die „Ackerbaurasse" durch Geburtensieg häufen. Um wieviel geringer mag wohl allein schon die Kindersterblichkeit bei den Ackerbauern gewesen sein als bei den Wildbeutern, die jeder abnormen Witterungslage, jedem zu langen Winter und jedem zu nassen Sommer hilflos ausgesetzt waren.

Darum muß der Beginn des Anbaues für Europa einen viel stärkeren Rassenwandel bedeutet haben als man das an den wenigen an Skeletten ablesbaren Merkmalen erkennen kann. Seit dem Beginn der jüngeren Steinzeit hat Europa den zähen Filz, das „Menschendickicht" von Bauern, das nicht ohne Grund als der unerschütterlichste Blutquell der europäischen Völker gilt. Soviel auch an rassischer Kraft aus dem Bauerntum herausgesogen wurde, es konnte verhältnismäßig stetig bleiben, solange seine Kopfzahl groß und die Auslesegruppen verhältnismäßig klein waren.

Stetiges Bauerntum und daraus wechselnd aufsteigende Auslesegruppen: das könnten die rassenbiologischen Kräfte sein, die es erst seit Beginn der jüngeren Steinzeit gibt, und die bewirken, daß die europäische Kultur-

geschichte mit dem Aufkommen des Ackerbaues in rascherem Flusse abläuft als vorher.

Man kann sich eine „Kurve des europäischen Kulturanstieges“ konstruieren, indem man unter Berücksichtigung der Zeitdauer jede vom Kulturhistoriker als wesentlich neu erklärte Periode als eine Stufe höher darstellt (Abb. 27).

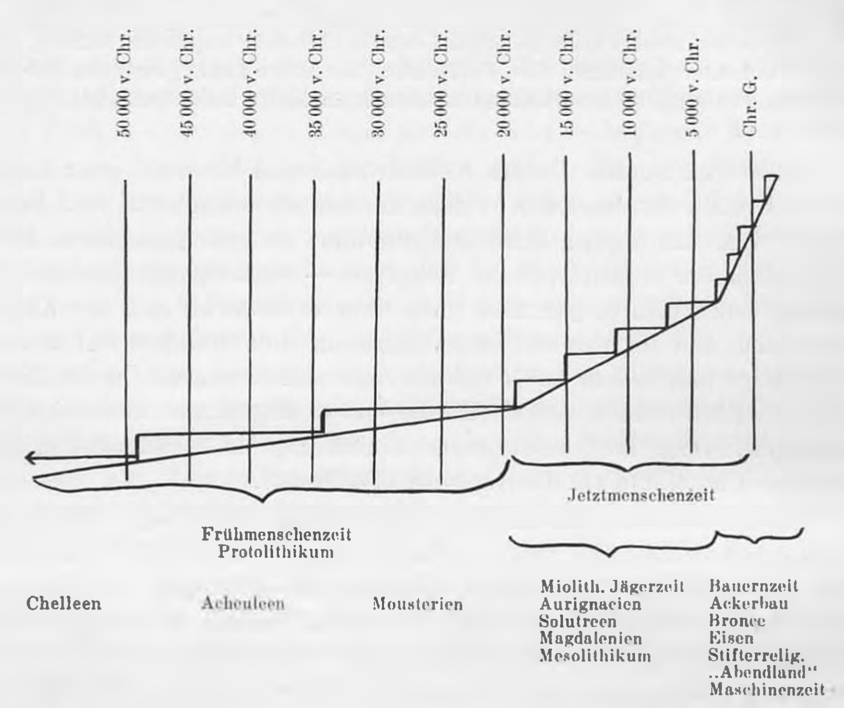


Abb. 27. Schaubild des Kulturanstieges. Jede Stufe höher versinnbildlicht eine neue Epoche, vgl. Text.

Eine solche gewiß willkürlich definierte, aber doch sehr lehrreiche Kurve gewinnt bei Benutzung der heute anerkanntesten vorgeschichtlichen Zeitansätze die Form eines mit zweimaligem deutlichem Knick steilerwerdenden Anstieges. In abgerundeten Zahlen kann man etwa sagen: Begann in der Protolithiker-Zeit höchstens alle 15 000 Jahre eine wesentlich neue Periode, dann in der Miolithiker-Zeit etwa alle 4000 Jahre. Seit Beginn der Jungsteinzeit aber fällt *in jedes Jahrtausend eine neue Stufe der Kultur.*

Auf die großen Fortschritte hin gesehen wird der Kulturanstieg nicht von Generation zu Generation immer steiler. sondern *er war annähernd gleich steil seitdem es in Europa annähernd die Menschen gab. die noch das heutige Europa rassisch tragen.* Das ist immerhin recht bemerkenswert.

Es ist jedenfalls keineswegs so, daß die gleichen Europäer einst das Renntier jagten, dann den Pflug zogen, dann Mönche wurden und heute die Reichsautobahnen errichten. Nicht nur Ablaufsregeln des historischen Prozesses, auch veränderte rassische Beschaffenheit der beteiligten Menschen spiegelt sich in vielen der Steigerungen und Wandlungen, die Europas Kulturstand in den letzten Jahrtausenden durchgemacht hat.

3. Die Lebensleistung der Alteuropäer darf nicht unterschätzt werden

Wir haben im Einleitungsabschnitt gesehen: Halten wir uns nüchtern an die Funde, dann trauen wir den Alteuropäern sicher zu wenig zu, denn die Funde machen schon von den Sachgütern nur etwa ein Zehntel sichtbar.

Was allerdings tun, wenn man nicht in phantastische Luftgebilde entgleiten will? Man kann nur das Vorgegebene möglichst eingehend erforschen und im übrigen unentschieden lassen, was unentscheidbar ist.

Im folgenden wird der Versuch gemacht, die Alteuropäer verschiedener Zeiten mit jenen heutigen Naturvölkern zu vergleichen, denen sie nach dem allgemeinen Wirtschaftsstand ähnlich sind. Was haben die Alteuropäer im Vergleich zu diesen als Wildbeuter, was als Bodenbauer, was als Metallschmiede geleistet?

Für die Bewertung der **miolithischen Jäger und Sammler Europas** hat man nicht viel in der Hand. Man kann einzelne Maximalleistungen nennen.

Die Schlagbearbeitung des Feuersteines und die Knochenbearbeitung hat Formen hervorgebracht, deren Ebenmäßigkeit und Geschick die obere Grenze dessen erreichen, was Material und Technik überhaupt erlauben.

Die Bekleidung war nach Ausweis der Felsbilder eine vollständige Umhüllung des Körpers. Bogen und Pfeil, Tierfallen und Flöten, also eine ganze Reihe von Mechanismen waren nach den gleichen Quellen bekannt.

Die naturabbildende Zeichnung wurde von einzelnen Künstlern so vollkommen ausgeführt, daß auch ein moderner Künstler an Schwung und Gekonntheit der Ausführung nicht mehr leistet (Abb. S. 28).

Von der Zierkunst wissen wir sehr wenig, weil sie sich sicher vorwiegend in vergänglichen Materialien ausgewirkt hat. Wir kennen aber Mäanderritzungen aus Osteuropa, deren Regelmäßigkeit und Kompliziertheit in heutiger altweltlicher Jäger- und Sammlerkunst nicht ihresgleichen hat (Abb. S. 28).

Hunderttausende von Tierknochen und viele Tausende von Feuersteingeräten wurden an der gleichen Stelle gefunden. Auch die Siedlungen sind besonders im Magdalenien z. T. so ausgedehnt, daß eher an größere politische Verbände als an kleine schweifende amorphe Horden zu denken ist.

Die Vorstellung, daß Jäger und Sammler beliebig umherschweifen, ist nach den völkerkundlichen Parallelen ohne Zweifel verkehrt. Auch kulturärmste Wild-

beuterhorden erkennen gegenseitig bestimmte festgelegte Jagdgebiete an. Falsch wäre auch, sich vorzustellen, daß ohne Anbau jedes geformtere Gemeinschaftsleben unmöglich sei. Verschiedene völkerkundliche Beispiele beweisen, daß auch Jagd, Fischfang und Sammeln eine genügende Grundlage für reiches Kulturleben abgeben können.

Heute leben einerseits eine Reihe ausgesprochener Altrassen und Restvölkchen in der gleichen Wirtschaftsform wie die alteuropäischen Miolithiker: Die Australier, die Buschleute, die Feuerländer, die Rassenzwerge. Man kann für jeden einzelnen der genannten Punkte zeigen, daß diese

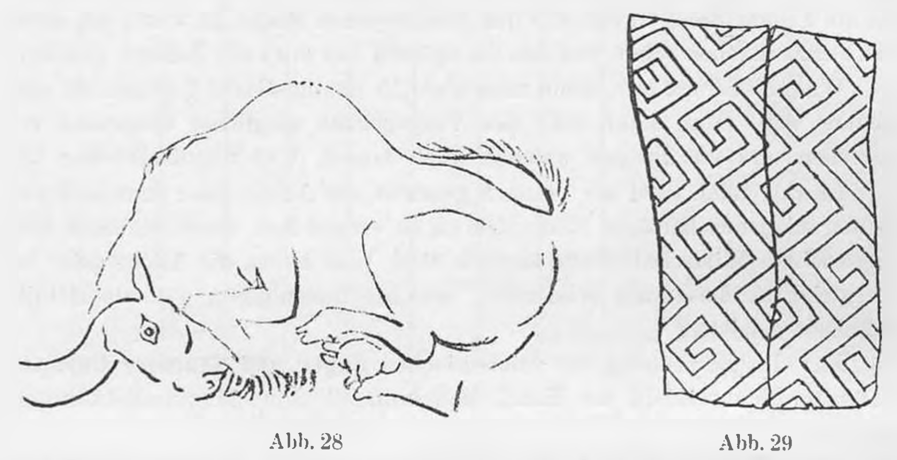


Abb. 28 Abb. 29

Abb. 28—29. Gekonnte Naturabbildung und geometrisches Ornament aus der Zeit der miolithischen Jäger. Aus Hoernes-Menghin.

heutigen Kulturarmen an die Leistungen der Alteuropäer nicht herankommen. Das gilt für ihr Gerät, für ihre Bekleidung, für ihre Zeichnungen und Ornamentik, für ihre Siedelform und die Größe ihrer politischen Gestaltungen. Wir werden uns mit diesem heutigen „Altmenschen" noch ausführlich beschäftigen.

Auf der anderen Seite gibt es in Amerika eine Reihe begabter Naturvölker, die ebenso ohne Anbau leben. In Amerika ist die kulturgeschichtliche Welle des Pflanzenbaues nie so mächtig gewesen wie in Europa, darum gibt es verschiedene Indianergruppen, die eigentümliche und manchmal recht hohe Kulturformen entwickelten ohne zum Bodenbau überzugehen: Kalifornische Indianer, Nordwestküstenindianer, kanadische Jägerstämme. Nach den allgemeinen landschaftlichen und klimatischen Lebensverhältnissen sind die letzteren wohl die genaueste Parallele zu den alteuropäischen Jägern und Sammlern, die heute aufgefunden werden kann. Die Sibirier nämlich, die ja auch in einem dem alteuropäischen ähnlichen Klima leben, sind nicht Wildbeuter, sondern Viehzüchter und außerdem von

nahen Hochkulturgebieten seit langem stark beeinflußt, die Eskimo wieder leben doch unter noch arktischeren Verhältnissen als die eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Europäer.

Wahrscheinlich würde die Kultur der soeben genannten höheren Wildbeuter-Völker bei nur vorgeschichtlicher Kenntnis eher ärmer aussehen als die der miolithischen Europäer. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß die Jäger und Sammler Alteuropas in die Spitzengruppe der Völker mit aneignender Wirtschaftsform einzureihen sind.

Wie steht es nun mit den **jungsteinzeitlichen Bodenbauern** Europas? Wenn man abzieht, daß sie noch kein Metall kannten, lebten sie schon vor viertausend Jahren etwa ebenso, wie heutige entlegene Bauerndörfer Mitteleuropas. Sie kannten schon den Pflug und kannten den Wagen, die bis in die unmittelbare Gegenwart hinein die beiden kompliziertesten Maschinen des europäischen Bauernbetriebes blieben. Sie bauten schon fast die gleichen Feldpflanzen und hatten schon fast den gleichen Nutzviehbestand. Alle diese Kulturgüter wurden in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum erfunden oder übernommen und konnten sich bis in die Gegenwart behaupten. Schon das beweist die Vollkommenheit des jungsteinzeitlichen Lebens.

Genaue Parallelen unter den Naturvölkern gibt es nicht. Die vielen Bodenbauvölker unter diesen haben den Pflug nicht übernommen, sie kennen die für das Bauerntum kennzeichnende Verbindung von Bodenbau und Viehzucht nicht, sie kennen den Wagen nicht, sie bauen so sehr andere Früchte, daß ein Vergleich wesentlich erschwert wird.

Ohne Zweifel gibt es Maximalleistungen naturvölkischen Bodenbaues, die sich neben europäischem Bauerntum durchaus sehen lassen können: Moundkultur und Maisbau in Mittel- und Nordamerika, Reisbau auf gewaltigen, künstlich bewässerten Terrassenanlagen in Südostasien (Ifugao der Philippinen!), Tarobau, Batatenanbau Neuseelands, Yamsterassen Neukaledoniens. Beachtet man die Rasse der hier erwähnten Naturvölker, so handelt es sich mit Ausnahme der letzterwähnten Neukaledonier um Mongolen, Indianer und Polynesier. Das sind Rassen, die wir sowohl ihren körperlichen Merkmalen wie ihren kulturellen Leistungen nach durchaus für hochkulturfähig halten müssen.

Den technischen Leistungen nach sind die jungsteinzeitlichen Europäer nicht minder deutlich als die miolithischen Europäer der Spitzengruppe aller Völker mit gleicher Wirtschaftsform — in diesem Falle also der bodenbauenden aber metallosen Naturvölker — zuzuzählen. Darüber kann kein Zweifel bestehen, sprechen doch außer der Pflanzbaukultur auch Weberei, Töpferei, Steinbearbeitung, Viehzucht in der gleichen Richtung.

Dem Völkerkundler muß auffallen, daß sich der jungsteinzeitliche Hausbau Europas selbst z. B. dem melanesischen gegenüber nicht sehr imponierend ansicht. Die Grundrisse sind verhältnismäßig klein. Die Wiederherstellungsversuche des Oberbaues könnten in dem gesunden Bestreben, nicht phantastisch zu werden, zu karge und nüchtern ausgefallen sein — ein neues Beispiel dafür, daß Vorgeschichte, wenn sie gediegen sein will, Gefahr läuft, die Leistungen eher zu gering erscheinen zu lassen.

Vollkommener als die Steinwerkzeuge aller anderen Völker, also ein absolutes Gestaltungsmaximum, waren die Streitäxte des jütisch-norddeutschen Einzelgräbervolkes (Abb. S. 16). Der europäische Ackerbau kennt nicht die Terrassenbauten, welche der Anbau unter künstlicher Bewässerung erfordert. In solchen Bauten besteht die Maximalleistung des naturvölkischen Bodenbaues. Fähigkeit und Sinn für großes Bauen ist aus der europäischen Jungsteinzeit aber durch die monumentalen Großsteinsetzungen und die ausgedehnten Fluchtburgen genügend bezeugt. Die westeuropäischen Alleën aus Steinkolossen ziehen kilometerweit. Ein Beispiel für höchst kunstvolle Fügung nicht weniger gewaltiger Blöcke gibt Stonehenge in England. Die rheinischen Fluchtburgen dieser Zeit erreichen Durchmesser von einem Kilometer.

Wendet man sich dem zu, was heute über die Kunstleistungen der europäischen Jungsteinzeitleute bekannt ist, dann wird man sich nicht verhehlen, daß es nicht den Rang beanspruchen darf, die wir der Kunst verschiedener Naturvölker einräumen müssen. Ist aber das, was wir aus der europäischen Jungsteinzeit kennen, wirklich weniger als das, was wir von Naturvolkkunst bei nur prähistorischer Erhaltung wüßten? Das muß entschieden verneint werden, denn fast die ganze hochgeschätzte Naturvolkkunst wäre unter solchen Umständen verloren (vgl. Abb. 1—9).

Zeugnis ablegen für ihr Bestehen würden etwa noch die herrlichen, bemalten Töpfe der Puebloindianer. Das ist aber eine Ausnahme, denn bei den meisten Primitiven von heute genießt die Töpferei nicht die Stellung einer Kulturbetätigung, auf die man seine besten künstlerischen Kräfte verwendet. Gerade die Keramik wird vielmehr von vielen Naturvölkern stiefmütterlich behandelt. Ihre alleinige Erhaltung würde das Bild der tatsächlichen Leistungen darum nicht nur ungenügend, sondern geradewegs gefälscht widerspiegeln. Woher nehmen die Erforscher europäischer Vorzeitskunst die Sicherheit, daß das nicht in Europa ebenso gilt?

Auch bei den europäischen Jungsteinzeitleuten könnten in Holz oder in Weberei oder in Flechttechnik oder in Nadelarbeit Gestaltungsleistungen vollbracht worden sein, von denen die Töpfe und Felszeichnungen nicht die geringste stilistische Andeutung erkennen lassen. Was wir an Zeugnissen über diese vergänglicheren Techniken besitzen, ist doch sehr dürftig und stammt gerade aus den sicher nicht kunstreichsten Gebieten (Schnurkeramik und Pfahlbaukreis, vgl. Matthes, Schmidt, Reinerth), kann also die ausgesprochene Vermutung nicht widerlegen.

Neolithische Töpfe sind in ihrer Art ästhetisch vollkommene Gebilde. Man denke etwa an die nordische Keramik: reich und abgewogen in den

Formen, sparsam und geschmackvoll zurückhaltend in den tektonisch unterstreichenden Verzierungen (Schelte ma). An Töpfen mehr Zierkunst zeigen wollen, heißt den Zweck mißachten und die Form auflösen. Warum soll solche Schlichtheit nicht eine höchste künstlerische Gesinnung sein? Nur weil die Jungsteinzeitleute an Töpfen nicht mehr zur Schau stellten, war das Kunstleben ihrer Zeit bestimmt nicht arm. Arm wäre es nur, wenn gerade die erhaltungsfähigen Töpfe das einzige wären, was überhaupt künstlerisch gebildet wurde. Das ist aber wohl durchaus unwahrscheinlich (Abb. 30—32).

So wie wir neben ebenso schlicht gehaltene Möbel reiche Teppiche legen und Tafelbilder darüber aufhängen, kann auch in der Jungsteinzeit sehr gut eine reich verzierende Kunst und eine naturabbildende Kunst neben der schlichten Töpferei bestanden haben. Felsbilder und Tonidole, die aus der Jungsteinzeit erhalten sind, sehen freilich nicht wie gekonnte Naturabbilder aus. Aber vielleicht waren das nebensächliche Erscheinungen, die wir nur wichtig nehmen, weil sie uns gerade erhalten sind.

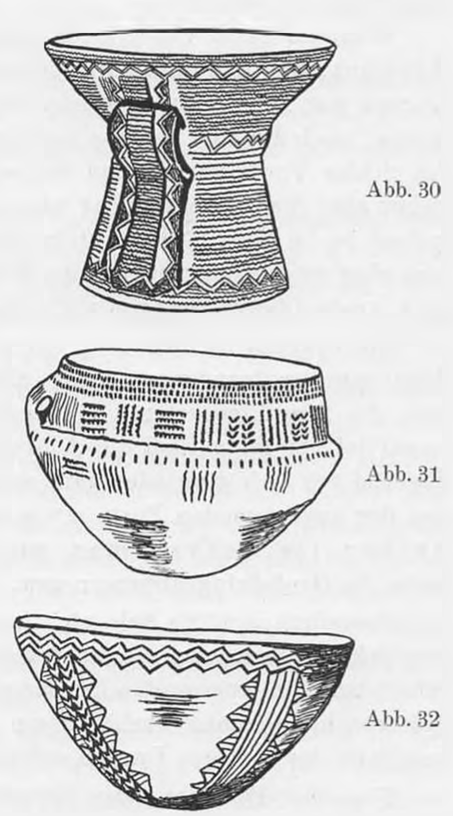


Abb. 30

Abb. 31

Abb. 32

Abb. 30—32. Jungsteinzeitliche Töpferwaren als ästhetisch vollkommene Gebilde (nordische Keramik nach Schwantes).

Wie es um das Glaubens- und um das Gemeinschaftsleben der jungsteinzeitlichen Europäer stand, läßt sich erst recht nur aus kümmerlichen Andeutungen raten. Die Göttergestalten des germanischen Heidentums Thor, Odin und Freya dürften in die Steinzeit zurückreichen (H. Kühn). Großzügigkeit und Großartigkeit der Glaubensvorstellungen ist ohne Zweifel für die Großsteingräber nicht weniger Vorbedingung als eine entwikkelte Technik und Gemeinschaftsorganisation (W. Schultz, Kossina).

Wenn die ägyptischen Pharaonen 100 000 Menschen durch Jahrzehnte als menschliche Werkzeuge in Anspruch nehmen mußten, um eine Pyramide zustandezubringen, so genügten ohne Zweifel die Kräfte eines einfachen Bauerndorfes auch nicht dazu, ein Riesensteingrab zu schaffen, in dem bis zu 100 Tote

ihre Ruhestätte fanden. Gewiß gab es kleine und kleinste Bauten unter den Steingräbern, so wie heute Dorfkirchen. Aber die „Dome“ unter diesen Bauten bezeugen doch aus technischen wie aus seelischen Gründen, daß ihre Errichter mehr waren als einfache Ackersleute.

Die aufgefundenen Siedlungen haben den Umfang großer Dörfer (Pfahlbauten!). Daneben kennt man noch gewaltige Wehranlagen. Es will einem nicht leicht in den Sinn, daß so entwickelte Bauernkulturen, wie die der europäischen Jungsteinzeit, wirklich noch keine stadtartig verdichteten Siedlungen gehabt haben sollten — die Archäologen allerdings behaupten es bis heute.

Während es in Vorderasien (Mohendjo Daro, Susa, Anau, Babylon, Ägypten) Dorf- und Stadtkulturen nebeneinander gegeben habe, sollen in Europa nur Dorfkulturen gelebt haben (Menghin). Überschlägt man einmal rasch die Zahl der aus jungsteinzeitlicher Zeit tatsächlich bekannten Städte Vorderasiens, und überschlägt man, wievielmal wahrscheinlicher eine Stadt unerkennbar untergehen mag, die vorwiegend in Holz gebaut ist im Vergleich zur stein- oder lehmgebauten Stadt, dann kommt man eher zu der Meinung, daß der Boden Europas auch in dieser Hinsicht noch große Überraschungen verborgen halten könnte.

Gut bekannt ist, daß es in der europäischen Jungsteinzeit verschiedene enge aneinandergrenzende, aber weithin gedehnte Kulturgebiete gab, die ihre Eigenart mit erstaunlicher Zähigkeit festhielten. Gut bekannt ist vor allem, daß die Adoption fremder Zierartformen nur sehr zögernd vor sich ging oder ganz ausblieb. Das beweist, daß den Leuten „an der angestammten Form etwas lag“, es bestanden also weiträumige kulturelle Volkstümer, wie die Bandkeramiker, die Streitaxtleute, die Großsteingrabbauern usw.

Besonders deutlich hebt sich in dieser Hinsicht ein nordischer, ein westlich-mediterraner, ein zentraleuropäisch-südöstlicher (donauländischer) und ein osteuropäischer Kunst- und Völkerkreis ab, die sich mit späteren historischen Verhältnissen und mit der Rassendifferenzierung innerhalb des heutigen Europa auffällig gut zur Deckung bringen lassen.

Über das Bestehen oder Nichtbestehen politischer Einheitsgefüge besagen diese kulturellen Volkstümer freilich nur das eine, daß politische Einheiten weniger wahrscheinlich wären, wenn derartige Kultureinheiten nicht bestünden. Denn Fälle weiträumiger Kultureinheit, die doch mit äußerster Enge des politischen Gesichtskreises einhergehen, kennt die Völkerkunde umgekehrt genügend.

Besser als aus dem bloßen friedlichen Dasein erkennt man bei vorgeschichtlichem Fundmaterial die politische Gefügtheit eines Volkes aus raschen und großen Taten, vor allem aus Völkerwanderungen. Völkerbewegungen können sickernd vor sich gehen, so wie es z. B. Tessmann

von den Pangwe Westafrikas beschreibt. Dann sind sie aber weder rasch noch groß. Schnelle Züge großer Menschenmengen haben Organisation zur Voraussetzung.

Man kennt schon aus der Jungsteinzeit archäologisch mehrere solche Großwanderungen: Glockenbecherleute von Spanien nach Nordosten, Schnurkeramiker nach Osten, Streitaxtleute nach Süden und Osten. Die politische Höchstform, die unter heutigen Naturvölkern überhaupt vorkommt, muß diesen Völkern wohl zuerkannt werden.

Für die weiträumigen Handelsbeziehungen der jungsteinzeitlichen Europäer ist z. B. die Spondylusmuschel, die vom Ägäischen Meere bis Ostfrankreich gekommen ist, ein geeignetes „Leitfossil".

Die bildende Kunst ist also das einzige Kulturgebiet, auf dem die jungsteinzeitlichen Bauern Europas möglicherweise von heutigen Naturvölkern übertroffen werden, doch ist gerade diese Frage durchaus unentschieden.

Wir wollen die Vollkommenheit der verschiedenen jungsteinzeitlichen Kulturen Europas nun auch noch untereinander vergleichen, soweit das bei der Kärglichkeit der Erkenntnismöglichkeiten getan werden kann. Es tritt dabei ein Zustand zutage, der dem heutigen Zustand Europas nicht unähnlich gewesen zu sein scheint. In technischer Hinsicht waren die verschiedenen europäischen Kulturgebiete einander in großen Zügen wohl etwa ebensoweit gleichwertig, wie sie es heute sind. Viel geringer war die geistige und künstlerische Einheit, so wie auch heute die seelischen Volkstümer in Europa viel stärker voneinander abweichen als die technische Ausstattung. Jähe Unterschiede der Technik, wie heute zwischen Hochkultur- und Naturvölkern, bestanden innerhalb Europas schon damals nicht; quantitative Unterschiede der technischen Stoßkraft aber, wie heute etwa zwischen Italien und Jugoslawien, Frankreich und Spanien, haben sicher nicht gefehlt, lassen sich an bloßen Funden freilich nicht oft sicher beweisen.

Besonders vollkommene Leistungen drängen sich in Alteuropa ohne Zweifel nicht an einer einzigen Stelle zusammen. In der frühen Jungsteinzeit hatten die Bandkeramiker den besten Ackerbau, in der späteren Steinzeit der nordische Kreis die besten Steingeräte und Häuser (bis 36 m große Scheunen gab es nach Buttler aber seit alters in der mitteldeutschen Bandkeramik). Die Westeuropäer bauten die gewaltigsten Großsteinsetzungen, die West- und Südwestdeutschen (Michelsberger Kultur) nach Schuchhardt die größten Burgen. Südosteuropa zeigt besonderen Farben- und Formenreichtum usw. Wieder darf man als Parallele dazu heranziehen, daß auch im neueren Europa nach Zeit und Kulturgebiet verschiedene Völker das beste leisten; in der Landschaft, im kulturgeschichtlichen Prozeß (in der Zeitabfolge, vgl.

I. Band. S. 209ff.) und in der Rasse liegende Momente spielten in Alteuropa vielleicht nicht ganz so verwickelt, dafür aber auch für uns unerkennbarer zusammen als in den „geschichtsbekannten" Zeiten (vgl. später im III. Band).

Zwei Tatsachen verdienen noch besondere Beachtung: Erstens, daß das vollgültige Europa im soeben besprochenen Sinn in der Jungsteinzeit nur etwa bis zur heutigen russischen Grenze reichte. Östlich davon gab es die kammkeramische Kultur, die technisch um eine ganze Stufe tiefer zu stellen ist als die übrigen Jungsteinzeitkulturen Europas (Pittioni 1936). Zweitens, daß man nach dem klimatisch kaum besser begünstigten Norden Europas hin kein ebensolches Absinken der Kulturhöhe findet, wie nach dem Osten hin. Nordeuropa stand dem übrigen Europa gegenüber zumindest nicht zurück; ja, wie der geschichtliche Ablauf beweist, muß es sogar die stärkste und mächtigste Volkskraft besessen haben, entstanden doch damals Indogermanen und Germanen und wurde ein großer Teil Europas bis nach Südrußland von Wanderwellen nordischer Völker getroffen und tiefgreifend beeinflußt.

Auch in der Gegenwart ist Nordeuropa nicht so sehr selbst der Schauplatz der lebhaftesten Kulturentwicklung, sondern ist es am meisten erstaunlich, daß die allgemeine Kulturhöhe in Nordeuropa trotz aller geographischen Ungunst bis nach Island hin zumindestens nicht abnimmt.

Gehen wir drittens auf die **alteuropäische Metallbearbeitung** über, so verengert sich der Kreis der Naturvölker, die überhaupt zum Vergleich herangezogen werden können, schon gewaltig. Die Indonesier kommen den Schmieden der europäischen Bronzezeit an Geschick der Ausführung und Feinheit der Arbeit wohl etwa gleich. Ihre Metallwerke sind aber immer ein Widerhall indischer und chinesischer Hochkulturanregungen, während die Nordeuropäer der Bronzezeit die absoluten Maximalleistungen der damaligen Menschheit zustandebrachten.

Die Negerschmiede haben, obwohl sie das Eisen schon seit drei Jahrtausenden kennen, nie so sauber, präzise und formenreich gearbeitet wie die nordischen Bronzezeitschmiede schon wenige Generationen nachdem sie den umstürzend neuen Werkstoff Metall kennengelernt haben.

Die Indianer außerhalb der Hochkulturen sind, wie wir später genauer ausführen werden, überhaupt zu keiner Metallkultur gekommen, obwohl die äußeren Bedingungen dazu mindestens ebensogut waren wie in Alteuropa.

Wieder also kommen wir zu dem „Leistungsprädikat": Die Alteuropäer waren an Geschick der Metallbearbeitung vielleicht nicht einzigartig, sie gehören aber neuerdings zur von keinem heutigen Naturvolk übertroffenen „Spitzengruppe" der Leistung.

Beim heutigen Stande unserer Vorzeitkenntnisse darf man also etwa folgendes sagen: Die Alteuropäer sind bei Berücksichtigung der technischen und wirtschaftlichen Grundlagen immer zumindest zu den höchstentwickelten Naturvölkern der gleichen Wirtschaftsweise zu stellen, die wir aus der Gegenwart kennen. Sie waren unter den besten Jägern und Sammlern, waren unter den technisch entwickelten steinzeitlichen Bodenbauern und erreichten erstaunlich rasch den Gipfel naturvölkischer Metallarbeit.

Ein solches Bild ergibt sich, obwohl die heutigen Naturvölker mit dem ganzen Gewicht eingehender völkerkundlicher Beobachtung in die Waagschale fallen, während für die Alteuropäer nur magere Funde Zeugnis ablegen.

Den sichtbarsten und auffälligsten Glanz dieser Zeiten, die vorderasiatisch-nordostafrikanischen Hochkulturen, haben wir dabei noch nicht einmal erwähnt. Wie es auch um Ägypten, Susa, Harappa und Mohendjodaro steht: europäide Menschen waren die Träger dieser ältesten archäologisch bekannten Stadtkulturen sicherlich. Daran, daß, solange überhaupt eine technisch-kulturell-organisatorische Spitzengruppe der Menschheit sichtbar ist, diese von Menschen europäider Rasse gestellt wurde, kann wohl nicht gezweifelt werden. Die ostasiatischen und amerikanischen Hochkulturen, die daneben noch in Betracht kommen, sind sicher jünger.

Hier begnügen wir uns damit, festzuhalten, daß die Lebensleistung heutiger Hochkulturrassen im Vergleich zu derjenigen heutiger Naturvölkerrassen seit jeher Hoch- und Höchstleistung war. Das erkennt man, sobald man sich durch den Unterschied der erreichten Kulturzustände nicht blenden läßt und nach der Art und Weise fragt, in welcher die Menschen vorzeitlicher Epochen die ihnen jeweils aufgegebene Situation gemeistert haben. Kulturbiologisch ist ja ohne Zweifel nicht so sehr das Ergebnis, als Art und Weise des Leistens wichtig.

An diese Art und Weise des Leistens wird der folgende Abschnitt noch von neuen Seiten heranzukommen versuchen.

4. Kulturwandlungsgefälle und Adoptionsdefizit in Alteuropa

Wir sind soeben von den Zuständen der Kultur ausgegangen. Nun wollen wir nach Vorgängen des alteuropäischen Kulturlebens suchen, die rassenbiologisch aufschlußreich sein könnten.

Hochkultur- und Primitivkulturvölker stehen einander heute so schroff gegenüber, weil die Primitiven sehr viele in der Hochkultur vollbrachte Leistungen ihrerseits nicht geschaffen und auch die fertigen Güter sehr lückenhaft übernommen haben (Adoptionsdefizit). Gab es aber nicht auch einmal eine Zeit, wo innerhalb der heutigen Hochkulturvölker Kulturreichtum und Kulturarmut ebenso schroff nebeneinanderstand, wo

etwa Ägypten Pyramiden baute, während sich an der Ostsee nur die Muschelhaufen auftürmten, welche den dort lebenden primitiven Jägern und Sammlern zur Nahrung dienten? Müssen wir danach nicht entweder unsere eigenen Vorfahren ebenso gering einschätzen wie heutige Neger und Melanesier, oder aber umgekehrt auch für die heutigen Naturvölker gerechterweise annehmen, daß ihr primitiver Kulturzustand mit Rasse nichts zu tun habe und daher ausgleichsfähig sei?

Nun waren die Kulturhöhenunterschiede im europäiden Gebiete wohl nie ganz so kraß, wie man sich das ausgemalt hat, außerdem kann man aber wahrscheinlich machen, daß die Alteuropäer, auch als sie kulturarm waren, erfinderischer und weniger adoptionsträge gewesen sein dürften als heutige Naturvölker.

Was die **Erfinderleistungen** Alteuropas angeht, ist zunächst bemerkenswert, daß zumindest seit der jüngeren Steinzeit keine tiefgreifendere Beeinflussung des europäiden Rassengebietes von außen erkennbar ist. Was die europäiden Völker kulturell sind, sind sie ganz vorwiegend aus eigener Kraft.

Die genaueren Entstehungsorte von Erfindungen sind freilich selbst in der Gegenwart oft schwer festzustellen und so ist in dieser Hinsicht unser Vorzeitwissen erst Recht von Zufälligkeiten abhängig. Ein einziger neuer Fund kann genügen um eine neue Hypothese notwendig zu machen!

Ganz abgesehen davon, welcher Rasse die vorderasiatischen Kulturschöpfer der jüngeren Steinzeit des Näheren waren, ist auch bei gleicher Befähigung zwischen Orient und Nordeuropa ein beträchtlicher Unterschied der Leistungsbilanz zugunsten des Orients zu erwarten, weil die äußere Anregungsdichte in der Randlandschaft Nordeuropa ungleich geringer ist (in Skandinavien theoretisch nur ca. ⅓—¼, vgl. I. Band. S. 275), weil das nordeuropäische Klima an der Grenze des eben noch Kulturmöglichen steht, weil die nordeuropäische Naturausstattung infolge der Eiszeit besonders ärmlich ist und weil sich zu alledem noch Stein als das Hauptmittel der vorderasiatischen Kulturen ungleich besser erhält als das dem Norden gemäßere Holz.

Während man aber noch vor nicht allzu langer Zeit gewohnt war, alles wichtige Neue aus dem vorderasiatischen Gebiet abzuleiten, tritt mit fortschreitender Forschung auch das eigentliche und insbesondere auch das nordalpine und nordische Europa als Eigenschöpfer wichtiger Güter in Erscheinung.

Für Nordeuropa stehen ja übrigens Eigenschöpfung und Adoption als Leistungszeugnis beinahe gleichwertig nebeneinander. Denn was die Nordleute nicht selbst erfanden, mußten sie unter so schwierigen Umständen und aus solcher Ferne heransaugen, daß solches Nachahmen fast noch erstaunlicher ist als Eigenschöpfung (vgl. I. S. 118 f.). Man darf nicht vergessen, daß Europa ein von

den Orientalen, und daß Nordeuropa ein von den Südeuropäern niemals oder nur ganz selten betretener Boden ist. Die Glockenbecherzüge von Spanien nach Mitteleuropa oder das mißglückte Unternehmen der Varusschlacht wiegen nicht schwer im Vergleich zu den vielen und folgenschweren Ausgriffsversuchen, die umgekehrt die Nordleute auf den Südboden unternahmen. Die Kulturgüterwanderungen nach Nordeuropa entbehrten daher ebenso wie die Kulturgüterwanderungen vom Orient nach Südeuropa, der so wichtigen Unterstützung durch Völkerwanderungen; sie mußten gegen den bevölkerungsdynamischen Strom vor sich gehen.

Wir geben im folgenden eine Liste möglicher oder wahrscheinlicher Eigenleistungen nordalpiner oder nordeuropäischer Völker:

Rinderzucht, Pferdezucht, Rad und Wagen (würde bedeuten, daß die Nordeuropäer schon die Urväter der höheren Mechanik wären wie sie heute ihre gewaltigsten Vollender sind!), Beil, Streitaxt, Fadenzirkel (verwendet zu den Verzierungen der Bronzezeit), Töpferei (könnte mehrfach unabhängig voneinander entstanden sein), Figurenguß (Sonnenwagen von Throndholm um 1000 v. Chr.!), Großsteinbauten, Schriftzeichen (Vorläufer der im Mittelmeergebiet ausgebildeten Buchstabenschriften), beträchtliche astronomische Kenntnisse, indogermanische Sprachen, Lurenmusik in harmonischer Mehrstimmigkeit, Spiralverzierung, hohe Mythologie, mehrräumiges Viereckhaus, geschneiderte Kleidung. (Kossina u. v. a.)

Viele Punkte in dieser Liste werden unter Fachleuten noch lange und heftig umstritten sein; man wird sich aber auf die Dauer der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die orientfernsten Europäer schon vom Anbeginn der Kulturgeschichte an sehr wesentliche eigenschöpferische Beiträge geliefert haben, sich also in dieser Hinsicht anders verhielten als viele heutige Naturvölker.

Wir fragen nun weiter nach den **Adoptionsleistungen** der Alteuropäer. Über die Zeiten des Jagens und Sammelns läßt sich in dieser Hinsicht kaum etwas sagen, da wir über die Herkunft der damaligen Kulturgüter nichts wissen. Sicherlich sind aber viele jungsteinzeitliche Güter den Alteuropäern von außen her zugebracht worden oder besser: von den Alteuropäern von außen herangesaugt worden. Insbesonders trifft das für alle Güter zu, die über die heimische Naturausstattung hinausgehen.

„Es steht fest, daß zwei der Haustiere und sämtliche Getreidearten der jüngeren Steinzeit des Nordens nicht hier vom Menschen aus Wildformen herausgezüchtet sein können. Sie sind dem Norden aus weiter Ferne überliefert worden" (Schwantes).

Daß Kartoffel, Wein, Zuckerrübe, Melone, Gurke und viele Obstsorten aus dem Süden künstlich in unser Klima gebracht wurden, ist uns geläufig. Aber auch zu Beginn des Anbaues überhaupt mußte sich das Gleiche abspielen. Nun könnte man denken, daß die ersten Nahrungspflanzen von außen kamen, weil eben der Gedanke des Anbaues selbst von außen kam. Es haben sich aber auch später, als die nordalpinen Europäer eifrige und geschickte Pflanzenzüchter ge-

worden waren, nur wenig einheimische Ausgangspflanzen dazugesellt: Ein Zeichen, daß unsere Heimat ihrer Naturausstattung nach schon zum Bauerntum eigentlich zu arm ist und daß nur durch den Aufwand von umso mehr planender Mühe Kultur nördlich der Alpen überhaupt möglich geworden ist.

Wenn also die Bauernkultur aus glücklicheren Ländern im vorderen Asien gekommen ist, wie benahmen sich die Europäer bei ihrer Aufnahme? Der „Weltgeschichte der Steinzeit“ von Menghin entsprechend sind die folgenden Zeitansätze für den Beginn der Jungsteinzeit in den verschiedenen europäischen Gebieten die wahrscheinlichsten:

(Turkestan, Anau	3500—4000 v. Chr.)
(Syrien	3500 v. Chr.)
(Ägypten	3700 „ „)
(Nordafrika	3200 „ „)
Ägäis (Kreta)	3200 „ „
Untere Donauländer	3000 „ „
Mitteleuropa	3000 „ „
Westeuropa	3000 „ „
Südeuropa	3000 „ „
Dänemark und Südschweden	3000 „ „
Baltikum	2500 „ „

Weitaus der größte Teil Europas läßt also keine wesentlichen Zeitunterschiede im Einsetzen des Neolithikums erkennen. Von Spanien bis zum Balkan, von Italien bis Dänemark hätte überall um 3000 v. Chr. die Bauernkultur begonnen. Nun darf man vorgeschichtliche Zeitansätze gewiß nicht wörtlich nehmen. Was Menghin vorbringt, hat aber immerhin den Wahrscheinlichkeitsgrad eines Systemes, das die Ergebnisse in sehr vielen Einzelländern (68 Einzelgebiete führt Menghin an) stimmig vereint.

Jedenfalls zeigt uns die Vorgeschichtsforschung nicht die Adoptionsträgheit heutiger Naturvölker, die gerade zum Anbau besonders langsam übergehen, sondern eine große Aufgeschlossenheit der Alteuropäer für diese wichtige technische Zeiten- und Kulturstufenwende.

Es kann sich nicht um die rasche Ausbreitung eines oder mehrerer vorgeformter Ackerbauvölker handeln, wenn solche Wanderungen (Bandkeramiker, Capsienleute) auch befördernd gewirkt haben mögen. In der Hauptsache wurde die Ackerbau-Kulturanregung von den mesolithischen Jäger-Sammlern an verschiedenen Stellen Europas schnell und selbständig genutzt. Daß daneben lange Zeit auch rückständige Bevölkerungsteile verblieben, wurde S. 25 besprochen.

Bei Verwendung anderer, und heute wohl doch überholter Zeitansätze verschieben sich stärker die absoluten als die relativen Verhältnisse. Wer meinte, daß es um 5000 im Niltal schon Ackerbau gab, der ließ auch das Bauerntum Nordeuropas schon um 4000 v. Chr. beginnen usw.

Sollte die Jungsteinzeit umgekehrt in Europa später begonnen haben als um 3000, dann wird man mit gleichem Recht auch viele orientalische Zeitansätze

noch herunterdrücken müssen, auch in diesem Falle würden also die relativen Verhältnisse unverändert bleiben. Der Ackerbau wäre in Europa trotzdem mit einem Schlag aufgetaucht.

Und für je später man den Beginn der europäischen Jungsteinzeit ansetzt, desto kürzer war das Neolithikum. Je träger etwa der erste Beginn war, desto bewegter erscheint notwendig der neolithische Kulturablauf selbst.

Man kann also die prähistorischen Möglichkeiten drehen und wenden wie man will. Ein starkes Gefälle des jungsteinzeitlichen Kulturwandels und eine aufgeschlossene, adoptionswillige Rasse zeigt das von der Vorgeschichte entworfene Bild auf jeden Fall. Sobald in Europa die überhaupt geschichtlich erhellte Zeit einsetzt, liefern die Europäer in dieser Hinsicht also ein wesentlich anderes Bild als viele heutigen Naturvölker.

Während der Jungsteinzeit ist soviel „passiert", daß ohne weiteres ein Jahrtausend heutiger europäischer Bauernkultur damit ausgefüllt werden könnte. Auf die Sammelwirtschaft folgte der Hackbau, dann der Pflug und dann das Pflug-Gespann. Rad und Wagen führten sich ein. Ein gänzlich neues Steingerät wurde erfunden (nach Schwantes vielleicht in Nordeuropa selbst): das Beil, eine neue Technik der Steinbearbeitung ließ so glatte Werkstücke hervorgehen, als wären sie aus Metall: der Steinschliff. Beil und Steinschliff sind noch weit über die Pflanzbaukulturen hinaus bis nach Australien und in die Südsee, also über die ganze alte Kulturwelt hin verbreitet worden. Töpferei kennt in Nordeuropa schon die letzte Sammler- und Jägerzeit, sie wurde aber vervollkommnet usw. usw.

Nicht nur technisch, auch kunstgeschichtlich ist die europäische Jungsteinzeit inhalts- und wandlungsreich. Megalith-, Schnur-, Band-, Glockenbecher-, Kamm- und Michelsberger Keramik fanden sich nicht nur örtlich nebeneinander. Jede Gruppe läßt in sich Stil und Stufenwandel erkennen und zum Teil überlagern sie sich auch gegenseitig (z. B. Hinkelstein nach Ebert).

Heutige Volkskunststile wandeln sich zähe und langsam. Man muß auch in der historischen Zeit ein Jahrtausend rechnen, wenn man die Wandlungen von Bauernstilen unterbringen will, die uns die jungsteinzeitliche Töpferei zeigt oder ahnen läßt.

Das kulturelle Wandlungsgefälle und die Adoptionsneigungen der jüngeren Steinzeit sind durchaus so, wie auch anzunehmen wäre, wenn die jungsteinzeitlichen Menschen heutige europäische Bauern gewesen wären.

Von den innereuropäischen Adoptionsvorgängen von Volk zu Volk tritt in der späteren Jungsteinzeit die besondere Ausbreitungskraft des aus kargstem Heimatboden erwachsenen „Nordischen Kreises“ am auffälligsten zutage. So wie später die Wikinger in Rußland Hochkulturreiche gegründet haben, hat gerade das nordische Bauerntum die Kammkeramiker kulturell auf die Höhe des übrigen Europa gebracht (Pittioni). Der donauländische Kreis ist aufs innigste mit nordischen Einflüssen gesättigt worden, und auch der westeuropäische Kreis hat viel mehr Einbrüche vom Norden her erfahren als umgekehrt. Es handelt sich dabei sicherlich nicht nur um Eroberungen, sondern um kulturelles Wertgefälle. Wertniedrigere Erobererkulturen gehen nämlich erfahrungsgemäß in der Kultur von Besiegten mit werthöheren Gütern spurlos unter (Kossina, Schuchhardt, Reinerth u. a.).

Ein auffälliges Adoptionsdefizit besteht in Mitteleuropa für die Großsteinbauten der Ostsee-, Nordsee- und atlantischen Länder. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Bauten in erster Linie nicht eine technische, sondern eine religiös-ideelle Erscheinung waren. Glaubensformen und Weltanschauungen stehen sich aber nicht mit so eindeutigem Wertvorrang gegenüber wie Geräte und Techniken. Wenn man will, kann man aus dem Nichteindringen dieser Kultbauten in Mitteleuropa noch den Schluß ziehen, daß dieses Gebiet schon mit einer gleichwertigen Weltanschauung abgesättigt war, die sich nur zufällig nicht in Steinwerk bemerkbar gemacht hat und uns darum unbekannt geblieben ist.

Die reiche Dekorationskunst der unteren Donauländer hat ihren Eindruck bis weit hinein nach Mitteleuropa nicht verfehlt (Jenny 1928).

Die nächste, gut faßbare „Zeitenwende“ ist der Beginn der Verwendung von durch Legierung mit Zinn gehärtetem Kupfer, die Bronzezeit. Leider sind aber die Zeitansätze der einzelnen Vorgeschichtler auch hier sehr verschieden.

Kossina ließ die Bronzezeit Nordeuropas schon um 2300 beginnen, Montelius um 1800, Menghin um 1700, H. Kühn und Forssander um 1600—1500, S. Müller und Åberg um 1400.

Angenommen ist aber wohl, daß der Beginn der Bronzezeit im Norden Europas nur um wenige Generationen später liegt als in Süd- und Mitteleuropa, mit dessen „Aunjetitzer Kultur“ die Anfänge der Bronzezeit Nordeuropas enge zusammenhängen.

In den ersten zwei Jahrhunderten der nordeuropäischen Bronzezeit überwiegen noch eingeführte Gegenstände oder sklavische Nachahmungen davon. Nach diesen zwei Jahrhunderten ist aber die schwierige Technik übernommen, ja es setzt sogar gleich die Blüte der nordischen Bronzezeit ein, jene Epoche, in der Nordeuropa in der Metallbearbeitung dem ganzen übrigen Europa führend voranstand.

Es ist so recht bezeichnend für die schwierigen Voraussetzungen, denen im nördlichen Europa Kultur abgekämpft wurde, daß die Werkstoffe dieser blühenden nordeuropäischen Metallbearbeitung sämtlich durch weiträumigen Handel aus der Ferne erst herangetragen werden mußten: im Gebiet der nordischen Bronzeschmiedekunst selbst gab es keine Metallbergwerke. Das Erz wurde in den Alpen und, wie Witter neuerdings vermutet, schon früh auch in Mitteldeutschland gewonnen.

Berücksichtigt man diese Verhältnisse, dann ist jedenfalls innerhalb Europas die Adoptionszeit der Metallbearbeitung wieder erstaunlich kurz gewesen.

Man kann sich sehr wohl ausmalen, wie anders die gleichen Vorgänge sich abgespielt hätten, wenn es sich um heutige Naturvölkerrassen gehandelt hätte. Das Metall wäre ebenfalls rasch begehrt gewesen. Die sachgemäße Bearbeitung und das Einhandeln von Rohstoffen aber hätten wahrscheinlich viel länger auf sich warten lassen. Die Frage der Adoption von Metallwerkzeugen wird uns noch mehrfach beschäftigen (Australier, Kampa-Indianer, Andamaner).

Wie steht es nun um die Wende zur Eisenzeit? Darf man sich schon die Einführung der Bronzezeit nicht so vorstellen, als ob auf einmal ein neues Kulturalter vom Himmel gefallen wäre, so ist der Übergang zum heute wichtigsten Metall Eisen eine so vielfältige Erscheinung, daß es eine eigentliche „Wende zur Eisenzeit" gar nicht gibt. Man muß vielmehr gleich fragen, welche Benutzungsart des Eisens gemeint sein soll. Es gibt da drei Hauptwenden: zuerst das Kennenlernen des neuen, viel schwieriger gewinnbaren Metalles und seine Verwendung vorwiegend als eines unter vielen Schmuckmaterialien, zuzweit jene Zeit, in der das Eisen kulturell stärker wurde als die Bronze und sie ersetzte, und zum dritten die Zeit, in der das Eisen zur Grundlage einer Formenwelt wird, die wirklich neu ist gegenüber der Formenwelt, die es auch schon in Bronze gab. Diese dritte Wende zur Eisenzeit ist gleichbedeutend mit der Wende zur Maschinenkultur, und damit gleichbedeutend mit der Wende der Technik, in der auch wir heutigen noch stehen. In gewisser Weise beginnt die eigentliche Eisenzeit also erst um 1800 n. Chr.

Erstes Kennenlernen und erste Verarbeitung von Eisen wird heute für Kleinasien auf etwa 1300 v. Chr., für Mittel- und Nordeuropa auf etwa 800 v. Chr. angesetzt. Entsprechend seinem geringen und lange zweifelhaften Wertvorrang der Bronze gegenüber hat sich das Eisen also verhältnismäßig langsam durchgesetzt.

Ein letztes Kapitel alteuropäischen Adoptionsdefizites reicht zu sehr in die „geschichtlichen Zeiten" hinein, als daß wir es hier schon anschneiden wollen: Die Übernahme der „Hochkultur" im Sinne von Städtebau, Feudalwesen, kompliziertem höheren Kult und hoher Kunst durch Mittel-

meervölker, Nord- und Westeuropäer. Diese Frage wird im dritten Buch ausführlich zu erörtern sein.

5. Alteuropäische Kulturarmut und seelische Primitivität

Das Wort primitiv kann heißen: dem geschichtlichen Ursprung nahe. In diesem Sinne erschließt die Vorgeschichte primitive Kulturen, denn wo kommen wir dem Kulturanfang selbst näher als in Vorzeitfunden? Die heutigen Naturvölker hingegen sind in diesem Sinne durchaus nicht primitiv, denn ihre Kultur ist von den Ursprüngen durch ebensolange Zeiträume getrennt wie unsere eigene, sie ist nur viel mehr bei den Ursprüngen stehengeblieben.

Der Ausdruck primitiv wird aber auch in einem seelenkundlichen Sinne gebraucht. Er bedeutet dann, auf einen kurzen Nenner gebracht, eine Seelenverfassung, die stammesgeschichtlich altertümlich oder kindhaft ist, ein Wesen, das die letzten Ausreifungen der Entwickelung nicht mitbekommen hat und unfertig stehenblieb.

Sind in diesem seelenkundlichen Sinne nicht umgekehrt eher die heutigen Naturvölker primitiv, die Alteuropäer aber keine Primitiven, obwohl sie Kulturarme sind?

Ohne Zweifel m u ß ursprungsnahe Kulturarmut und Kulturarmut infolge anlagemäßiger Kulturunfähigkeit aus der Ferne gesehen in vielen Stücken das gleiche Bild ergeben. Nicht nur die technischen Kulturgüter werden beide Male gering entwickelt sein, auch vielerlei Vorstellungsweisen und Einstellungen zur Welt müssen bei ursprungsnahen und bei nicht entwickelungsfähigen Rassen in ähnlicher Weise auftreten: auch kulturfähige, aber kulturarme Völker werden Naturkräfte personifizieren, werden vielleicht mystische Tierverwandtschaft annehmen (Totemismus), werden an Unholde glauben, werden zu zaubern und sich vor Zauber zu beschützen versuchen, werden ratlos vor der Erscheinung des Todes stehen u. v. m. Denn all das sind ja seelenkundlich nächstliegende Hypothesen über die Wirklichkeit, die von besserer, sachlicherer Erfahrung auf jeden Fall nur allmählich verdrängt werden können.

Die Völkerpsychologie hat mit vielem Eifer Belege dafür gesammelt, daß Primitiverscheinungen des Denkens auch in Europa vorkommen und vorkamen, und damit zu zeigen versucht, daß die Europäer vor nicht allzulangen Zeiten heutigen Naturvölkern seelisch gar nicht so unähnlich waren. In diesem Eifer wurde jede Ähnlichkeit unterstrichen, jede Unähnlichkeit aber stillschweigend vorausgesetzt und daher übersehen.

Das germanistische und folkloristische Interesse an Sagen, Märchen und Aberglauben aller Art hat noch nach Kräften dazu beigetragen, die europäischen Völker in einem seelisch möglichst primitiven Licht erscheinen zu lassen. Von dieser Schuld kann man die an sich sehr ideal gemeinte romantische Einstellung unserer Volkskundler nicht freisprechen. Denn jedes alte Weiblein, das noch

irgendwelchen Spuk zum besten gab, und jeder Schwachsinnige, der auf einen volksheilkundlichen Kurpfuscher schwur, wurde als Rest aus der guten alten Zeit vermerkt. Die vielmals sovielen Volksmenschen aber, die „nichts mit solchem Plunder zu tun haben wollen", fielen als volkskundlich uninteressant unter den Tisch.

Das Bestreben vieler heutiger Vorgeschichtler und Volkskundler, von voreiligen völkerkundlichen Parallelen loszukommen, ist kulturbiologisch sehr begrüßenswert. Unkenntnis der völkerkundlichen Erscheinungen freilich wäre eine Beschränkung des Gesichtskreises, die sich früher oder später rächen müßte.

Wenn die Europäer einstmals auch die Naturkräfte personifizierten, haben sie nicht doch recht bald einen großen Bereich natürlicher Wirklichkeit erkannt? Waren ihre Götter nicht immer blasser, weniger zahlreich und dafür erhabener als die wirren Geisterwelten so vieler Tropenvölker? Hat denn im nördlichen Europa die Ekstase und religiöse Verzückung jemals die Rolle gespielt wie in Südindien oder Melanesien?

Wenn die Alteuropäer zu zaubern versuchten, ließen sie sich dadurch nicht doch viel weniger von vernünftiger Durchdringung der Wirklichkeit abhalten als z. B. die Melanesier? Gab es in Europa jemals Zeiten, wo jeder Todesfall als Zauberei galt und durch Mord an einem anderen Menschen gesühnt wurde, wie in Australien?

Man wird mir entgegenhalten, daß eine ganz finstere, abscheuliche Form des Glaubens an Todeszauber sich doch als Hexenglaube noch im 17. Jahrhundert zeige, ja daß sogar Gelehrte davon umnebelt waren. Man muß aber den Spieß wohl eher umkehren und darin einen Beweis dafür sehen, daß es selbst für wissenschaftlich denkende Menschen ungeheuer schwierig ist, das Vorkommen von Todeszauber gänzlich auszuschließen, wenn aus religiösen Gründen die Annahme naheliegt, daß der Teufel gelegentlich auch Naturgesetze zu durchbrechen weiß und sich dabei absonderlicher Frauen bedient. Weitaus der größte Teil der Wirklichkeit war ja für die Menschen dieser Zeit ohne Zweifel schon als natürlich begriffen.

Wenn die Europäer jemals in ausgesprochenerer Weise Totemisten waren, haben sie sich ebenso den Tieren gleichgesetzt, wie das Naturvölker tun, oder handelte es sich nicht immer nur um Symbole, Analogien und Wappentiere?

Ohne Zweifel sehen viele Dinge anders aus, wenn man das alteuropäische Geistesleben nicht mehr mit romantischer und mit evolutionistisch-völkerpsychologischer, sondern mit rassenbiologischer Blickeinstellung betrachtet. Im folgenden seien vier Beweisgründe angeführt, welche der Meinung, die Alteuropäer seien ihrer Seelenbeschaffenheit nach jemals heutigen primitiveren Naturvölkern gleich gewesen, entgegengestellt werden können:

1. Heutige Naturvölker sind bei näherem Zusehen keineswegs allesamt in gleicher Weise „primitiv". Es bestehen ausgesprochene qualitative Unterschiede. Warum sollten sich die Alteuropäer von den

Negern nicht wenigstens ebensostark seelisch unterscheiden wie die Neger von den Malaien oder Indianern oder Kongozwergen? (Vgl. die späteren Schilderungen.)

Man braucht sich z. B. nur einmal vorzustellen, die Alteuropäer seien weniger schwerfällig, zähe und mystisch gewesen als es Indianer sind, hingegen phantasiereicher und stetiger als Neger sind — dann würde eine solche bloße Kombination der jeweils für die Kulturleistung günstigen Charakterseiten zweier heutiger Naturvölkergruppen von der leistungsmäßigen Sonderstellung Europas schon viel erklären.

2. Der dem heutigen europäischen schon gleiche Gehirnraum der Alteuropäer ist wahrscheinlich mit größerer Leistungsfähigkeit verbunden gewesen als der viel kleinere Gehirnraum vieler heutiger Naturvölkergruppen. Auch unter heutigen Naturvölkern haben ja die entwickelungsfähigsten — die nordamerikanischen Indianer, die Polynesier, die südafrikanischen Neger — das relativ größte Gehirn.

3. Es liegt nahe, den Versuch zu machen, auf dem Wege über die Kunst in die Seelenartung der Alteuropäer einzudringen.

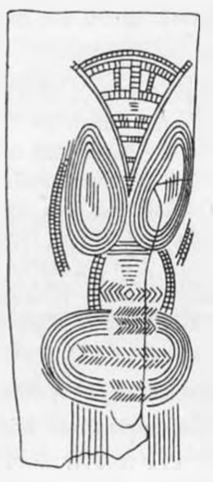






Abb. 33 Abb. 34

Abb. 33 u. 34. Symbolnahe, undifferenzierte Frauendarstellungen aus Miolithikum (33) und donauländischer Jungsteinzeit (34). Aus Hoernes-Menghin und Scheltema.

Die Stärke der heutigen kunstbegabten Naturvölker liegt in erster Linie im freien „formmelodischen" Umbilden von kinderzeichnungshaften Darstellungen, die nur den Ehrgeiz haben, Symbol der gemeinten Wirklichkeit, Vorstellungsersatz zu sein (vgl. den im I. Bande gegebenen Überblick über die Entwicklungsrichtungen der „Kulturgüter, die über das Auge die Seele erreichen wollen"). In solchen naturvölkischen Kunstwerken hängen die drei möglichen Entfaltungsrichtungen im Sinne der Naturabbildung, der Schrift und der unmittelbaren Eindruckswirkung undifferenziert zusammen.

Auch aus Alteuropa kennen wir solche undifferenzierte Darstellungen aus verschiedenen Zeiten. Unsere Abbildungen geben Proben aus der Magdalenienzeit (Miolithikum) und aus dem donauländischen Neolithikum. Viel öfter scheinen aber schon die ältesten europäischen Kunstwerke einem differenzierteren Wirklichkeitsgefühl zu entsprechen, das sehr wohl zwischen Wahrheit, Schönheit und gesetzter Bedeutung zu unterscheiden weiß. Wir haben aus Alteuropa einerseits glänzende Naturabbilder, andererseits geometrische Zierformen.

Man nennt die geometrischen Zierformen der Jungsteinzeit häufig abstrakt, weil es Linien und Zacken und Kreise usw. in der Natur nicht für sich gäbe; die geometrischen Formen müßten aus den Naturdingen durch Prozesse der Abstraktion gewonnen werden. Es wäre verlockend, aber falsch, wenn man dieser Deutung entsprechend im Vorherrschen des geometrischen Ornamentes einen Beweis für starke Abstraktionsfähigkeit der Alteuropäer sehen wollte.

Auch die geometrischen Zierate stehen nämlich nicht für sich allein, sondern sie sind natürlich mit dem zu schmückenden Gegenstand verbunden. Und es gibt für geometrische Verzierung ungleich näherliegende Quellen als die theoretische, gedankliche Abstraktion. Gerade Linien, Zacken, Wellen und Kreise, sind dem Menschen als seine eigenen Bewegungsformen sinnlich-konkret gegeben. Jedes Zustoßen ist eine Gerade, jedes Schwingen eine Welle oder ein Kreis. Darum sind solche Formen von einfachem geometrischem Gesetz auch naheliegendste Formen bei jeder Kritzelei. „Geometrische Ornamente" sind ohne Zweifel vor allem Augenform gewordene Bewegungsformen.

Wo es in Alteuropa Darstellungsversuche von geringer Naturwahrheit gibt (z. B. Felsbilder des bronzezeitlichen Schweden, altslawische Götterstatuen), wirken sie für denjenigen, der vom Studium naturvölkischer Kunst herkommt, oft recht ungeschickt, so etwa wie die Zeichenversuche eines zeichnerisch unbegabten Erwachsenen von heute, der gerne anders möchte als er kann, nicht selbstverständlich wie die „Formmelodien", die ein Kind oder ein Melanesier aus dem unbefangenen Umgang mit seinen bescheidenen Darstellungsmitteln hervorzaubern kann.

Im Vergleich zur Kunst vieler Naturvölker tritt in Alteuropa ferner noch die Freude an der geometrisch komplizierten Form und an der mathematisch exakten Ausführung bemerkenswert hervor. Z. B. Neger haben die nicht allzu einfallsreiche, aber ungemein strenge Regelmäßigkeit, die aus germanischen Bronzezeitverzierung spricht, wohl niemals angestrebt oder auch nur nachgeahmt. Ein Volk, das selbst in der Zierfreude so geregelte Zucht sucht, hat aber sicherlich auch klare Rechner und erfolgreiche Techniker in sich. Das geometrische Gesetz auch komplizierter Broncezeit-Schmuckformen hat Krumbein (1937) aufzuzeigen versucht.

Es ist wohl auch kein Zufall, daß die strenge Regel und die starke Differenzierung der Kunstrichtungen in der Vorzeit gerade im Nordischen Kreis am meisten hervortritt, während sich im donauländisch-bandkeramischen Kreis,

der von dunkleren und kurzköpfigeren Menschen getragen worden sein dürfte, viel eher Parallelen zu undifferenzierten naturvölkischen Kunstwerken aufweisen lassen. Die Vorziehensneigungen typischer nordeuropäischer und südosteuropäischer Bevölkerungen unterscheiden sich wohl heute noch in gleicher Richtung wie im dritten vorchristlichen Jahrtausend.

4. Will man sich anschaulich machen, auf welche Weise eine Bevölkerung kulturarm sein kann, ohne im Sinne der heutigen Naturvölker primitiv zu sein, dann braucht man nur daran zu denken, daß auch in der Hochkultur die Mehrzahl der Menschen und ganze Stände kulturell nicht „auf der Höhe der Zeit stehen". Macht

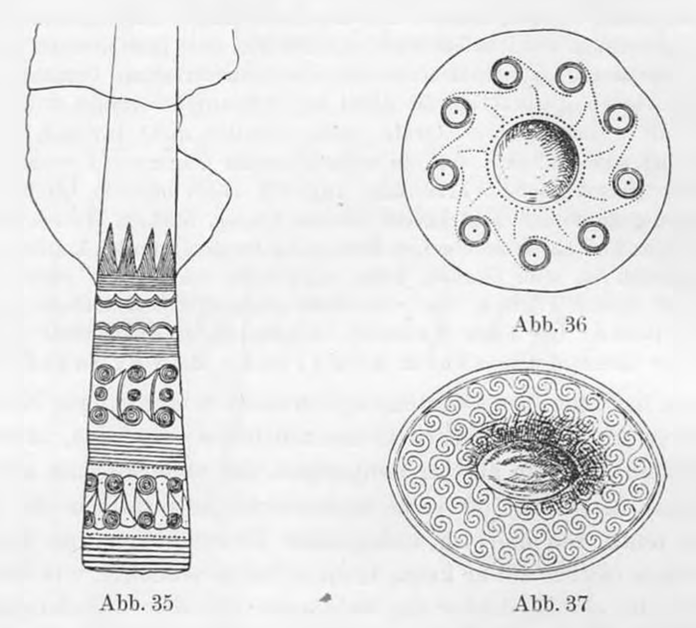


Abb. 35—37. Die strenge, regelmäßige Zierkunst der Bronzezeit. Lanzenspitze n. Schwantes. Schwertgriffblätter n. Nischer-Falkenhof.

wie Bildung wie Kunstgeschmack wie Technik und jede andere Hochkulturleistung wird ja auch in Europa jeweils nur durch eine verhältnismäßig enge Menschenschicht voll verkörpert. Wir haben den kulturarmen Menschen durchaus noch selbst in unserer Mitte. Ist er deshalb gleichzeitig naturvölkisch-primitiv? Wir wollen uns das am Bauerntum überlegen, weil dieses den städtischen Hochkulturformen kulturell am selbständigsten gegenübersteht.

Obwohl alle städtischen Kulturmenschen Europas von Bauern abstammen, sind sie allerdings Bauern auch rassisch nicht ganz gleichzusetzen. Sie stellen schmale Auslese-, Siebungs- und Paarungssiebungsgruppen dar, in denen jeweils andere Erbbegabungen weit über den all-

gemeinen bäuerlichen Durchschnitt hinaus gehäuft sind. Ohne Zweifel sind „seelisch primitive“ Menschen (für den Begriff vgl. S. 42 f. und 65 ff.) im Bauerntum im ganzen häufiger als z. B. im Offizierskorps oder unter den Mitgliedern eines Schauspielhauses oder unter den Bürgermeistern der europäischen Großstädte. Das ergibt gewisse Ähnlichkeiten zwischen Naturvölkern und europäischen Bauern, die erbbiologisch bedingt sein mögen.

Andererseits weicht die Lebenssituation der europäischen Bauern in folgenden Momenten von der Lebenssituation der Naturvölker ab:

Arme Bauerndörfer sind nicht nur kulturarm, sondern arm im Geldsinne, d. h. durch die Kultureinrichtungen selbst daran gehindert, sich das, was sie sich wünschen, auch zu verschaffen. Naturvölker stehen freier in einem viel weniger ausgenutzten Lebensraum. Arme Leute in der Hochkultur würden sich sogleich ein anderes Leben einrichten, wenn sie Geld hätten. Naturvölker wüßten mit Geld nichts anzufangen. Was Menschen anzufangen wüßten, wenn sie Geld hätten, ist ein besonders scharfer Prüfstein zur Unterscheidung zwischen seelischer und von außen erzwungener Kulturarmut.

Auch in anderer Hinsicht sind Bauern zu sehr in die Hochkultur eingebettet, als daß man sie ohne weiteres mit Naturvölkern von ähnlich breitem Kulturbesitz vergleichen könnte. Verwaltung, Straßenpflege, Heilpflege, Außenpolitik, Rechtsprechung u. v. a. m. sind alles Dinge, die eine Naturvölkergemeinschaft aus sich heraus leisten muß, während sie selbst dem entlegensten Bauerndorf durch die „Stadtfracks“ abgenommen sind.

Dafür wird aber aus Bauerndörfern umgekehrt jedes auffallend begabte Kind mit großer Wahrscheinlichkeit auf irgendeine Weise in die Stadt abgesogen und geht dadurch der Lebensbilanz seines Heimatdorfes verloren. Da die wichtigen Schritte der Kulturgeschichte ganz in der Regel an auffallend begabte Individuen gebunden sind, ist auch aus diesem Grunde die Leistungsbilanz eines Bauerndorfes nicht mit derjenigen einer Naturvölkersiedlung zu vergleichen, die ihre Begabten unter sich behält.

Das Kulturverhalten der höheren Stände sieht in gewisser Weise nur deshalb so anders aus als das der Bauern, weil es zum Wesen der Hochkultur gehört, daß in ihr bestimmte besonders Begabte den Durchschnitt tyrannisieren, ihm ihre Art aufzwingen. Die Durchschnittsmenschen der kulturell führenden Stände müssen, wenn sie standesgemäß leben wollen, gebildet, mildtätig, kunstbegeistert, mondän tun, auch wo ihnen nicht danach zu Mute ist. Unter Bauern darf der Mensch in vieler Hinsicht freier der sein, der er wirklich ist, eher geben dort umgekehrt die Primitiveren tyrannisierend den Ton an.

Auch bei voller Beachtung aller dieser Momente läßt sich aber der tiefe Unterschied in der seelischen Grundhaltung von europäischen Kulturarmen und primitiven Naturvölkern nicht verkennen.

Wenn sich bei vielen Naturvölkern den Beobachtern immer wieder das Stichwort „Kindlichkeit des Verhaltens" aufdrängt, hat das gleiche Stichwort bei der Schilderung des europäischen Bauerncharakters keine gleich dringliche Verwendung gefunden. Bauern sind ja nicht unbekümmert heiter, leben nicht in den Tag hinein, sind nicht jähzornig und gleich wieder versöhnt. Sie verrichten ruhig und gemessen ein Tagewerk, das sich ihnen mit nicht weniger Ernst und weitgespanntem Zusammenhang zur Lebensarbeit rundet wie anderen Erwachsenen unserer Rasse. Sie zeigen nicht den kindlichen Hang zum Lügen und erst recht nicht überströmende Phantasie. Sie stehen nüchtern und sachlich in den Notwendigkeiten ihrer Welt. Für dumm und einfältig gelten sie oft, selten aber für große Kinder. Ihre Welt ist bescheidener als diejenige der „Menschen auf der Höhe der Hochkultur", dem Stil nach dieser aber doch in vieler Hinsicht gleich.

So zeigen unsere Bauern und ebenso andere kulturarme Schichten Europas, daß man *sehr wohl auf eine andere seelische Weise arm an Kulturgütern sein kann als viele heutige Naturvölker.*

Natürlich ist auch nicht zu erwarten, daß die Jungsteinzeitbauern schon ganz das gleiche Bild boten wie heutige europäische Bauern, aber zumindestens gleich gut oder gleich schlecht wie mit heutigen Naturvölkern sind sie diesen sicherlich vergleichbar.

Wenn man sich etwa die Ertebölle- oder die Kjökkenmöddingerleute oder schließlich beliebige Vorzeiteuropäer ansieht, fragt man sich freilich unwillkürlich: Wie ist es möglich, daß eine begabte Rasse in solchen Zuständen leben konnte und leben mochte? Da aber Kultur nicht geschenkt ist und erst langsam errungen werden mußte, wie sollte es anders sein? Sollten etwa alle Vorzeiteuropäer, die es noch nicht so herrlich weit gebracht hatten, wie wir Gegenwärtigen allesamt deswegen ihres Lebens nicht froh geworden sein?

Sie *kannten* nichts anderes als ihre damaligen Zustände, warum sollten sie dann die Unvollkommenheit ihrer Kultur nicht als eben so selbstverständlich hinnehmen wie wir den Tod, den Krebs oder die langen finsteren Wintermonate, also jene Dinge, deren Beherrschung durch den Menschen auch uns noch unvorstellbar scheint?

Sie *sahen* natürlich schon in Gütern *Fortschritte*, die uns heutigen lächerlich unvollkommen erscheinen, denn sie verglichen ja nicht mit dem heutigen, sondern mit dem unmittelbar vorangegangenen Zustand.

Wie steht es denn etwa heute noch mit den kindlich-steifen Marterlbildern, die unsere Alpenstraßen säumen? Das „Publikum", der Bauernmaler, hält die

Naturtreue gewiß nicht für erreicht, aber es bestaunt vor allem, daß die Menschen, Tiere und Bäume sehr viel besser hingekriegt sind als ein gewöhnlicher Bauer es könnte. Darum befriedigt das Marterl und gilt als bewundernswerte Leistung.

Sie wollten glücklich sein, darum richteten sie sich in den Unvollkommenheiten der Erdenwelt so gut wie möglich ein. „Glücklich ist, wer vergißt, was doch nicht zu ändern ist.“ Wenn das „Glück“ erst mit dem Kulturfortschritt käme, so wäre das eine unerhörte Grausamkeit gegen alle frühen Geschlechter. Tatsächlich hat jedes Lebewesen die barmherzige Fähigkeit, sich in unglaublichem Maße mit seiner Welt abzufinden, so wie sie ist, und trotzdem zu lachen.

Es gibt in jedem Kulturzustand Bedürfnisse, die so leicht erfüllbar sind, daß man sie vergißt, und Bedürfnisse, die so schwer erfüllbar sind. daß man nicht daran zu denken wagt. Zwischen beidem liegen jene Güter. die erhofft, umkämpft und bitter vermißt werden.

Auf das Glück des Atmens vergißt man und an ein ewiges Erdenleben wagt man nicht zu denken.

Zwischen diesen Extremen liegen jene Güter, die erhofft, umkämpft und bitter vermißt werden. Diese Mittelzone ungedeckter, aber als deckbar geglaubter Bedürfnisse macht den Inhalt des Kulturstrebens jeder Zeit aus. Sie liegt natürlich in der älteren und jüngeren Steinzeit, in der Eisenzeit und in der Maschinenzeit jeweils ganz wo anders. Kennzeichnend für europäische Rassenbegabung ist aber, daß immer eine breite Zone solcher umkämpfter Güter vorhanden war und keine europäische Epoche des Strebens müde wurde. Die Europäer, und unter ihnen am drängendsten die in karger und harter Landschaft zur stärksten und ausbreitungskräftigsten europäischen Vorzeitrasse herangewachsenen Nordeuropäer wollten immer schier Unmögliches vom Himmel holen; nur war es das eine Mal der Ackerbau, ein anderes Mal das unendliche Jenseits, ein drittes Mal das Fliegen und das Fernsehen.

Schrifttum

Åberg, N., 1918, Die Typologie der nordischen Streitäxte. Mannus Biblioth. 17, Würzburg. — Aichel, O., 1933, Der deutsche Mensch, Jena. — Breuil, H., 1932, Le Feu et l'industrie lithique dans le gisement du „Sinanthropus“, L'Anthropologie, Paris. — Buttler, W., 1938, Der donauländische und der westliche Kulturkreis d. jüng. Steinz. Handbuch d. Urgesch. Deutschlands 2. Berlin und Leipzig. — Ebert, M., 1924—32, Reallexikon der Vorgeschichte, 15 Bände, Berlin (!!!). — Forssander, J. E., 1936, Der ostskandinavische Norden während der ältesten Metallzeit Europas. Lund. — Geyer, E., 1935, Die Rassen und Völker auf dem Boden Österreichs. In: Die bildende Kunst in Österreich. Baden b. Wien. — Hahne, H., 1935, Das vorgeschichtliche Europa. 2. Aufl., Leipzig. — Hoernes-Menghin, 1925, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien. — Jakob-Friesen, K. H., 1928, Grundfragen der Urgesch.-Forsch.,

Hannover. — Jankowsky, W., 1931, Waren die Glockenbecherleute dinarischer Rasse? Anthrop. Anzeiger. — Jenny, A. v., 1928, Zur Gefäßdekoration des donauländischen Kulturkreises, Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien. — Keiter, F., 1936, Menschenrassen in Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig. — Kossina, G., 1896, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, Z. d. Vereines f. Volkskunde 6. — Ders., 1934, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 6. Aufl., Leipzig (!!). — Ders., 1934, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Leipzig. — Krumbein, C., 1937, Geometrie im vorgeschichtl. Kunsthandw. „Mannus". — Kühn, H., 1929, Kunst und Kultur der Vorzeit Europas, Berlin und Leipzig. — Ders., 1935, Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands, Berlin. — „Mannus", Zschr. f. Vorgeschichte, Begründer G. Kossina, Herausgeber H. Reinerth, Leipzig (viele einschl. Arbeiten). — Matthes, W., 1934, Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge, „Altschlesien" 5. — Ders., 1936, Die Gliederung der altgermanischen Zeit, „Mannus". — Menghin, O., 1931, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien. — Montelius, O., 1903, Die älteren Kulturperioden im Orient und Europa, Bd. I, Die typolog. Methode, Stockholm. — Much, M., 1907, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtl. Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas, Jena. — Obermaier, H. J., Der Mensch der Vorzeit, Berlin, München, Wien. — Pfeiffer, L., 1920, Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen, Jena. — Pittioni, R., 1937, Allgemeine Urgeschichte und Urgeschichte Österreichs, Leipzig und Wien. — Radig, H., 1936, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland, Diss. Leipzig (u. gl. Titel Mannusbibl. 43). — Rau, K., 1936, Untersuchungen zur rassenpsychologischen Methode, Leipzig. — Reche, O., 1908, Zur Anthropologie d. jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. Arch. f. Anthropol. — Reinerth, H., 1936, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen, Augsburg. — Ders. u. a., 1937, Haus und Hof im nordischen Raum, 1. Band, Leipzig. — Retzins, G., 1899, Crania suecica antiqua, Stockholm. — Riek, G., 1935, Kulturbilder aus der Altsteinzeit Württembergs, Tübingen. — Rust, A., 1937, Eiszeitliche Renntierjäger in Holstein, Neumünster. — Scheidt, W., 1924, Die Rassen der jüngeren Steinzeit, München. — Scheltema, F. A. v., 1923, Die altnordische Kunst Mauritius, Berlin. — Ders., 1936, Die Kunst unserer Vorzeit, Leipzig. — Schliz, A., 1908, 1909 u. 1910, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Arch. f. Anthropol. — Schmidt, R. R., 1930/36, Jungsteinzeitsiedlungen im Federseemoor, Augsburg-Stuttgart. — Ders., 1934, Der Geist der Vorzeit, Berlin. — Schuchhardt, C., 1935, Alteuropa, Kulturen — Rassen — Völker, 3. Aufl., Berlin. — Schulz, W., 1934, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, München. — Schwantes, G., 1934 ff., Die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins, Neumünster. — Sprockhoff, E., 1938, Die nordische Megalithkultur, Handb. d. Urgeschichte Deutschl. 3, Berlin und Leipzig. — Teilhard de Chardin u. Pei, 1932, The Lithic Industry of the Sinanthropus Deposits in Chou-kou-tien, Bull. Geol. Surv. China XI. — Tessmann, zit. S. 212. — Wahle, E., 1924, Vorgeschichte d. deutschen Volkes, Leipzig. — Weidenreich, F., 1935, The Sinanthropus Population of Chou-kou-tien, with a preliminary Remark on new Discoveries, Bull. Geol. Survey, China. — Werth, E., 1928, Der fossile Mensch, Berlin. — Witter, W., 1934, Über vorgeschichtliche Metallgewinnung in Mitteldeutschland, Nachrichtenbl. dt. Vorzeit. — Ders., 1936, Woher kam das Zinn in der frühen Bronzezeit? „Mannus" 28.

II. Hauptabschnitt: Die heutigen Naturvölker

A. Allgemeine Grundlagen

I. Rasse, Menschenzahl und Raumbesitz in der heutigen Menschheit

Wenn man der Meinung ist, daß alles, was Menschenantlitz trägt, gleich sei, dann müßten von zufälliger Gunst und Ungunst des Schicksales abgesehen alle Menschenrassen unbeschadet ihrer körperlichen Unterschiede, ihrer verschiedenen Gehirngröße und ihrer verschiedenen stammesgeschichtlichen Stellung einander an Zahl etwa gleich sein und müßten gleichgroße und einander etwa gleichwertige Räume besetzt halten. Denn da Kultur Anpassungshilfe ist, muß gleiche Kulturfähigkeit vor allem anderen zur gleichmäßigen Behauptung der Lebensräume und zur gleichmäßigen Erhaltung der Rassen, also zu ungefähr gleicher Kopfzahl führen.

Nichts beweist die gelungene Anpassung unwiderleglicher als Raumbesitz und Kopfzahl einer Rasse.

Wenn alle Rassen gleich tüchtig und gleich tauglich sind, dann ist nicht einzusehen, warum die eine Rasse begehrenswertes Land, die andere nur Kümmergebiete ihr eigen nennen oder warum die eine Rasse zu vielen hundert Millionen Menschen anschwellen sollte, während die andere auf wenige hundert Menschen zusammenschmilzt. Solche Vorgänge sind zu vielfältig, langedauernd und wechselreich, als daß bloßer historischer Zufall sich nicht im Endergebnis großenteils ausgleichen müßte.

In Einzelfällen können kriegerisches Glück und Unglück, Krankheiten oder zeitlich begrenzter Vorrang im Besitz anpassungswichtiger Kulturgüter Verschiebungen bedingen. Sind die Rassen aber gleich tüchtig, dann wird jede Rasse etwa gleich oft Glück und Unglück haben, und das Endergebnis wird die gleichwertige Anpassungsleistung ausweisen.

Die tatsächliche Zusammensetzung der heutigen Menschheit *widerspricht solchen Erwartungen desjenigen, für den alles, was Menschenantlitz trägt, gleich ist, in sehr schroffer Weise*. Das Schaubild S. 52 zeigt die *Kopfzahlen* der heutigen großen Rassengruppen. Man sieht zwei Großrassen von vielen hundert Millionen Menschen, die einander ungefähr die Waage halten: Die Euro-

päiden und die Mongoliden. Man sieht eine dritte Großrasse, die noch immer über hundert Millionen zählt, aber damit doch schon weit hinter Europäiden und Mongoliden zurückbleibt: Die Negriden. Und schließlich sieht man eine ganze Reihe von Rassensplittern, die körperlich nicht weniger voneinander verschieden sind als Europäide, Mongolide und Negride, aber alle zusammen noch nicht einmal die Zahl einer Million Menschen erreichen (E. v. Eickstedt glaubt allerdings noch Millionen von Weddiden im vorderindischen Dschungel versteckt).

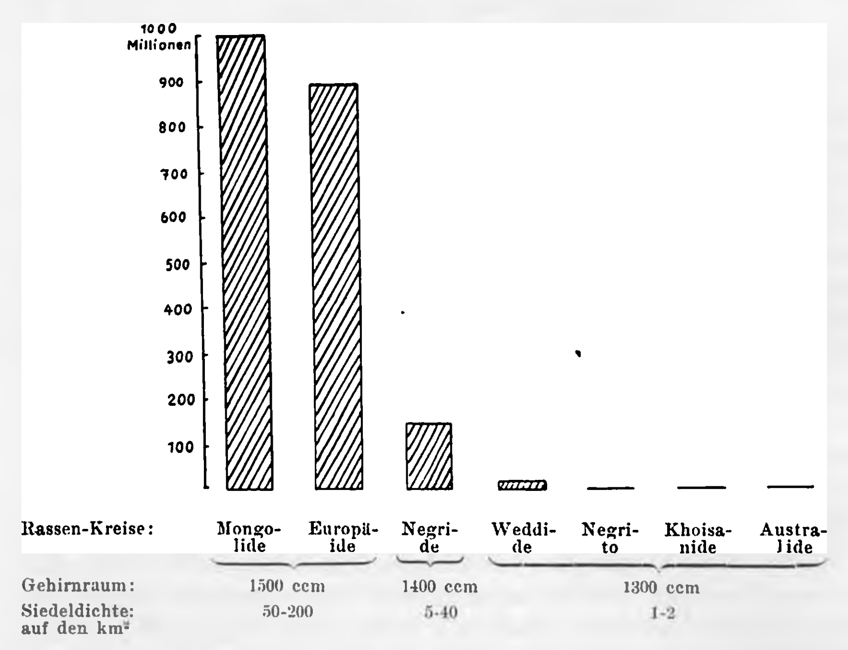


Abb. 38. Rassenkreise, Kopfzahlen, Gehirnraum und Siedeldichte in der heutigen Menschheit (grob schematisch!).

Ist das historischer Zufall? Wir haben schon begründet, warum ein solcher Zufall schon für sich allein recht unwahrscheinlich wäre. Es kommt aber noch allerlei anderes hinzu. Ist es auch noch Zufall, daß sich die Gehirninhalte in der heutigen Menschheit wieder genau parallel der Menschenzahl der entsprechenden Rassen abstufen? Sie betragen bei Europäiden und Mongoliden wieder ungefähr gleichviel, nämlich durchschnittlich etwa 1500 ccm, bei Negriden aber deutlich weniger, 1400 ccm, bei den meisten der kleinen Rassensplitter aber nur ca. 1250 ccm, jedenfalls nicht mehr als 1300 ccm.

Nun werden manche vielleicht fragen: ist der größere Gehirninhalt der Kulturrassen nicht gerade eine Folge der Kultur? Die Antwort ist schon in dem Abschnitt über vorzeitliche Rassen gegeben. Wir haben uns dort darum ab-

mühen müssen, zu erklären, warum die Kultur auch der heutigen Hochkulturvölker nur allmählich geworden ist, obwohl die Europäer schon ebensolange ihr großes Gehirn haben, wie es überhaupt Europäer gibt. Das große Gehirn der Hochkulturvölker ist älter als die Hochkultur, darum kann es nicht durch diese entstanden sein.

Die stammesgeschichtliche (phylogenetische) Stellung der Menschenrassen geht neuerdings der Kopfzahl parallel. Je mehr sich die einzelnen Rassen in vergleichend-anatomischer Hinsicht von der zu vermutenden Ausgangsform des Menschen entfernt haben, desto größer ist ihre heutige Kopfzahl. Man müßte eigentlich strikte das Umgekehrte erwarten; je jünger die Rasse, auf eine desto geringere Kopfzahl müßte sie es erst gebracht haben, wenn nicht jüngere Rassen auch anpassungsmäßig vollkommener wären als ältere Rassen. Die älteren Rassen haben nach Kopfzahl wie Raumbesitz ohne Zweifel den „Vorrang des zuerst Vorhandenseins" voraus. Eine jüngere Rasse, die nicht zugleich irgendwie tüchtiger und fähiger ist, wird darum rasch wieder erstickt und aufgesaugt sein, denn sie hat zu Anfang alle Macht gegen sich. Wenn sie die älteren Rassen aus ihren Räumen drängt und an Kopfzahl um das vielfache überflügelt, muß sie wohl ganz besondere Kräfte in sich tragen.

Auch erhaltungsförderliche Kulturgüter werden sich, wenn Zufall herrscht, viel eher bei älteren und daher kopfzahlreicheren als bei jüngeren und daher noch kopfzahlärmeren Rassen einstellen.

Allerdings muß eingestanden werden, daß manchmal, wenn von alten und jungen, entwickelten und unentwickelten Rassen die Rede ist, die vergleichend-anatomischen Verhältnisse nicht reinlich von dem allgemeinen Eindruck der Lebenskraft und Kulturleistung getrennt wurden. Das ist natürlich ein Zirkelschluß von der Leistung auf die stammesgeschichtliche Stellung und von der stammesgeschichtlichen Stellung wieder zurück auf die Leistung.

Rein vergleichend-anatomisch kann man aber folgendes sagen:

Von den Rassensplittern sind die Australier ohne Zweifel vergleichend-anatomisch altertümlich. Das erweist sich auf allen untersuchten Körpergebieten. Die Rassenzwerge sind vielleicht nicht so allgemein vergleichend-anatomisch altertümlich, wie oft angenommen wird. Evolutionistische Hypothesen, die auch unter dem Eindrucke des niedrigen Kulturzustandes der Rassenzwerge entstanden, haben ihr gutes Teil dazu beigetragen, daß auch in den Rassenzwergen so häufig älteste Menschenformen gesehen werden. Ohne Zweifel sind sie aber durch eine anatomische Besonderheit von großer biologischer Bedeutung den anderen Rassen gegenüber bezeichnet und gemeinsam abgesetzt, eben durch ihren geringen Wuchs. Es wäre nicht einzusehen, warum alle Gruppen von Rassenzwergen so arm an Kopfzahl sein sollten, wenn sie den Großwüchsigen anpassungsmäßig gleichwertig wären.

Die Negriden sind durchaus nicht in allen Zügen stammesgeschichtlich altertümlicher als die Europäiden und die Mongoliden. Im ganzen bleiben sie hinter beiden aber doch öfter zurück als umgekehrt (vgl. Loth 1931). Europäide und Mongolide endlich sind bei genauer vergleichend-anatomischer Untersuchung etwa gleich stark progressiv.

Die Kopfzahl der Rassen ist also in groben Umrissen gesehen um so größer, je weniger primitiv sie vergleichend-anatomisch erscheinen. Das gemeinsame Bindeglied dieses Zusammenhanges kann wieder nur in irgendwelchen funktionellen, seelischen Merkmalen liegen, die stammesgeschichtlich ähnlich rassenverschieden sind wie die betrachteten vergleichend-anatomischen Merkmale.

Die Parallelen gehen noch weiter. Die Menschenzahl auf den Quadratkilometer beträgt bei Europäiden und Mongoliden der Gegenwart, von ungünstigen Kümmergebieten abgesehen, 50—200 Menschen, bei den Negriden aber 5—40 Menschen, bei den Splitterrassen nur 1—2. Die ungleichen Kopfzahlen der Rassen beruhen also nicht nur darauf, daß die zahlreicheren Rassen entsprechend größere Erdgebiete haben, sondern sehr wesentlich auch darauf, daß die kopfzahlreicheren Rassen gelernt haben, auf gleichem Raum viel mehr Menschen ein Dasein zu ermöglichen als die kopfzahlarmen Rassen. Das Mittel, welches die Menschenverdichtung möglich macht, ist Kulturleistung.

Daß sich die kopfzahlreicheren Rassen außerdem auch die begehrenswertesten Gebiete der Erde genommen haben, liegt nahe. So stellt auch eine Erdkarte der Rassenverteilung ein neues Zeugnis für die ungleiche Anpassungsfähigkeit der Rassen dar: Schwächere Rassen sitzen entweder am äußersten Rande der besiedelbaren Erdgebiete oder aber auf Inseln, auf Gebirgen oder in Wäldern, die ihnen nicht so leicht streitig gemacht werden. Schon lange ist diese „Verdrängungslage" der Rassensplitter aufgefallen.

Auch die Negriden, die am wenigsten zahlreiche von den drei Hundertmillionen-Rassengruppen der Jetztmenschheit, bewohnen aber ein Erdgebiet, das für sie ohne Zweifel die Funktion einer schützenden Festung erfüllt, in welche die höher gezüchteten Menschenrassen nicht so leicht eindringen können: Die Negriden sind die Tropenrasse, der in körperlicher Hinsicht keine andere Rasse gleichkommt, die sich ebenfalls in die heiße Zone begeben hat.

Und trotzdem herrschen die Negriden im Tropengürtel keineswegs unbestritten. Von Südamerika, in das vorkolumbisch keine schwarzhäutigen, kraushaarigen Naturvölker gekommen sind, wollen wir dabei absehen. Auch in der „alten Welt" aber haben die Negriden keinen geschlossenen Erdraum zur Heimat, der ihnen allein gehört, so wie den

Europäiden Europa, den Mongoliden Ostasien. Vielmehr ist der „schwarze Erdteil“ Afrika seit vielen Jahrtausenden kein reiner Negererdteil, sondern von vielen Zügen ganz oder halb europäerhafter Menschen rassisch aufgerissen und zerfasert. Die arabische und indische Tropenzone kennt seit langem keine Neger mehr, die südostasiatischen Gebiete beherbergen nur eine Reihe negerhafter Zwergenvölkchen, die gerade gut genug dazu sind, davon zu zeugen, daß auch dieses Erdgebiet in lange vergangenen Zeiten einmal Neger beherbergt hat. Die melanesischen Inseln sind in der Südsee das einzige Herrschaftsgebiet negrider Rassenmerkmale, auch die Melanesier haben aber — falls sie zu den Afrikanegern rassengeschichtlich überhaupt dazugehören — wesentliche australide und europäide Rasseneinflüsse erfahren.

Wie wäre es den Negriden wohl ergangen, wenn sie nicht durch ihre körperliche Überlegenheit im Tropenklima das einigermaßen wieder wettmachen würden, was ihnen an kultureller Anpassungskraft fehlt? Für Melanesien steht fest, daß wesentlich die bessere Immunität gegen Malaria der kraushaarig-schwarzhäutigen Rasse das Leben gerettet hat, ähnliches gilt aber natürlich auch für Afrika. Ohne diese besondere körperliche Widerstandskraft wären die Negriden wohl nicht mehr hundertfünfzig Millionen, sondern wären ebenso aufgerieben wie die kleinen Rassensplitter der „Altmenschheit“.

Wir haben in diesem ersten von den Verhältnissen der Gegenwart handelnden Abschnitt nichts anderes betrachtet als die Erdkarte und einige sehr allgemeine statistische Zahlen. Schon hierbei sind Parallelen zwischen Gehirngröße, stammesgeschichtlicher Stellung, Kopfzahl der Rassen, Güte ihres Raumbesitzes und Bevölkerungsdichte aufgefallen, die fast unerklärbar sind, wenn man an die Gleichheit alles dessen was Menschenantlitz trägt glaubt.

Dieser erste und ganz grobe Überblick hat damit das Grundthema der feineren Behandlung heutiger Naturvölkerkulturen angeschlagen, der wir uns jetzt zuwenden.

II. Was sind Naturvölkerkulturen? Warum überleben sie bis heute?

Wenn artgleiche Lebewesen in kontinuierlichem Zusammenhang die bewohnbaren Gebiete der Erde besiedeln, dann ist es ebenfalls wieder keineswegs naheliegend oder gar der Erwartung entsprechend, daß sich ihre kulturellen Lebenshaltungen so sehr unterscheiden, wie es bei heutigen Natur- im Vergleich zu heutigen Hochkulturvölkern der Fall ist.

Was sind Naturvölkerkulturen? Wieso können sie bis heute überleben? Um uns hierüber zunächst ein allgemeines Bild zu machen, werden wir einerseits den wichtigsten Kennzeichen von Naturvölker-

kulturen nachgehen, andererseits fragen, wieweit ihre Erhaltung bis in die Gegenwart „verbreitungsdynamisch" wahrscheinlich ist.

„Verbreitungsdynamische Betrachtungsweise" bedeutet folgendes: Die Kulturgeschichte ist ein Prozeß, der darin besteht, daß bestimmte Kulturgüter sich in bestimmten Zeiträumen über immer weitere Erdgebiete ausdehnen (vgl. im I. Band die Abschnitte Adoptionszeit, Verbreitbarkeit, Adoptionsgefälle, Adoption und Angebotsdichte). Im idealen Fall allseitig gleicher Verbreitungsbedingungen würden proportional zur Zeit sich weitende konzentrische Kreise zustandekommen. Jede Abweichung von dieser idealen Kreisform der Kulturverbreitung muß entweder landschaftliche oder menschliche Gründe haben. Deren Analyse ist die „verbreitungsdynamische Betrachtung von Kulturunterschieden". Man muß bei der Beurteilung von Kulturen auf ihre Adoptionsleistung die verbreitungsdynamischen Verhältnisse, in denen sie stehen, will man gerecht sein, immer mitberücksichtigen.

1. Die Hauptkennzeichen von Naturvölkerkulturen

Man hat die niedrig kultivierten Völker im Verlaufe der europäischen Geistesgeschichte Barbaren, Wilde, Naturvölker und Primitive genannt.

„Barbaren" ist ursprünglich bekanntlich nichts anderes als eine hochmütige Bezeichnung für alle unverstandenen Fremdvölker gewesen. „Wilde" im Sinne ungezügelter Grausamkeit und Roheit sind die Naturvölker nur sehr zum Teil; andererseits gibt es auch in den Hochkulturen genug grausame und rohe Menschen. „Wilde" im Sinne von Kulturlosigkeit gibt es ebensowenig wie Naturvölker, die diesen Namen verdienen. „Naturvölker" haben durchaus auch Kultur, berechtigt ist das Wort Naturvölker höchstens insoferne, als sich in Hochkulturen durchschnittlich mehr und kompliziertere Kulturgüter zwischen Mensch und natürliche Umwelt geschoben haben als in Naturvölkerkulturen. Der Ausdruck „Primitive" endlich meint an sich etwas durchaus Richtiges. Aber er wird zu leicht in zwei Richtungen mißverstanden: Man verknüpft zu leicht Werturteile mit dem Worte primitiv und man denkt dabei zu leicht an die Primitivität der Menschen anstatt an die durchschnittliche Primitivität, d. h. geringe Gestaltungshöhe ihrer Kulturgüter, was kulturbiologisch ein entscheidender Fehler ist.

Wir müssen darum notgedrungen bei dem relativ neutralsten und am wenigsten fehlerhaften Wort Naturvölkerkulturen bleiben.

Das ohne Zweifel allgemeingültigste Kennzeichen von Naturvölkerkulturen ist, daß sich in ihnen wenig entwickelte Kulturgüter häufen.

Wenn man Kulturgüter gleicher Art zusammenstellt, kann man sie häufig recht eindeutig in seinsgesetzliche Entwickelungsreihen anordnen nach dem Begriff, daß Entwickelung Umfangserweiterung, Mannigfaltigkeitsvermehrung und gestaltetere Einheit bedeutet (vgl. I. Band S. 63, 182, 270, 282). Diese seinsgesetzlichen Reihen brauchen nicht historisch-genetische zu sein, d. h. die tatsächliche kulturgeschichtliche Umbildung muß diesen Anordnungen nicht gefolgt sein.

Erst recht muß es nicht für jedes Kulturgut nur eine einzige mögliche Umbildungsreihe geben, wie das der Evolutionismus auf zoologischem wie ethnologischem Gebiete nur allzu gerne annahm. Die historischen Umbildungsreihen sind im Gegenteil ohne Zweifel labil und können schon durch kleine Zufälle in ganz abweichende Richtungen gesteuert werden.

Sucht man aber den seinsgesetzlichen Entwickelungsgrad der Kulturgüter sogenannter Hochkulturen mit denen sogenannter Naturvölkerkulturen zu vergleichen, dann zeigt sich selbstverständlich eine Häufung entwickelterer Güter in der Hochkultur, denn davon hat diese ja ihren Namen. Wichtig ist dabei aber die Erkenntnis, daß infolge der unabhängigen Schicksale der Kulturgüter verschiedene Kulturseiten ganz ungleich entwickelt sein können (vgl. I, S. 283). Schon das bedeutet, daß die Übergänge zwischen Naturvölker- und Hochkulturen natürlich fließende sind.

Selten kommt es vor, daß in Hochkulturen Kulturinhalte auftreten, die in Naturvölkerkulturen überhaupt fehlen. Selbst die unentwickeltsten menschlichen Lebenshaltungen lassen im Keim das meiste von dem, was sich später entfaltet, schon erkennen. Die *Kulturunterschiede in der Menschheit sind überwiegend als Gradunterschiede zu beschreiben.* In dieser Hinsicht entspricht der tatsächliche Zustand wirklich dem, was zu erwarten steht, wenn artgleiche Lebewesen in kontinuierlichem Zusammenhang die ganzen bewohnbaren Gebiete der Erde besiedeln. *Das ist rassenpsychologisch sehr wichtig.*

Rassenpsychologisch ebenfalls sehr wichtig ist, daß sich *gering entwickelte Kulturgüter keineswegs nur bei unbegabten Völkern finden.*

Sie stehen *am Anfange jeder Kulturentwicklung* (vgl. S. 20). Ganz selbstverständlich ist das für technische Güter. Maschinen können natürlich nur dort konstruiert und gebaut werden, wo es schon vielerlei einfaches Handgerät gibt; darum müssen auch die begabtesten Maschinenbauervölker mit den primitivsten technischen Erfindungen ihr Werk begonnen haben. Auf dem Gebiet der Religion und Weltanschauung steht es aber nicht viel anders. Die kulturgeschichtlichen Tatsachen zeigen denn auch, daß es kaum irgendwelche Erscheinung des Glaubenslebens gibt, die so dumm, kurzsichtig, überspannt oder unsinnig wäre, daß sie nicht als eine ursprüngliche, erste tastende Hypothese der Welterkenntnis auch von klarsten und klügsten Köpfen geglaubt worden wäre, genau so wie auch begabteste Techniker sich in kulturgeschichtlichen Anfangszeiten mit rohem Steingerät begnügen mußten; und auch auf künstlerischem Gebiete sind die simpelsten Strichritzungen und die

ungeschicktesten Männchenzeichnungen selbst für begabteste Völker zu gewissen Zeiten bestaunenswerte Maximalleistungen gewesen (vgl. S. 241).

Aber auch abgesehen von kulturgeschichtlichen Anfangsstadien werden gering entwickelte Kulturgüter *leicht wieder auftauchen*, wo die entwickelteren, aber in der Regel auch viel verletzlicheren Güter aus irgendwelchen Gründen vorübergehend versagen. Zur Kerze wird wieder gegriffen, wenn die Stromversorgung unterbrochen ist.

Wir haben ferner schon früher besprochen, daß selbst durch die weitere Entwickelung übertroffene Güter sich doch auf vielerlei Weisen *zähe zu erhalten wissen* (vgl. I, S. 165f.). Zudem werden *viele einfachste Güter überhaupt nicht überholt*, sondern tun auch im Gefüge der Hochkultur ihren Dienst. Wir essen noch immer mit dem Löffel, nicht mit einer Esseneinführungsmaschine, der Schusterpfriem und der Handspaten, der Kehrbesen und die Kerze sind keineswegs ausgestorben. Und auch ganze Personenkreise und Berufsgruppen innerhalb der Hochkultur leben in relativ unentwickelten Güterwelten und vollbringen ihre Leistungen mit ihr.

Auch *Verkümmerung* durch ungenügende Hilfsquellen oder *geldliche Armut* läßt die relativ primitiveren Güter im allgemeinen wieder stärker hervortreten.

Schlüsse auf die Begabung eines Menschen läßt das Überwiegen gering entwickelter Kulturgüter in seiner Umwelt darum nur bei Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse und Möglichkeiten des Kulturablaufes zu.

Wenn sich also auch begabte Völker u. U. mit einfachsten Kulturzuständen abfinden müssen und abfinden können, so ist ebenso umgekehrt damit zu rechnen, *daß es auch unbegabten Menschengruppen und Völkern nicht selten in irgendwelcher Weise gelingt, sich hochentwickelten Zuständen leidlich und behelfsmäßig anzupassen.*

Wir dürfen nie vergessen, daß auch hochkultivierte Völker neben einigen Prozent Schwachsinnigen einen sehr viel größeren Prozentsatz schwachbegabter und seelisch höchst primitiver Menschen in sich enthalten. Deren unbemerktes Mitlaufen unter den Anforderungen des zivilisierten und kultivierten Lebens ist das anschaulichste und naheliegendste Beispiel dafür, wie solche leidliche und behelfsmäßige Anpassung primitiver Menschen an Hochkulturzustände vor sich geht.

Auch das Verhältnis eines ganzen Volkes zu seiner Kultur kann wesentlich verschiedenen Charakter haben: Ein Volk kann durch *Eigenschöpfung*, durch *Adoption von Kulturgütern*, durch *Adoption von Handlungsanweisungen* (durch „Füh-

rung“) und durch „k u l t u r e l l e M i m i k r y“ zu seiner Lebenshaltung gekommen sein.

Völker, die „geistige Selbstversorger“ in dem Sinne wären, daß sie all ihr Kulturgut selbst erfunden hätten, gibt es nicht. Dazu übertrifft der Unwahrscheinlichkeitsgrad für Neuschöpfungen die Wahrscheinlichkeit, von Nachbarvölkern lernen zu können, zu sehr. Gerade begabte Menschen und begabte Völker lernen und adoptieren ja auch besonders rasch. Vollgültiges Leistungszeugnis ist ihre kulturelle Lebenshaltung daher für alle jene Völker, die v i e l e s selbst schaffen und a l l e s, was sie adoptieren, klug und eigenständig aufnehmen.

Außer diesem vollwertigen Verhältnis von Volk und Kultur gibt es aber auch geringerwertige Verhältnisse. Da ist zunächst der Fall zu erwähnen, daß ein Volk zwar geschickt nachahmt und übernimmt, aber nichts wesentliches Eigenes schafft. Wir werden noch sehen, daß d a s V o r k o m m e n a d o p t i o n s t ü c h t i g e r, a b e r w e n i g e i g e n s c h ö p f e r i s c h e r R a s s e n a u s b e s t i m m t e n G r ü n d e n g e r a d e z u t h e o r e t i s c h w a h r s c h e i n l i c h g e n a n n t w e r d e n m u ß.

Auch Völker, die mit kulturgeschichtlichen Anregungen selbst wenig anfangen könnten, können immerhin durch geschickte Lehrer und Führer, die ihnen leicht zu befolgende Handlungsanweisungen geben, ein Kulturgewand anlegen, das in grobem Gegensatz zu ihrer Eigenleistung steht.

Letztlich bleibt noch „kulturelle Mimikry“, durch welche sich sogar sehr schwach begabte Einzelmenschen recht gut über Wasser halten können und durch welche ebenso ganze Völker sich den äußeren Anschein von Kulturvölkern auch dann geben, wenn alles Lack und Tünche und nichts wirkliche Leistung oder Wesenserfüllung ist.

Überlegt man sich diese Vielfalt von Möglichkeiten, sich in hochzivilisierten Zuständen irgendwie zurechtzufinden, dann wäre es a l l z u p h a n t a s i e l o s, s i c h v o r z u s t e l l e n, d i e h e u t i g e n N a t u r v ö l k e r m ü ß t e n a u c h i n a l l e r Z u k u n f t a l s s o l c h e b e f u n d e n w e r d e n. Was sich den Anforderungen der neuen Zeit allzu ungenügend anzupassen weiß, wird aussterben oder umgezüchtet werden — wir werden noch sehen, daß es durchaus nicht immer die unbegabtesten Naturvölker sind, welche die Anpassung am schlechtesten verstehen. Für manche von den überlebenden Völkern mag sich die Europäisierung im weiteren Verlauf doch noch als echter schöpferischer Anstoß auswirken, andere werden zumindest vollgültig adoptieren, was sie nicht selbst geschaffen haben, dritte werden zumindest unter europäischer Führung und durch die Fassaden und Masken kultureller Mimikry einen zivilisierten äußeren Anstrich erhalten.

Die äußerste Verschiedenheit von Wildbeuter-, Bodenbau- und Maschinenkulturen, von primitivsten Natur- und phantastisch entwickelten Hochkulturen, wie wir sie in der Gegenwart antreffen, i s t s i c h e r

nur ein augenblickliches Querschnittsbild durch einen in dauerndem Wandel begriffenen historischen Prozeß bzw. durch eine Vielheit solcher historischer Prozesse.

Von den Kulturgütern, deren geringe Entwickelung in den sogenannten Naturvölkerkulturen besonders auffällt, wollen wir über zwei besonders wichtige hier noch einiges sagen: über die Sozialform und über die Denkmittel.

Gewaltiger Umfang der *Sozialgebilde* ist für Hochkultur fast begriffsbestimmend. Wo nicht wenigstens zehntausende von Menschen als Einheit zusammenhängen, spricht man mit Recht nicht von Hochkultur; denn auch die anderen Kulturgüter pflegen dann nicht hochkulturmäßig entwickelt zu sein.

Große Sozialform ist eben nicht nur selbst eine hohe Leistung, sondern sie ermöglicht auch erst weitgehende Arbeitsteilung und damit Spezialisierung und höchste Steigerung der verschiedensten Gebiete menschlichen Schaffens. Naturvölkerkulturen müssen mit viel weniger Menschen auskommen, und diese Menschen können sich nicht so weitgehend spezialisieren wie in Hochkulturen.

Nehmen wir wissenschaftliche Arbeit als Beispiel! Bei den meisten Naturvölkern gibt es wohl Männer, die sich vorwiegend mit der Theorie des Lebens beschäftigen können: Die Priester und Medizinmänner. Sie sind aber Theologen, Naturforscher und Mediziner in einem. Schon die Scheidung in Priester und Gelehrte bleibt aus, erst recht die moderne Falkultäten- oder gar Fächerteilung.

Ebenso wie um die Möglichkeiten spezialisierten und dadurch hochgetriebenen Schaffens ist es in kleinen Gemeinschaften um die Möglichkeit zusammenhängender und steigernder Erhaltung des Geschaffenen schlecht bestellt. Bei zu geringer „innerer Beziehungsdichte" geht es den kulturellen Entwickelungsschritten wie einem Feuerbrand, der leicht erlischt, weil die Scheite zuweit auseinandergezogen sind (vgl. I. Band, S. 276).

Hat die Sozialform so besondere Bedeutung für den allgemeinen Charakter der Kultur, weil sie Häufung, Steigerung oder Zersplitterung der menschlichen Triebkräfte des Kulturprozesses selbst, nicht nur dieser oder jener Einzelgüter bedeutet, so verdienen die Denkmittel unser besonderes Interesse, weil sie eine besonders allgemeine Voraussetzung jeder geistigen Weltbewältigung sind.

Die geringe Entwickelung der *Denkmittel* der Naturvölker wird vor allem an der Sprache erkennbar. Sprache ist ein Denkinstrument, nicht das Denken selbst; aber jedes geordnete Denken, das zu kompliziert ist, um mit Bildern allein auszukommen, braucht die Sprachworte — so etwa wie ja auch jede praktische Tätigkeit Geräte oder jedes weitläufigere Rechnen die Zahlenschrift benötigt.

Sprachen sind genau so wie alle anderen Kulturgebiete Netze von Erfindungen verschiedenen Unwahrscheinlichkeitsgrades. Sprachen entstehen und leben genau so wenig wie andere Kulturgebiete durch Benutzung und Abschleifung allein, wie das die Untersuchungen über Sprachwandel in den Vordergrund zu stellen pflegen, sondern vor allem durch gestaltende Leistungen der Dichter, Denker und der Menschen verschiedener Seiten des praktischen Lebens.

W e l c h e r s p r a c h l i c h e n E r f i n d u n g e n s i n d d i e „P r i m i t i v e n" w e n i g e r t e i l h a f t i g als die Hochkulturmenschen? Der Unterschied besteht kaum im Reichtum des Wortschatzes, wie man vielleicht zunächst vermuten würde, und auch nicht in der Kompliziertheit der Formen. Entwickelte Sprachen erreichen gerade umgekehrt mit relativ einfacheren Mitteln umfassendere Verständigungswirkung als unentwickelte Sprachen, sind also in diesem Sinne als „höher gestaltete Gefüge" zu bezeichnen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß alle europäischen Sprachen im Verlaufe der Entwickelung ihre Formen verkürzten und ihre Grammatik vereinfachten, dabei aber an Möglichkeit und Umfang des Ausdruckes gewannen (J e s p e r s e n).

Besonders zeigt sich, wie seit langem erkannt wurde, die geringe Gestaltetheit der naturvölkischen Sprachmittel im Vorwiegen von Worten von sinnenunmittelbarem Gehalt. Das „Konkrete" soll überwiegen, das „Abstrakte" unterentwickelt sein.

Im Begriff des Abstrakten vermengen die Völkerpsychologen gewöhnlich zweierlei: Die S i n n e n f e r n e in psychologischem und die A l l g e m e i n h e i t des Begriffes in logischem Sinne. Es gibt aber auch durchaus sinnennahe Allgemeinbegriffe wie Tier, Platz, Leben usw., und auf der anderen Seite sinnenferne aber sehr spezielle Begriffe, wie z. B. die meisten juristischen Fachworte (vgl. I. S. 43).

Die Verschiebung, die tatsächlich von der primitiven zur entwickelten Sprache vor sich gegangen ist, wird anschaulich werden, wenn wir einerseits die Sinnennähe, andererseits die logische Allgemeinheit der Worte zählend unter die Lupe nehmen, welche der gleiche Forscher einerseits bei wörtlicher Wiedergabe einer Neuguineasage, andererseits bei Betrachtung seiner wissenschaftlichen Ergebnisse über diese Sagen anwendet (Tabelle S. 62).

Man erkennt daraus: Die Wortinhalte primitiver Sprachen sind keineswegs vorwiegend sehbar, hörbar, tastbar usw. Solche sinnennahe Inhalte sind im primitiven (erzählenden) Text zwar etwas häufiger als im wissenschaftlichen. Im ganzen herrscht aber a u c h i m p r i m i t i v e n A u s d r u c k n i c h t d i e W i e d e r g a b e v o n S i n n e n e i n d r ü c k e n, s o n d e r n g e i s t i g e A u f f a s s u n g v e r s c h i e d e n e n U n m i t t e l b a r k e i t s g r a d e s.

Während man im „primitiven" Text aber immerhin seltener Worten begegnet, deren Inhalt ganz sinnenferne ist, sind solche im wissenschaftlichen Text sehr

Primitiver Text	sinnennahe	Zusammenh. m. sinnennah	sinnenferne	
logisch allgemein	„Ding“ 6	„nach“, „in“ 14	„wie“, „weil“ 8	28 = 33 %
logisch mittel	„gehen“ 13	„Westen“ 23	„feindlich“ 3	39 = 47 %
logisch merkmalsreich	„Haus“ 15	„lehren“ 2	0	17 = 20 %
	34 = 40 %	39 = 46 %	11 = 14 %	
Wissenschaftlicher Text				
logisch allgemein	„verschieden“ 12	„etwas“ 8	„sondern“ 22	42 = 50 %
logisch mittel	„Leute“ 7	„Volksstamm“ 12	„müssen“ 3	22 = 25 %
logisch merkmalsreich	„erzählen“ 3	„Eigentum“ 6	„Sage“ 12	21 = 25 %
	22 = 26 %	26 = 31 %	37 = 43 %	

Auszählung aller Wörter nach Sinnennähe und logischer Allgemeinheit für ein primitivsprachliches und ein wissenschaftliches Textbeispiel. (Nach H. Mayer. Wunekau, Sonnenverehrung in Neuguinea, Anthropos). In jedem Feld ist ein Beispielwort angeführt.

häufig geworden. Dieser Wandel ist *viel wesentlicher als die Häufigkeits-Verminderung der sinnennahen Begriffsinhalte.*

Ferner fehlt es im primitiven Text keineswegs an logisch sehr allgemeinen Worten. Während solche aber im wissenschaftlichen Text die relativ häufigsten sind, nehmen im primitiven Text Worte mittleren Allgemeinheitsgrades diese Stellung ein.

Also: ausgesprochen sinnenferne Begriffe treten für mäßig sinnenferne ein, die Anzahl mäßig allgemeiner Begriffe geht zurück zugunsten sowohl logisch besonders allgemeiner wie auch logisch besonders spezieller. *Am kennzeichnendsten für die entwickelte Ausdrucksweise sind die einerseits sinnenfernen, andererseits logisch merkmalsreichen, aber Umfang-engen Begriffe. Dies sind jene „Abstrakta“, die den primitiven Sprachen tatsächlich fast ganz fehlen.*

Wir werden die Leistung, welche die Schöpfung einer hochentwickelten Sprache darstellt, besser verstehen, wenn wir wenigstens einige von den *Wegen* kennen lernen, *auf welchen das Ergebnis entwickelterer Ausdrucksweise erreicht wird.*

1. Die Entwickelung der Sprache ist zunächst einmal einfach als Teilerscheinung jeder Kulturentwickelung zu betrachten, denn Sprache ist ja wie ein allgegenwärtiger Schatten aller geistigen Vorgänge. Indem jedes neue Kulturgut seinen Sprachnamen erhält, wird der Reichtum der Sprache ansteigen und die Kompliziertheit der mit Sprachworten gemeinten Sachverhalte um ebensoviel größer werden wie die Kompliziertheit der Sachverhalte (der Kulturgüter) selbst. Aber natürlich ist Sprachentwickelung nicht nur Folge der Kulturentwickelung, sondern selbst ein wichtiger Motor für die letztere. Die Verbesserung der Denkmittel macht vielfach die Verbesserung der außensprachlichen Güter erst möglich.

2. Eine mehr quantitative als qualitative Sinnenferne wird durch die Anwendung gewisser gedanklicher Kniffe und Hilfsanweisungen erreicht.

Ein besonders gutes Beispiel hierfür liefern die Zahlworte. „Drei" ist ein zwar logisch allgemeiner, aber sehr anschaulicher Wortinhalt, „dreitausend" hingegen ist durch Unübersehbarkeit sinnenferne und insoferne abstrakt, obwohl logisch um nichts allgemeiner. Die anschaulichen Mengen reichen etwa bis zehn. Größere Mengen werden aber faßbar, wenn man die Anweisung befolgt, daß je zehn für eine neue Eins gelten soll. Dann sind wieder zehn solcher neuer Einheiten überblickbar. In Pidginsprachen heißt hundert tatsächlich ten fellow ten, also etwa „zehn Zehnerschaften". Befolgt man nun neuerdings die Anweisung, daß das letzterreichte Resultat, nämlich hundert als neue Eins gelten soll, dann kommt man zur Tausend. Von diesen Tausend dann drei zu nehmen und damit die 3000 zu erreichen ist eine Kleinigkeit. — An Begriffen, die durch Befolgung ähnlicher Anweisungen das Sinnlich-Faßbare vorwiegend quantitativ übersteigen, enthält jede Kultursprache eine große Anzahl.

Kulturbiologisch und rassenpsychologisch ungemein wichtig ist, daß Worterfindungen das allgemeine Kennzeichen aller Erfindungen teilen, ungleich schwerer geschaffen als angewendet zu werden. Auch viele „Abstrakta" lassen sich verhältnismäßig leicht von Menschen benutzen, die sie nie geschaffen hätten, ja die ihren Kern und Bau in keiner Weise durchschauen können; gerade die Zahlenreihe scheint aber auch an sich eine „leichte" Worterfindung zu sein, denn wo Bedürfnis danach besteht, rechnen Naturvölker verhältnismäßig schnell nach Tausenden, ja in Westafrika mit Hunderttausenden oder Millionen. Anlaß zum Erstaunen ist das eigentlich nur für denjenigen, der die Mengenqualität und damit das Reich der Mathematik für logisch und sehr sinnenferne hält.

3. Die eigentliche logische Abstraktion, die Beachtung wenig naheliegender Oberbegriffe spielt in der Sprachentwickelung wohl eine ziemlich geringe Rolle. Gewiß fassen z. B. viele Volkssprachen Tiere und Pflanzen nicht als Lebewesen zusammen wie es der Gelehrte tut; aber die volkssprachlich und primitivsprachlich verwendeten Wörter sind

schon an sich zu oft logisch unbestimmt und allgemein, als daß der Fortschritt vorwiegend in dieser zumeist allein beachteten Richtung gegangen sein könnte.

4. Sehr wichtig dürfte hingegen die Bildung von „Zeitdingen“ (vgl. I. Band S. 47) sein. Die meisten „Abstrakta“ lassen sich nur verstehen, indem man zeitliche Veränderungsreihen als dingähnliche Einheiten betrachtet. Darum kommt man bei wissenschaftlichen Texten, wenn man die Anzahl sämtlicher Worte zählt, die einerseits einen zeitlich-vorgangsmäßigen, andererseits einen räumlich zuständlichen Sinn haben in der Regel zu verhältnismäßig großen Anzahlen von „Zeit-Worten“. Am deutlichsten tritt das aber hervor, wenn man nicht alle Worte, sondern nur die Hauptworte in diesem Sinne durchzählt. Das nach Zeit zusammengefaßte Hauptwort ist eines der deutlichsten Charakteristika der Bildungssprache.

Wenn es nun auch unter den Rassen relative Raum-(Zustands-)beachter und relative Zeit-(Vorgangs-)beachter gibt, so wie es für einzelne Individuen ohne Zweifel zutrifft (vgl. I. Bd., S. 47), dann liegt nahe, daß die Sprachen gewisser Rassen viel leichter eine höhere und abstrakte Entwicklung nehmen können als die Sprachen anderer Rassen. Wir werden tatsächlich auf solche Rassenunterschiede stoßen.

5. Des weiteren spielt in der sinnenfernen Ausdrucksweise die Analogie mit Sichtbarem eine große Rolle.

Bei Aufschlagen eines beliebigen wissenschaftlichen Textes (Schwantes, Vorgeschichte Schleswig-Holsteins, S. 201) sehen wir den Forscher „an Hand der Funde“ etwas verfolgen, obwohl er die Funde nicht zur Hand hat und bei diesem Verfolgungsrennen kaum außer Atem kommen dürfte. Ornamente „spielen eine Rolle“ auf einer völlig imaginären Bühne, „Der Verfall erreicht seinen Abschluß“ ohne daß etwas zu Boden stürzt, ohne daß etwas sein Ziel zu erreichen trachtet, ohne daß zu solchem Abschluß ein Schlüssel nötig wäre.

Solche den ganzen entwickelten Sprachgebrauch durchziehenden Analogien (Metaphern) beruhen auf der Fähigkeit, Ähnlichkeit verschiedener Sinnesgebiete, bzw. Ähnlichkeiten innerpsychischer Vorgänge mit sinnlich sichtbaren Ereignissen zu empfinden. Wieder ist ein solches „begnadetes Ähnlichkeitensehen“ eine besondere, in gewisser Weise künstlerhafte Begabung. Wieder liegt nahe, daß auch dieser Weg zur entwickelteren Sprache gewissen Rassen wesentlich näher lag als anderen.

6. Letztlich drückt sich im Unterschiede der primitiven von der entwickelten Ausdrucksweise die Entdeckung des „inneren Menschen“ sowohl nach der Seite der Gefühle wie nach der Seite der logischen Formen aus. Die primitiven Texte handeln vorwiegend von Gegenständen der Außenwelt und von sinnlich faßbarem Tun. Auch Ausdrücke für Gefühle sind selten und unbehilflich.

Die Tiere kennen das Prinzip, Auffassungsgesamtheiten mit Sprachnamen zu belegen und dadurch sagbar zu machen überhaupt nicht. Innerhalb der Menschheit hat das Sagbarwerden der wahrnehmungsnahen Auffassungsgesamte noch einen großen Vorsprung vor dem Sagbarwerden wahrnehmungsferner Auffassungsgesamte. Die Außenwelt wird vor der Innenwelt, die Empfindungen werden vor den Gefühlen Denkgegenstände.

Alle Seiten der Sprachentwicklung haben gemeinsam, daß es sich nicht unmittelbar um veränderte Seelenveranlagung der Menschen, sondern um Erfindungen und Entdeckungen handelt. Auch die Denkmittel sind Kulturgüter. Veranlagungszeugnis ist wie bei allen anderen Kulturgütern nur die Fähigkeit, sie zu erfinden, zu adoptieren und zu gebrauchen. Ein Neger, der mit Abstrakta um sich wirft, ist ebensowenig notwendig ein klügerer Mensch wie ein Neger, der von seinem Herren an das Steuer eines Traktors gestellt wird, anstatt einen Spaten in die Hand gedrückt zu bekommen.

Wir haben einige sprachliche Entwicklungserscheinungen etwas näher betrachtet, weil die Sprache das vielleicht seelennächste Kulturgut und insofern die Brücke zwischen Kulturkunde und Seelenkunde ist. Was wir für die Sprache hervorgehoben haben, gilt denn auch für die ganze „*Primitivenpsychologie*".

Es gibt ganze Schulen von Völkerpsychologen, welche dem Naturvolkmenschen ein grundsätzlich anderes Seelenleben zuschreiben, als es uns bekannt ist. Natürlich ist es an sich verlockend, das dahin zu deuten, daß die Naturvölker auch rassenseelisch eine von der unsern ganz verschiedene Welt seien.

Man darf aber nicht den „Primitiven" schlechthin dem Hochkulturmenschen schlechthin gegenüberstellen, sondern muß hier wie dort zu den erbbiologisch bestimmt veranlagten Individuen vordringen. Außerdem darf man nicht die Primitivität der Kulturgüter mit der Primitivität der Menschen verwechseln.

Berücksichtigt man dies, dann ergibt sich zweierlei:

1. Der „Primitive" ist vor allem anderen ein Mensch, der vorwiegend mit unentwickelten, primitiven Kulturgütern zu tun hat und deshalb auf jeden Fall wesentlich anders reagiert als ein Mensch, der vorwiegend mit hochentwickelten Gütern umgeben ist.

2. In einer Gesellschaft mit unentwickelten Kulturgütern (vor allem auch mit unentwickelten Denkmitteln) übernehmen natürlich andere Menschen die Führung als in einer Gesellschaft mit hochentwickelten Gütern. Die Masse der Bevölkerung braucht dabei gar nicht sehr verschieden zu sein. Die „Primitivenpsychologie" könnte wesentlich eine Psychologie jener Wesensarten sein, die in der Naturvölkerkultur „nach oben"

kommen, während sie in der Hochkultur machtlos sind (aber durchaus nicht zu fehlen brauchen).

Leider sind die Führungsverhältnisse in Naturvölkergemeinschaften selten genügend individuell und vor allem von Forschern mit geschultem psychiatrischem Blick studiert worden. Guten Einblick bieten die individuellen Charakterschilderungen von Hilde Thurnwald (1936) aus einigen melanesischen Dörfern. Danach haben zwei Männer den meisten Einfluß in der Gegend. Der eine, Lea, ist schlau, ein guter Kaufmann, kraftvoll und betriebsam. Er verdankt seinen Aufstieg ähnlichen Eigenschaften, wie sie in europäischen Dörfern gewöhnlich einen ganz bestimmten Bauern zum stillschweigend anerkannten Führer machen. Neben Lea steht der Medizinmann Lokobau. Dieser widmet sich nicht dem bürgerlich-politischen Erfolg, sondern zwingt seine Mitbürger durch seine Beziehungen zu mächtigen Geistern, an die er selbst glaubt, unter seinen Willen.

Lokobau ist deutlich das, was wir einen Dogmatiker nennen wollen: Ein Mensch, dem gewisse tatsächliche oder vermeintliche Erkenntnisse oder Vorstellungen so eindrucksstark vor Augen stehen, daß sein Kritikbedürfnis und seine Kritikfähigkeit darüber verstummt. Noch in der Hochkultur üben solche Dogmatiker in der Regel größere Wirkungen auf ihre Menschenumwelt aus als die „Analytiker", die ruhiger, kritischer und umsichtiger mit ihren Erfahrungen umgehen.

Sogar auf wissenschaftlichem Gebiete haben Dogmatiker, die nicht zu leicht und zu plump als solche zu entlarven sind, meist mehr Erfolgsaussicht als die Analytiker, die höchstens auf dem mittelbaren Wege berühmt werden, daß sich ihre Erkenntnis breiten Massen durch ihre Brauchbarkeit einzuprägen weiß. Der Dogmatiker wirkt unmittelbar durch sein Auftreten.

Wenn das sogar für das zivilisierte Erkenntnisleben gilt, dann umsomehr für die Naturvölker, die auf weiten Gebieten keine Sachkenntnis erreichen können und nur durch Dogmen, die sich Anerkennung zu erzwingen wissen, zur geistig-seelischen Sicherheit und Beruhigung kommen können. Woher kämen die vielen Tabuvorstellungen, Zauberformeln, Geister, Göttergestalten und Wahrsagemittel, wenn nicht Dogmatiker ihre in der Welterkenntnis zaghafteren Mitmenschen mitreißend überwältigen würden?

Voreilige Objektivierung und voreiliges Erkenntnisvertrauen, also Hauptzüge des magischen und primitiven Denkens (vgl. I. Bd., S. 44, 50), werden sich darum vor allem bei den geistigen Führern von Naturvölkern finden. Einen großen Teil dieser Dogmatiker würde man sicherlich auch psychiatrisch klassifizieren können: Der Hypomaniker ist darunter und der Hysteriker, der Zwangsneurotiker, der Delirant, der von eidetischen Anschauungsbildern Genarrte, der Pseudologe und der Paranoiker. Auch ausgesprochene Geisteskranke haben sicher mehr mitzureden als in Europa. Sobald sie freilich allzudeutlich als geistige Wracks erkennbar werden, werden sie auch von Naturvolkmenschen als solche angesehen und un-

schädlich gemacht. Die Anzahl der Geisteskranken soll nach oft geäußerten Meinungen bei Naturvölkern verhältnismäßig gering sein, bei genauerem Zusehen erweist sie sich als zumindest ebenso groß wie in der Hochkultur (Winston 1934).

Der sicher bei der großen Masse der Naturvolkmenschen durchaus vorhandene „gesunde Menschenverstand" muß sich mit gering entwickelten Kulturgütern und mit den Einflüssen der (psychopathischen oder nicht psychopathischen) führenden „Dogmatiker" auseinandersetzen. Diese beiden Momente steigern einander und erklären ohne Zweifel viel von dem typischen Weltbild und der typischen Verhaltensweise der Naturvolkmenschen, ohne daß an eine besondere psychische Veranlagung gedacht werden darf.

Hallowell (1934) zeigt an konkreten Beispielen, wie ein Indianerstamm die ihm überkommenen Dogmen an den Erfahrungen und Erlebnissen dauernd überprüft — freilich ebenfalls mit „voreiligem Erkenntnisvertrauen".

Unentwickelte Kulturgüter wie seelisch primitive Führer werden sich aber umso eher an der Macht halten, je „primitiver" auch der seelischen Veranlagung nach die Mehrzahl der Menschen ist.

Psychisch primitiv — wenn man diesen durchaus nicht besonders klaren Ausdruck einmal verwenden will — ist, bei wem ein stärkeres Funktionieren stammesgeschichtlich älterer und wenig differenzierter und entwickelter Seelenapparate vermutet werden muß: Die Dummen und Infantilen gehören nach solcher Begriffsbestimmung samt und sonders hierher, des weiteren viele einseitig-sinnliche, viele kritiklose, unstete und ungezügelte, brutale und beschränkte Naturen. Auf jeden Fall gibt es ebenso wie vielerlei primitive Kulturgüter auch vielerlei Seelenanlagen, die primitiv genannt werden können.

Eine mittelbare Beziehung zur größeren oder geringeren Primitivität der Kulturgüter hat die Primitivität der Seele dadurch, daß seelisch primitive Menschen vielfach unentwickeltere Kulturgüter bevorzugen und in einfachen Kulturzuständen besser vorankommen können. (Beides bedarf aber noch sehr der konkreten Untersuchung!)

Psychisch primitive Menschen greifen vermehrt nach den in ihrer jeweiligen Kulturgüterumwelt vorhandenen relativ unentwickelten Gütern. Im alten Mexiko war darum jemand primitiv, der sich an die handfesten Erdgeister hielt und um die weitausgesponnenen Astralmythen seiner fortgeschritteneren Zeitgenossen nicht kümmerte. Im heutigen Berlin ist aber umgekehrt jemand primitiv, der sich noch an Astrologie hält anstatt Erfahrungsnutzung und Zufallsgesetz als die einzig möglichen Mittel der Zukunftsvoraussage anzuerkennen. Der alte Dorfhäuptling Lissa im Sudanreich Nupe war primitiv, als er in seiner Abschiedsrede

den Forscher Frobenius nur dafür pries, daß er ihm und seinen Leuten zu ruhigem und ungehinderten Biertrinken verholfen habe; denn ihm als dem Repräsentanten der Fulbemacht hätte ein höherer politischer Gesichtskreis besser angestanden.

Worin sich psychische Primitivität äußert, hängt also vom jeweiligen Kulturzustand ab. Es gibt wohl kaum irgendwelche Kulturgüter, deren Gebrauch an sich seelische Primitivität beweist. Primitive Individuen richten sich in verschiedenen Kulturwelten jeweils auf andere Art und Weise ein.

Psychische Primitivität und Umgang mit unentwickelten Kulturgütern ist auf jeden Fall zweierlei! erst mittelbar stellt sich ein Gleichgewicht der beiden Erscheinungen ein und wird sich auch die Primitivität ganzer Rassen in ihrem Kulturverhalten äußern.

Man könnte wohl aus jeder europäischen Bevölkerung durch entsprechende Umsiebung, Umzüchtung und Erziehung Menschengemeinschaften gewinnen, die in den allgemeinen Zügen des Seelenlebens sämtliche primitiven Eigentümlichkeiten aufweisen würden, die man nur je bei einem Naturvolk ausgeprägt fand.

Die Erscheinungen des „prälogischen Denkens", des Kollektivismus, der Konkretheit, der Identifikation und Partizipation, des magischen Denkens, die von Levy-Brühl, Durckheim, Danzel u. a. als Kennzeichen des primitiven Geisteslebens betrachtet werden, lassen sich von den im I. Band besprochenen allgemeinen Eigenschaften des menschlichen Auffassungslebens als — teils kulturhistorische, teils veranlagungsbedingte — Primitivformen ohne große Schwierigkeiten ableiten. Für das magische Denken und für die Konkretheit haben wir das schon getan (vgl. I. 50 f. und II. S. 61 f.). Die mystische Partizipation und Identifikation entspricht vorwiegend dem Prinzipe des Unterscheidungsminimums und der voreiligen Objektivierung.

Die meisten kulturellen Äußerungen fremder Rassen bleiben dementsprechend immerhin ungleich sinnvoller verständlich, als es Äußerungen europäischer Geisteskranker für Europäer sind. Schizophrene Welten z. B. kann man nur zum kleinsten Teil verstehen, nicht weil sie durchaus sinn- und systemlos sind, sondern weil uns ihre Erlebnisgrundlagen verschlossen sind. Auf völkerkundlichem Gebiete stellt höchstens die höhere symbolische Mystik mancher Völker und der Aufbau mancher Sprachen vor ähnliche Schwierigkeiten.

Im allgemeinen verstehen wir fremdrassige Kulturäußerungen zwar sicher höchst unvollständig, aber doch immerhin so weit, daß sie uns bei einiger Mühe als sinnvolle Systeme begreifbar werden, was nicht der Fall sein könnte, wenn sie auf uns gänzlich unzugänglichen Formen des Seelenlebens beruhen würden.

Die Verständlichkeit der Naturvölkerkulturen reicht vielleicht für uns Menschen der Hochkulturen ähnlich weit, oder ähnlich wenig weit wie das Verständnis des Erwachsenen für kindliches Verhalten, Naturvölkerkulturen sind

weniger verständlich als die Kindheit. weil wir ähnliches noch nicht erlebt haben, aber auch wieder leichter verständlich als die eigene Kindheit, weil Naturvölkerleben durchaus das Leben von Erwachsenen ist.

Man könnte dem Begriffe „Naturvölkerkultur" nun noch den Sinn geben. daß es sich dabei um dem durchschnittlichen Menschen natürlichere und naheliegendere Kulturformen handelt: Würde man eine aller Kultur beraubte Menschengruppe irgendwo aussetzen. dann sähe ihre aus dem Drange kulturstrebender Veranlagung wiedergeborene Lebenshaltung rascher einer Naturvölker- als einer Hochkultur ähnlich. In der Hochkultur häufen sich Erfindungen von ganz besonderem Unwahrscheinlichkeitsgrad. Hochkultur ist. ihrem vollen Umfange nach durchmessen und durchlebt, Genieleistung und Genieheimat. Naturvölkerkultur Leistung und Bedürfnisdeckung seelisch einfacherer Menschen. Darum würde auch, wenn man die breite Masse eines Hochkulturvolkes ohne kulturelle Führung ließe, eine Rückähnlichung an Naturvölkerzustände kaum ausbleiben.

Aber auch die tatsächlich vorhandenen Naturvölkerkulturen sind historische Gebilde. die keineswegs ohne weiteres wieder nachwüchsen. wenn sie einmal zugrundegegangen wären: Würde man z. B. eine Naturvolkgruppe. deren angestammte Kultur durch die Europäer zerbrochen wurde, wieder in voller Freiheit sich selbst überlassen. dann würde zwar die Zivilisationstünche bald wieder abblättern. aber die ursprüngliche Kultur würde nicht wieder auferstehen können.

Besonders interessant sind in dieser Hinsicht die ethnologischen Erfahrungen mit den entsprungenen Negersklaven, die im mittel- und südamerikanischen Busch eine neue einfache, aber keiner ursprünglichen afrikanischen Stammeskultur gleichende Negerkultur geschaffen haben (Lindblom, Herskovits).

Der historisch einmalige Charakter auch der Naturvölkerkulturen zeigt sich sehr gut darin, daß es in ihnen genug Gedanken gibt, die zwar weit verbreitet, aber doch höchst eigenartig und kaum mehrmals unabhängig voneinander erfunden worden sind. Die Beschneidung des männlichen Gliedes und die Sitte des Männerkindbettes, die beide bisher allen Erklärungsversuchen trotzen und dennoch ungemein weit verbreitet sind, seien als Beispiele hier genannt.

2. Die Naturvölkerkulturen in „verbreitungsdynamischer Betrachtung"

Wir haben gesehen. daß sich Naturvölkerkulturen vielfach vor allem durch die geringe quantitative Entwicklungshöhe ihrer Güter. also in verhältnismäßig unspezifischer Weise von den Hochkulturen unterscheiden. Darum entsteht die Frage. wieweit ihre Erhaltung als Verspätung und Verlangsamung an sich universaler Prozesse der Kulturentwickelung verstanden werden kann.

Gibt es überhaupt derartige universale Kulturprozesse? Trotz aller historischen und wesensmäßigen Mannigfaltigkeit kann man das Bestehen

gewisser großer und allgemeiner Entwicklungsrichtungen der Kultur doch nicht leugnen. Die universale Kulturgeschichte stellt sich uns z. B. in Form von vier sehr prägnanten Stufen dar, deren jede durch den Neugewinn eines wichtigen Kulturprinzipes ausgezeichnet ist.

Wildbeute,
Nahrungsballung,
Menschenballung,
Geräteballung,

das sind die vier aufs äußerste verdichteten Namen, die wir diesen Stufen geben wollen.

Wildbeute (der Ausdruck wurde von F. Kern geprägt) besagt, daß Nahrung und Rohstoffe der Natur abgenommen, daß sie erjagt und ersammelt werden. Demgegenüber macht die Nahrungsballung das Menschenleben dadurch sicherer, daß entweder Tiere in künstlich geballten Herden oder aber Pflanzen in künstlich geballten Feldern für die menschlichen Bedürfnisse stetiger bereitstehen. Hirten und Pflanzer treten auf der Stufe der Nahrungsballung an die Stelle der Jäger und Sammler. Ein ebenso bedeutsamer Übergang wie von der Wildbeute zur Nahrungsballung findet sich in der menschlichen Kulturgeschichte erst wieder beim Zustandekommen von Menschenballungen. Große Völker, große Staaten, große Städte sind als „Hochkulturen" den Kulturen bloßer Pflanzer oder Viehzüchter ebenso überlegen, wie diese den Wildbeutern. Auch die Hochkulturen mit ihren energiespeichernden Menschenballungen werden in jüngster Zeit aber übertrumpft von der im Abendlande erfundenen Kunst besonderer Geräteballung, von der Maschinenkultur. Während vorher der Mensch mittels des Gerätes wirkte, wirkt nun eine Maschine wie tausend Menschen.

Unter Berücksichtigung der auf den vier Stufen anzutreffenden Hauptformen läßt sich folgendes allgemeine Schema der Kulturgeschichte geben, das an Vorarbeiten Kerns, Menghins u. a. m. anschließt:

I. Wildbeuter		Jäger-Sammler	
II. Nahrungsballung	Hirten		Pflanzer
		Bauern	
III. Menschenballung	Herrschaft	|	Stadt
		Hochkultur	
IV. Geräteballung		Hochkultur + Maschinentechnik	

Alle historisch beobachteten Wildbeuter sind Jäger und Sammler, wenn auch manchmal die Tier-, manchmal die Pflanzenabhängigkeit mehr hervortritt.

Hingegen zeigt sich auf der Stufe der Nahrungsballung die tier- und pflanzenabhängige Richtung scharf getrennt. Einerseits die Hirten-, andererseits die Pflanzer bilden völlig voneinander abweichende Kulturen. Verhältnismäßig spät vereinigt sich beides im Bauerntum. Bauern pflanzen und züchten nebenein-

ander — ein Symbol dieser Einheit ist der Pflug, der mittels des Zuchttieres den Acker für die Zuchtpflanzen vorbereitet.

Die Menschenballung stellt als Herrschaft Weite und Macht, als Städtegründung gegenseitige Nähe und Arbeitsspezialisierung in den Vordergrund. Beides ergibt, zusammen mit dem unerläßlich bleibenden Bauerntum die „Hochkultur", wie sie von den archaischen Tagen bis ins 19. Jahrhundert die Herrscherin in der Hierarchie der Kulturformen geblieben ist.

Von der Maschinenkultur läßt sich vorläufig nur sagen, daß sie Hochkultur mit einem ungeheuren Zuwachs an technischen Möglichkeiten ist. Ihre integrierteste Einheit stellen die „autoritären Staaten" von heute dar.

Wenn wir gesagt haben, daß diese Stufenfolge universale Bedeutung hat, so ist das kein vager Glaube an eine vorgegebene Bahn der Menschheitsentwicklung, sondern auf folgende Weise zu begründen: Objektiv sind Völker, die einer höheren Ballungsform angehören, Völkern mit niedriger geballter Kultur meistens überlegen, so sehr überlegen, daß ihnen häufig sogar die Ausrottung der niedriger organisierten Völker nicht allzu schwer wäre.

Subjektiv ist dieses Unter - Überlegenheitsverhältnis so eindringlich, daß die Güter der höheren Stufe ganz in der Regel die begehrenswerteren sein müssen; insbesondere wird ein Volk, das eine höhere Ballungsform einmal erreicht hat, diese viel weniger leicht aufgeben als umgekehrt.

Die vier Hauptkulturstufen stellen daher, am Maßstab der Erhaltungsleistung wie am Maßstab der typischen menschlichen Wertungsweise gemessen, eine *annähernd eindeutige und unumkehrbare Wertreihe* dar.

Im einzelnen komplizieren sich die objektiven und subjektiven Wertverhältnisse. Besondere geographische Verhältnisse oder besondere Rassenneigungen können sie über den Haufen werfen. Die wichtigste Einschränkung aber, die man machen muß, ist sehr allgemeiner Art: So wünschenswert die höheren Stufen sind, die Wege, auf denen man dazu kommt, sind vielfach sehr unbequem und schwierig; manchmal sind sie fast ungangbar, so z. B. wenn dem heutigen Eingeborenen europäische Waren angeboten werden, ohne daß er damit erraten kann, wie sie herzustellen sind.

Immer wieder stellen sich in der Kulturgeschichte Verhältnisse ein, wo zwischen besserer, aber beschwerlicher *Zukunft* und unterlegener, aber bequemerer und vertrauterer *Gegenwart* zu wählen ist. Aber auch jede europäische Geschlechterfolge steht immer wieder vor diesem Scheideweg!

Die Entwicklungsrichtung der Kultur wird jedenfalls dadurch weiters vereinheitlicht, daß zwischen den vier Stufen ein eindeutiges Voraussetzungs-Folgeverhältnis besteht, so daß auch keine von ihnen ausgelassen und übersprungen werden kann. Ohne Nahrungsballung gibt es keine Menschenballung — denn die Menschen müßten verhungern. Ohne Menschenballung gibt es keine Geräteballung, denn Maschinenkultur braucht eine geregelte staatliche Großorganisation, braucht Arbeiterheere und kauflustige Massen.

W i l d b e u t e r u n d V ö l k e r m i t N a h r u n g s b a l l u n g — das sind gleichzeitig d i e N a t u r v ö l k e r. V ö l k e r mit M e n s c h e n b a l l u n g u n d G e r ä t e b a l l u n g — das sind gleichzeitig d i e H o c h k u l t u r v ö l k e r.

In der Gegenwart leben noch Vertreter aller vier Stufen auf der Erde nebeneinander. Das zeigt schon, von wie großer zeitlicher Tiefe das noch nicht ausgeglichene „Adoptionsdefizit" sein muß.

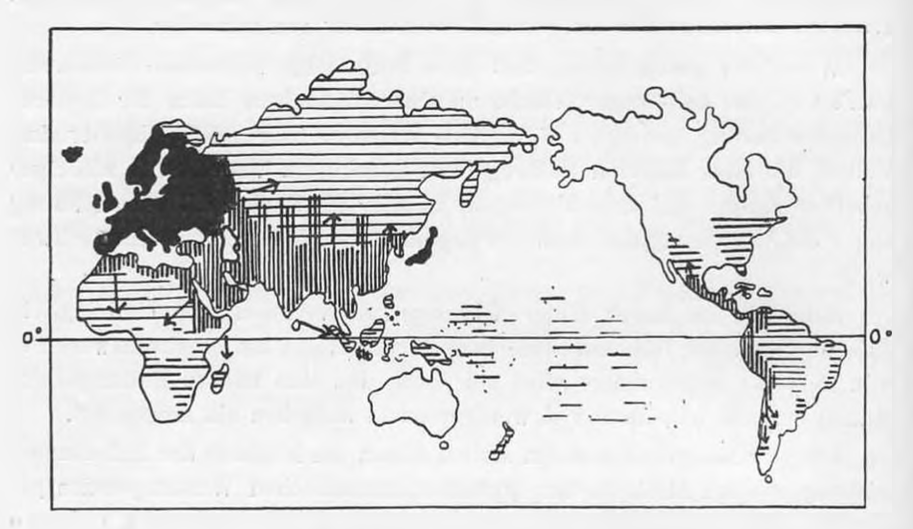


Abb. 39. D i e v i e r H a u p t s t u f e n d e s K u l t u r p r o z e s s e s.
Weiß = Wildbeute; waagrechte Striche = Nahrungsballung; senkrechte Striche = Menschenballung; schwarz = Geräteballung; Pfeile = „Vorfeldkulturen".

Legen wir — ohne Berücksichtigung der europäischen kolonialen Ausbreitung — die Verteilung der vier Stufen auf einer Erdkartenskizze fest, dann zeigt sich recht deutlich das Verhältnis konzentrischer Kreise. Die Wildbeuterkulturen sind an den Rand der Kontinente oder in den Urwald gedrängt, die Hochkulturen liegen verhältnismäßig zentral. Besonders gut entsprechen auch die Verhältnisse in der neuen Welt den verbreitungsdynamischen Erwartungen, die sich ergeben, wenn alle Kulturstufen vom gleichen Zentrum aus nach außen vordringen. Im ganzen war in Amerika in vorkolumbischer Zeit die von Mittelamerika ausgehende Hochkultur noch viel weniger verbreitet und die Wildbeuterstufe noch ungleich besser erhalten als in der alten Welt. Hinsichtlich der Stellung zur Hauptstufenfolge erscheint die amerikanische Kulturentwickelung hinter derjenigen der alten Welt daher allgemein zurückgeblieben. Genaueres später!

Natürlich läßt sich, wenn man ins einzelne geht, auch vielzentrige Verbreitung erkennen, vor allem bei der Geräteballung, die ihr endgültiges Gebiet wegen ihrer Jugend noch längst nicht erfüllt. Maschinenkultur sprang z. B. von Europa

nach Ostasien und ließ dazwischenliegende Gebiete geringerer Adoptionswahrscheinlichkeit ebenso relativ unberührt, wie die Pariser Mode zunächst nach Berlin-W springt und die Zwischengebiete erst später und teilweise erobert. (Vgl. I. Band, S. 148).

Das „Adoptionsdefizit" der heute noch verbliebenen Wildbeutervölker ist so alt wie der Abstand des Endes der Altsteinzeit von der Gegenwart, also zumindest 6000 Jahre. Allerdings ist der Zeitraum, während dessen Australier, Zwerge usw. von Ackerbau- oder Viehzuchtvölkern unmittelbar umgeben waren, ungleich kürzer; da er aber ebenfalls überall eher nach Jahrtausenden zählt, ist die geringe Adoptionsneigung dieser Rassen immerhin noch mindestens durch ein halbes Hundert Geschlechterfolgen erprobt.

Der Abstand zwischen Erfindung der „Nahrungsballung" und Erfindung der „Menschenballung" scheint nach dem heutigen Bilde der Weltgeschichte der Steinzeit zeitlich nicht allzu groß gewesen zu sein. Allerdings wissen wir noch nicht genügend darüber, ob es nicht vielleicht in den Tropen einen Bodenbau gibt, der viel älter ist als das orientalische Neolithikum. Jedenfalls hat es schon im 4. Jahrtausend v. Chr., also vor mindestens fünftausend Jahren geschichtlich bezeugte Königreiche und Städte gegeben, so daß auch diese Lebensform schon etwa hundertfünfzig Geschlechterfolgen lang über die für Großstaaten doch nicht allzu große Erde wandert — ohne von allen Völkern adoptiert worden zu sein.

Die Maschinenzivilisation hat ihre rasche Ausbreitung einerseits der Größe ihrer Machtmittel, für welche die Erde noch viel mehr zusammenschmilzt als für bloße Menschenballung, andererseits dem Mitwandern der europäischen Menschen zu verdanken. Die Ausbreitung auf fremde Rassengebiete spielt daneben vorläufig eine geringe Rolle.

Wir wollen nun die allgemeinen Gründe überlegen, die für die Unausgeglichenheit der Menschheitskulturen und das fast unbegreifliche Adoptionsdefizit für an sich begehrenswerte höhere Kulturformen verantwortlich sein können.

1. Sind die vier Kulturstufen **an bestimmte Erdformen gebunden?** Es gab einst überall auf Erden Wildbeuterkulturen und sie bestehen auch heute noch in Kanada, in Kalifornien, in den tropischen Urwäldern und in Australien und im Feuerland, also in sämtlichen Klimazonen. In allen diesen Klimazonen mit Ausnahme einiger Kümmerextreme gibt es aber auch Bodenbauer und Viehzüchter. Und ebenso gibt es Hochkulturen im Tiefland (Mesopotamien) wie im Gebirge (Peru), im Norden (Nordeuropa) und in den Tropen (Indien), in Steppengebieten (Sudanreiche) und im Waldland (Malaienreiche). Erst recht sind der Ausbreitung

der Maschinenkultur, welche die Naturabhängigkeit der Menschen am meisten verringert, keine geographischen Schranken gesetzt.

Jede der vier Kulturstufen ermöglicht an sich ein Leben in allen überhaupt bewohnbaren Erdgebieten. Wenn trotzdem gewisse Korrelationen zwischen Kulturstufe und Landschaftsform bestehen, so gehen sie großenteils darauf zurück, daß die weniger begehrenswerten Gebiete sich bis zu einem gewissen Grade als Schutzgürtel niedrigerer Formen auswirken.

Diese Schutzgürtelwirkung erklärt aber nicht, warum die höheren Kulturformen noch nicht angenommen sind, sondern nur, warum die Völker, welche die höheren Kulturformen nicht angenommen haben, nicht schon längst vernichtet und vom Erdboden verschwunden sind.

2. Ist die Verbreitung der höheren Kulturstufen unvollständig, weil **genügende Kenntnis und Anregung fehlt?** Wenn Übernahme nur von der Kenntnis abhängen würde, dann dürfte man diesen Gesichtspunkt überhaupt nicht gelten lassen; denn dann wäre die Erde viel zu klein, als daß irgendwelche wesentlichen Erfindungen sich in hundertfünfzig Geschlechterfolgen nicht längst schon überall hingesogen hätten. Adoption hängt aber von der Angebotsdichte mit ab (vgl. I. Band, S. 211) und läuft sich bei ungenügender Übernahmsneigung darum leicht und schnell tot (I. Band, S. 158), wodurch sämtliche entfernteren Gebiete überhaupt von der Kenntnis abgesperrt werden.

Die Verbreitung der Kulturgüter wurde aber durch weite Eroberungswanderungen der Träger höherer Kulturen wesentlich unterstützt. Vor allem die Viehzüchter sind als leichtbewegliche Wandervölker berühmt. Aber auch von den naturvölkischen Bauernvölkern sind ein großer Teil als Einwanderer in ihre heutige Heimat bekannt.

Die Bantuneger lassen sich ebenso nach Asien zurückverfolgen wie die hamitischen Viehzüchter Afrikas. Für die indischen und indonesischen Tropenvölker ist Einwanderung aus dem Norden unter Verdrängung und stärkster Beeinflussung von Vorbevölkerungen vielfältig bekannt. In Südamerika sind die aruakischen Träger der Maniokkultur aus dem Norden gekommen. Der erobernde Charakter der Hochkulturvölker liegt vollends im Lichte bestbeglaubigter Geschichte.

Die meisten Naturvölker *sind gar nicht die Naiven, die jungfräulichen Seelen, die noch von keinem Erweckerstrahl höherer Kultur getroffen wurden.* Hierin irrte die „evolutionistische“ Einstellung, welche in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in der Völkerkunde zur Herrschaft kam, sicher gewaltig.

In der Beurteilung der Naturvölker war sich eine Richtung, welche ursprungsnahe Primitive, und eine Richtung welche abgeglittene Degenerierte in ihnen sah, lange Zeit gegenübergestanden. Ersteres entsprach besser dem Darwinismus, letzteres besser der Theologie. Es siegte auch in der Völkerkunde der darwinistische Evolutionismus. Die inzwischen zusammengetragenen Tatsachen

zeigen, daß dieser Sieg auch auf kulturkundlichem Gebiet kein endgültiger war — was freilich nicht heißt, daß etwa wieder die Theologie das Wort erhält.

Ein großer Teil der Naturvölkerkulturen lebt vielmehr auf Trümmern und von Trümmern ehemals höherer Kulturformen.

Afrika ist fast allgemein von untergegangenen Staatengebilden durchsetzt. Mittelmeergebiet und Orient sind zum großen Teil Regionen vergangenen Glanzes, die erst in der Gegenwart wieder aufzuholen suchen. Im indischen Dschungel wie im malaiischen Urwald liegen gewaltige Reiche und gewaltige Architekturen erstickt. Die Mikro-Polynesier haben auf ihren allzukleinen Inseln sichtlich an Kulturhöhe verloren, was auch die allgemein in der Südsee zu findenden Ruinen großer Steinbauten bezeugen. Die Melanesier haben vor Zeiten sicherlich mit Menschen höherer Kultur innig zusammengelebt, denn sie haben deren Sprachen übernommen. Die australischen Küsten sind von Melanesiern, Polynesiern und Malaien schon vor den Europäern betreten worden.

In Nordamerika sprechen die Mounds des Ostens wie die Casas grandes, Cliffdwellings usw. des Südwestens dafür, daß die in diesen Gebieten lebenden Völker von ihren Entdeckern keineswegs auf der Höhe ihrer Entwicklung angetroffen wurden. Auch viele amerikanische Hochkulturen waren zur Zeit der Entdeckung entweder schon versunken, wie die Diaguita- oder die Yukatankultur, oder sie zeigten Zeichen inneren Verfalles. Auch das Gebiet der südamerikanischen Tropenindianer hat Ruinen und archaeologische Funde freigegeben, die von einer reichen untergegangenen Völkergeschichte sprechen.

Die Mehrzahl naturvölkischer Kulturgüter sind des weiteren im Grunde Einzeltrümmer aus Hochkulturen, Entlehnungen von wenigen Stücken aus einer großen Fülle.

Wie die Verhältnisse für die primitivsten Geräte und Gedankengänge liegen, die so alt und so überholt sind, daß sie im heutigen Hochkulturgebiet ganz ausgestorben sind, läßt sich in der Regel nicht sagen, denn wir kennen ihre Geschichte zu wenig. So weit sich überhaupt geschichtliche Angaben machen lassen, erkennt man beim weiteren Fortschritt der Forschung aber immer deutlicher, daß die Naturvölkergüter zu einem wesentlichen Teil in eigenartiger Weise vereinfachte, sekundär primitivisierte Hochkulturgüter darstellen. Vor allem die meisten grundlegenderen Ideen sind in dieser Weise Adoption, nicht Eigenschöpfung.

Man scheut sich, der sekundären Primitivisierung den Namen Degeneration zu geben, weil sie keine Zerstörung ist, sondern das Kulturgut funktionstüchtig bleiben läßt. Solche Vorgänge spielen jedenfalls bei der Einverleibung von Einzeltrümmern höherer Kulturen in einfachere Kulturen eine große Rolle. Ja oftmals bekommt das Kulturgut gerade auf diese Weise den Stempel der einfacheren Volkspersönlichkeit aufgedrückt, sodaß die Grenze zwischen schlechter Nachahmung und Eigenschöpfung verwischt wird (vgl. I. Band, S. 59 f.). Man denke als Parallele an körperliche Umbildungsvorgänge wie die Altersschrumpfung oder die Narbenheilung, wo auch eine verminderte Funktion ohne Aussetzen der Leistungsfähigkeit des Organes erreicht wird.

Man muß die Naturvölkerkulturen also ebenso oft wie unter dem Gesichtswinkel verlangsamter Entwicklung auch

unter dem Gesichtswinkel nachträglichen Versinkens höherer Formen betrachten.

Wir wollen hier nur das eine aus diesen Tatsachen lernen, daß ein großer Teil der Naturvölker nicht einfach aus Unkenntnis so sehr zurückgeblieben sein kann. Wieweit das Versinken des höher Entwickelten an sich rassische Kulturunfähigkeit zur Ursache haben mag, sei an dieser Stelle unbesprochen gelassen.

3. Erklärt sich das nur langsame Vordringen der höheren Kulturstufen **aus rassenbiologischen Verhältnissen?** Es handelt sich bei diesen grundlegenden Kulturänderungen jedenfalls nicht um „Vorgänge, die so rasch verlaufen, daß sie das Tempo rassischer Umzüchtung sicher überholen" (vgl. I. Band, S. 278). Man muß die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die höhere Kultur in dauerhafter Weise überhaupt nur dort vordringt, wo es zur Züchtung der für sie nötigen Erbanlagen gekommen ist. Wir haben dies für die Einführung des Ackerbaues in Wildbeutergebiete schon am Falle des vorgeschichtlichen Europa besprochen. Wenn sich Wildbeuter zum Ackerbau bekehren, bekehrt sich eigentlich nur eine Auslesegruppe dazu, die gar nicht mehr die alte Rasse genannt werden kann (vgl. im folgenden Australier, Zwerge, Indianer).

Ähnlich liegt es aber auch beim Entstehen von Hochkulturen. Allerdings sind Bauern- und Hirtenmenschen für die Hochkultur nicht entfernt so schlecht geeignet wie Jäger und Sammler für die Nahrungsballung. Sie bilden vielmehr einen unentbehrlichen Untergrund. Daneben muß aber der typische Städter entstehen und müssen sich die verschiedenen Spezial-Eliten, deren Leistung erst Hochkultur ergibt, bilden, wozu Siebung und Paarungssiebung unerläßlich sind. Die weniger hochkulturfähigen Menschen dürften bei diesen Vorgängen nicht so sehr der Ausmerze verfallen wie vielfach beim Übergang zum Bauerntum, sondern sich in sozial niedrigere Schichten abgedrängt erhalten können.

Hochkulturen sind wohl in allen Völkern wieder versunken, in denen sich ein solches inneres biologisches Gerüst für sie nicht genügend tragfähig gebildet hat. Hochkulturen sind nur in jene Länder überhaupt gekommen, in denen zumindest eine fremde Erobererschicht ein solches Gerüst zeitweilig dargestellt hat.

Die Erkenntnis, daß Rassenumzüchtungsvorgänge an dem langsamen Vordringen der höheren Kulturstufen mitbeteiligt sind, hat oberflächliche Ähnlichkeit mit weit verbreiteten lamarkistischen Vorstellungen über die Ursachen des langsamen Kulturfortschrittes der Naturvölker.

Immer wieder begegnet man in der völkerkundlichen Literatur, insbesondere in der angelsächsischen, der Meinung, die „zurückgebliebenen" Rassen könnten die Entwicklung von Jahrtausenden doch unmöglich von heute auf morgen nachholen. Dahinter steckt, wenn auch zumeist unklar und unausgesprochen, der

Gedanke, der erreichte kulturelle Zustand gehe in die Rassenveranlagung mit ein und dies brauche Zeit. Man stellt sich also vor, daß die kulturelle Umwelt die Erbmasse ähnlich forme, wie wir es nur für die Wachstumsformung der Individuen zugeben können, die mit einer Veränderung der Erbbeschaffenheit nichts zu tun hat.

Der richtige Kern an diesen Vorstellungen ist nur, daß jede neue kulturelle Umwelt auch umzüchtend auf die Rasse einwirkt, und daß die weiteren kulturgeschichtlichen Möglichkeiten von der Art dieser Umzüchtung mit abhängen.

Wir haben gesehen, daß für einen Ausgleich der allgemeinen Kulturstufe der Menschheitskultur weder die Erde zu groß, noch ihre landschaftlichen Möglichkeiten zu ungleich, noch die höheren Kulturstufen zu jung sind. Die Naturvölker leben durchaus nicht einen Dornröschenschlaf ohne Anregung, sondern sind kulturellen Einwirkungen vielfach sogar sehr enge ausgesetzt gewesen und häufig gar nicht ursprünglich, sondern sekundär primitiv.

Wenn wir uns bei dieser Sachlage an die drei Schichten der biologischen Beschaffenheit des Menschen halten (vgl. I. Band, S. 31), so scheiden aktuelle Bestimmtheit und leicht überwindbare Wachstumsformung als Ursache der Erhaltung der Naturvölkerkulturen weitgehend aus. Die Hemmungen für den Kulturausgleich liegen ohne Zweifel überwiegend unmittelbar in den Menschen: in ihrer tiefgreifenden Wachstumsformung oder in ihrer rassischen Veranlagung. Wir wollen nun erst möglichst viele konkrete Erfahrungen machen, bevor wir versuchen, eine allgemeine Übersicht über die Macht des einen und des anderen von diesen beiden Ursachenkreisen zu gewinnen.

3. Völkerkundlicher Stoff als kulturbiologische Quelle

Während die Möglichkeiten der rassenbiologischen Vorzeitdeutung der Natur der Sache nach äußerst beschränkt sind, reichen die Naturvölker unmittelbar in die Gegenwart, aber wir müssen uns im folgenden an die Werke der Ethnologen halten, die für kulturbiologische Zwecke, wie mehrfach betont, natürlich nur behelfsmäßig in Frage kommen.

Wenn man abwägt, was völkerkundliche Darstellungen der üblichen Art für unsere Zwecke leisten können und nicht leisten können, muß man vor allem überlegen, was das Ziel und die Absicht der völkerkundlichen Forscher gewesen ist.

Da findet man zunächst die Freude und das Interesse an den Tatsachen als solchen in breitem Maße vertreten. Die auf diesem Boden zustandekommenden Mitteilungen schwanken zwischen Sensationslust und ehrlich bemühter sachgerechter Kennerschaft. Letztere hat in den neueren Zeiten sicher die Oberhand bekommen.

Man sieht aber bekanntlich nur dasjenige, worauf der Geist irgendwie ausgerichtet ist. Wie steht es darum bei den Ethnographen? Zunächst spielt der Gegensatz zu den heimischen Verhältnissen eine große Rolle. Das Ungewöhnliche droht also in ethnologischen Darstellungen dauernd die Vorhand zu bekommen. Auch in dieser Hinsicht haben neuere Monographien aber ein ungleich sachgerechteres Gesicht und beziehen in erstaunlicher Fülle alle überhaupt bemerkbaren Seiten des Lebens ein.

Ferner sind in der Regel „die Völker“ oder „die Kulturen“, nicht die bestimmt beschaffenen Individuen die Satzgegenstände, von denen Aussagen gemacht werden. Das ist eine erkenntnistheoretisch einschneidende Verlagerung, welche auffassungspsychologisch eine sehr begreifliche Folge des „Prinzips des Unterscheidungsminimums“ darstellt. Wer z. B. nach Samoa kommt, formuliert natürlich in erster Linie Urteile, welche Unterschiede zu heimischen europäischen Verhältnissen angeben. „Die Samoaner“ verbleiben für ihn dabei ein Gesamteindruck, den er nicht weiter aufspaltet als zur Gegenüberstellung mit „den Europäern“ nötig und zweckmäßig ist. Aus solcher auffassungspsychologischen Grundlage wächst alles sogenannte „typologische“, auf eindrucksstark sich abhebende Gesamtbilder ausgehende Verfahren der Gesellschaftswissenschaften. Wer aber, wie wir, die samoanische Kultur nicht als Unterschied gegen Europa und nicht als Bild, sondern als Wirkungsgefüge aus bestimmt veranlagten und geformten Menschen verstehen will, kann sich mit solchen Aussagen, deren Satzgegenstand „die Samoaner“ sind, schlecht begnügen. Besonders gefährlich ist bei solcher Schilderungsweise auch noch, daß das, was zunächst nichts ist als ein auffassungspsychologischer Gesamteindruck (z. B. die samoanische Kultur, das Volk von Samoa), dabei unbesehens als reale Wirkungseinheit unterstellt zu werden droht.

Die Ausrichtung der Ethnographen wurde ferner wesentlich bestimmt von den theoretischen Problemstellungen, die in ihrem Gesichtskreis lagen. Da ist vor allem der pseudobiologische Entwickelungsgedanke des älteren völkerkundlichen Evolutionismus, das Rekonstruktionsbemühen der „kulturhistorischen Schule der Ethnologie“, die Frobeniussche „Kulturmorphologie“ und neuerdings die „Funktionalistische Schule der Ethnologie“ (in Deutschland vor allem Thurnwald und Mühlmann) zu erwähnen.

Der Evolutionismus ist pseudobiologisch, weil er die Ablaufsgesetze der ontogenetischen Entwicklung des Einzelwesens unkritisch auf die Kulturgeschichte überträgt. Pseudobiologisch ist auch die „Kulturmorphologie“, weil sie in der Kulturgeschichte Lebensabläufe der Kulturen selbst mit Kindheit, Mannesreife und Alterstod sieht, die mit dem Leben der beteiligten Menschen

nichts zu tun haben. Die kulturhistorische Schule behauptet theoretisch, daß es gesetzmäßige Zusammenhänge im Kulturleben wegen der „freien", d. h. unvorhersehbaren Willensbestimmung des Menschen nicht geben könne, hält diesen Standpunkt aber in praxi nicht fest. Die — auch zeitlich jüngste — „funktionalistische Richtung", insbesondere aber die bedeutsame Lebensarbeit Richard Thurnwalds, kommt den Absichten der Kulturbiologie ohne Zweifel am nächsten, da sie in erster Linie eine Formen- und Ablaufslehre kulturellen Geschehens sein will. Es ist für uns sehr bedauerlich, daß die Anzahl derartiger völkerkundlicher Arbeiten vorläufig naturgemäß noch gering ist.

Wie wirken sich diese Gedankenrichtungen auf die Sammlung völkerkundlichen Materiales aus? Der Evolutionismus ist von einer eigentümlichen Mystik der Kollektivität erfüllt. Gesetzmäßig verlaufen für ihn die Völkerentwickelungen, dementsprechend haben Individuen und individuelle Besonderheiten auf primitiven Stufen nach seiner Meinung wenig Bedeutung. Der pseudobiologische Evolutionismus erfüllt die Forderung nach Erfassung der kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen besonders schlecht.

Um die vom Evolutionismus behauptete eindeutige Gesetzmäßigkeit der Kulturgeschichte zu widerlegen, hat die kulturhistorische Schule Interesse am Nachweis der Individuenverschiedenheit in Naturvölkerkulturen gehabt. Die Einführung des historisch Einmaligen und der Willensfreiheit ist aber etwas wesentlich anderes als die Ableitung des Geschehens aus der biologischen Beschaffenheit der Individuen, die ja auf neue Weise Regelmäßigkeitserkenntnis ist. Wenig stimmt mit der Kulturbiologie auch überein, daß die kulturhistorische Ethnologie die Kulturgüter parallel zu ihrer Aussagekraft über vergangene Zustände und Vorgänge wertet. Nicht die Kulturen als Wirkungsgebilde der Gegenwart, sondern die Kulturen als Zufluchtsstätten der Vergangenheit interessieren den reinen Historiker. Auch bei dieser Einstellung wird das Kulturbild natürlich verzerrt wiedergegeben. Es werden vorwiegend jene Güter beachtet, deren Kulturkreisstellung schon bekannt ist, und in denen sich die Kulturen unterscheiden. Da die Kulturkreise als historisch zufällige Merkmalssummen, nicht als funktionelle Komplexe betrachtet werden, kommt die Erforschung der individuellen Funktionsträger und ihrer Leistungen gar nicht in Betracht.

Wir werden bei solcher Lage der Dinge jene modernsten ethnologischen Schriften, die der Kulturbiologie am nächsten kommen, möglichst weitgehend ausschöpfen und im übrigen die von den Völkerkundlern in bewundernswerter Arbeitsleistung zusammengetragene Stoffmenge vor allem zur Herausarbeitung verhältnismäßig grober und handgreiflicher Zusammenhänge benutzen. Wir tun das in der Überzeugung, daß es sich dabei um ein unüberspringbares Durchgangsstadium zu verfeinerter Kenntnis hin handelt.

Schrifttum

(Die im Schrifttumsverzeichnis des I. Bandes angeführten Werke werden hier nicht wiederholt.)

Eickstedt, zit. S. 126. — Frobenius, zit. S. 211. — Hallowell, zit. S. 308. — Herskovits, zit. S. 211. — Jespersen, O., 1925, Die Sprache, ihre Natur, Entstehung und Entwicklung. aus dem Englischen übersetzt von Hittmair und Waibel, Heidelberg. — Kern, F., 1933, Die Anfänge der Weltgeschichte, Leipzig. — Lindblom, G., 1924, Afrikanische Relikte und indianische Entlehnungen in der Kultur der Buschneger Surinams. Götaborg. — Loth, E., 1931, Anthropologie des Parties Molles. Paris. — Menghin. zit. S. 50. — Meyer, zit. S. 245. — Thurnwald, Hilde, zit. S. 245. — Winston, E., 1934, The Alleged Lack of Mental Diseases among Primitive Groups, Americ. Anthropol.

B. Die Kulturleistung altertümlicher Splitterrassen

Wenn wir in der heutigen Menschheit die Fälle besonders handgreiflich von der unsrigen abweichender Kulturfähigkeit suchen. dann müssen wir uns an die Rassen halten. die vergleichend-anatomisch altertümlich. arm an Kopfzahl und von geringer Gehirngröße sind. Wir werden also zuerst die im vorangegangenen Abschnitt genannten „Rassensplitter" betrachten, und wollen mit den Eingeborenen Australiens beginnen.

I. Die Eingeborenen Australiens

Wir wenden im folgenden bei den rassenbiologischen Kulturvergleichen das im I. Band (S. 268 ff.) entwickelte Schema an. um aus der Kultur den Volks- und Rassencharakter der behandelten Menschen zu erkennen.

1. Allgemeine Voraussetzungen australischer Kultur

Australien gilt für besonders weltfern entlegen und gilt für besonders kümmerlich hinsichtlich der landschaftlichen Voraussetzungen für die Kulturentwickelung. Beides ist irrig. Das australische Festland schmiegt sich enge an die melanesischen Inseln, insbesondere an deren größte, Neuguinea, an. und es liegt auch den indonesischen Gebieten mit ausgesprochener Hochkultur nicht so sehr ferne. Gar im Vergleich zu den polynesischen Meeresweiten wird klar: Australien hatte keineswegs das Recht, kulturell zu schlafen, weil es angeblich ferne jeder Anregung läge.

Denken wir an die landschaftlichen Bedingungen australischer Kultur, so steigt Dürre und Öde in unserer Vorstellung auf. Dieses Bild stimmt aber nur für die Gebiete, in welche die Eingeborenen heute von den Europäern hineingejagt sind. Im ganzen hat Australien vielmehr fast alle Klimate und Bodenformen aufzuweisen. die es auf Erden überhaupt gibt: Urwälder, tropische Küsten, Gebirge. Savannen. gemäßigte Wald-

gebiete usw. Es liegt etwa so weit nach Süden vom Äquator, wie der Raum zwischen Addis Abeba und Rom nördlich davon liegt: Also in Breiten, welche auf der Nordhalbkugel seit Jahrtausenden Heimat ausgesprochener Hochkultur sind. Den äußeren Bedingungen nach müßte man in Australien daher reiche Kulturen und entsprechend der Mannigfaltigkeit der Landschaft auch vielfältige Kulturen vorfinden. Wenn beides nicht zutrifft, können die Gründe nicht geographischer Art sein.

Die innere Beziehungsdichte (vgl. I. Band, S. 276) der australischen Menschengruppen ist freilich gering, das darf nicht übersehen werden. Es handelt sich um Gruppen von jeweils etwa 50—100 Menschen, die ein gewisses Jagdgebiet haben, an dessen Grenzen sie mit anderen ähnlichen Gruppen zusammentreffen. Daß die Gemeinschaftsform nicht größer ist, ist selbst schon eine mittelbare Folge der rassenhaften Kulturfähigkeit. Immerhin besteht von Gruppe zu Gruppe den ganzen Erdteil hindurch ein stetiger Zusammenhang.

2. Rassenbiologische Verhältnisse

Die Australier sind recht dunkelhäutig, aber keineswegs „Schwarze" (vgl. Basedow 1925). Ihr Haar ist lockig. Der Haarwuchs ist besonders reichlich, ebenso die Neigung zur Knochenbildung (Stirn- und Hinterhauptsrelief, Massigkeit der Knochen). Beides weist auf Besonderheiten der endokrinen Drüsen hin, die sich auch im seelischen Wesen aussprechen mögen. Mann und Weib sind deutlich differenziert. Die Australier gehören



Abb. 40 Abb. 41 Abb. 42

Abb. 40—42. Australier. Aus Keiter 1926.

zu den nicht allzu vielen außereuropäischen Rassen, deren Männer für uns wirklich männlich aussehen (nicht allein wegen der Bartentwickelung). Das ist ebenfalls ein rassenpsychologischer Hinweis. Gehäuft treten stammesgeschichtlich altertümliche anatomische Einzelheiten auf. Das Gehirn ist besonders klein und leicht.

Leider haben alle kraniologischen Untersuchungen zusammen uns noch keine brauchbare Weltkarte der Schädelkapazität beschert. Wir werden diesen Mangel immer wieder sehr unangenehm empfinden. Nach vielen anderen Ver-

suchen bin ich dazu übergegangen, als ein, freilich sehr rohes Maß der Kopfgröße die Summe aus Kopflänge und Kopfbreite zu verwenden, weil es für diese zwei Maße immerhin ziemlich reichlich vergleichbare Angaben gibt. (Abkürzung = LBS.) Die LBS. der Australier ist etwa 335 (Lebende), was einer besonders geringen Kapazität entspricht, weil die Schädelknochen besonders dick und die Schädelbreite besonders gering ist. Je kugeliger nämlich der Schädel, desto größer, je schmäler aber, desto kleiner ist bei gleicher LBS. die Schädelkapazität, denn die Kugel ist ja jener Körper, der bei gleichen Außenmaßen den größten Kubikinhalt hat.

Wichtig ist ferner, daß die Australier seit Jahrtausenden einer besonders scharfen natürlichen Auslese unterworfen waren, die sie zähe und wenig schmerzempfindlich gemacht hat. Neuartige Auslesevorgänge setzten ein, als die Europäer die Ureinwohner des Landes in Kümmergebiete zu verdrängen begannen. Nicht nur die erhöhten und geänderten Anforderungen in diesen ungewohnten Lebensgebieten, auch neue Krankheiten, neue Laster (Opium!), Entscheidung zwischen Kulturflucht oder Kulturwilligkeit, Missionsschulen und Viehtreiberdienste haben umzüchtend gewirkt. So sind die Stämme des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die wissenschaftlich vorwiegend untersucht wurden, den Eingeborenen aus der Voreuropäerzeit rassenbiologisch keineswegs gleichzusetzen.

Wir werden ähnliche Verhältnisse bei allen verdrängten Rassen finden. Die Überlebenden sind körperlich in der Regel noch zäher geworden, noch befähigter, Entbehrungen zu tragen; die Begabteren aber sind beim Zusammenstoß mit der Hochkultur wohl meistens überdurchschnittlich zugrundegegangen bzw. rassisch aufgesogen worden. Man tut daher einer Rasse in der Regel unrecht, wenn man sie nach letzten Überlebenden beurteilt. Oft ergibt sich geradezu das paradoxe Verhältnis, daß diejenigen Leute, welche in der Gegenwart die alte Kultur am besten noch darstellen, sich ihrer Begabung nach von den Schöpfern und Trägern dieser Kultur am weitesten entfernt haben; denn sonst hätten sie sich schon längst auch den neuen Verhältnissen anzupassen oder einzufügen verstanden.

Gerade bei den Australiern spielen aber solche Umzüchtungen noch eine bescheidene Rolle im Vergleich zu anderen Rassen, die viel härter und viel länger von der Hochkultur angefaßt sind (Rassenzwerge!)

3. Der absolute Reichtum der Kultur

Die „Welt" der Australier ist keineswegs ganz arm. An wesentlich verschiedenen Geräten und Techniken lassen sich immerhin gegen 200 aufzählen. Weder der Norden noch der Süden, noch der Osten oder Westen des Erdteiles scheint dabei bevorzugt oder benachteiligt zu sein. Die australische Kultur ist gerade angesichts der Mannigfaltigkeit der Landschaft auffallend gleichartig hinsichtlich der allgemeinen Höhe und Reichhaltigkeit. Die Ausbildung der Einzelheiten ist freilich verschieden, so

will Radcl. Brown 50 verschiedene Typen des Soziallebens erkennen können.

Intensive Bemühungen, innerhalb Australiens verschiedene Kulturkreise nachzuweisen, haben nur fragwürdige Ergebnisse gezeitigt (P. W. Schmidt, Graebner, Davidson), die von guten Sachkennern bestritten werden. Das ist um so überraschender, als im benachbarten Melanesien und Indonesien schroffe Kulturverschiedenheit auf sehr viel engerem Raum vorkommt.

Auch der Kenntnisschatz der Australier ist natürlich nicht ganz arm. So hat von den 200 Techniken und Geräten und ebenso von den an 50 wesentlich verschiedenen Nahrungsmitteln des Sammelns und der Jagd jedes einzelne „seine Wissenschaft": wie zu finden, wie herzustellen, wie zu verwerten, wie aufzubewahren u. dgl. m.

Grund zum Erstaunen ist das nicht. Auch jedes frei jagende Tier schon muß von seiner Welt sehr viel wissen. In der Kenntnis seiner Welt ist der Australier natürlich dem Europäer überlegen. Ein sinnvoller Vergleich kann nur zwischen der Weite der europäischen Welt im Kopfe des Europäers und der Weite der australischen Welt im Kopfe des Australiers durchgeführt werden. Dann dürfte sich natürlich auf allen Lebensgebieten ergeben, daß der Europäer mehr „im Kopf hat" — für die erlebte Menschenumwelt haben wir den Vergleich schon durchgeführt (vgl. I. Band, S. 88/89).

4. Das Adoptionsdefizit

Die Australier konnten von vier Seiten Kultur übernehmen und lernen: Von den ihnen kulturell nächststehenden Melanesiern, von den Malaien Indonesiens, von polynesischen Schiffern und von den Europäern. Es läßt sich recht genau überblicken, wie weit sie diese Möglichkeiten genutzt haben.

a) Melanesier. In der Torresstraße, die Australien von Neuguinea scheidet, ragen allenthalben kleine Inseln auf wie Steine, über welche hinweg man einen Gebirgsbach trockenen Fußes überschreiten kann. Der Zusammenhang zwischen Neuguinea und Australien ist darum fast ebenso gut als ob die Torresstraße festes Land mit Gebirge und vereinzelten Siedlungen wäre.

Man macht nun die Erfahrung, daß alle höher gestalteten Kulturgüter, deren es in Südneuguinea gar nicht so wenige gibt, auf den Torresstraßeninseln ziemlich genau dort stecken geblieben sind, wo ein stärkerer australider Rassenanteil der Bewohner sichtbar wird. Durch die englische Torresstraßenexpedition und andere Forschungsunternehmungen sind wir darüber recht gut unterrichtet.

Am wichtigsten ist vielleicht, daß der Knollenfruchtbau nicht ganz bis zum australischen Festland vorgedrungen ist. Die Australier haben nie und nirgends Pflanzungen angelegt. Noch auf den nördlichen Torresstrait-Inseln gibt

es ferner Häuser, die man fast gewaltig nennen muß — sie sind 100 Meter lang, etwa 10 Meter breit und hoch. Auf den südlichen Torresstraßen-Inseln sieht man die Bauten schrittweise verkümmern, auf den südlichsten handelt es sich schon um nicht viel mehr als Windschirme. Die Torresstraßeninsulaner haben große feindekorierte Auslegerboote mit Mattensegeln — bei den Küstenleuten Australiens kommen nur verkümmerte, entweder auslegerlose oder aber segellose Boote vor. Auf den Torresstraitinseln findet man Musikinstrumente, auf denen man ganze Tonleitern spielen kann (Panpfeifen mit sechs Rohren), die Australier kennen keine Melodieinstrumente. Trommeln und Maskentänze sind, worüber gerade einige Arbeiten der letzten Jahre berichten (Thomsen, McConnel) zu einigen Nord-Queenslandstämmen gekommen, aber nur zum äußeren Aufputz des überkommenen Rituals verwendet worden und verkümmert. Die australischen Küstenstämme erzeugen nach melanesischem Vorbild Speere, deren Zierat nicht von melanesischem zu unterscheiden ist. Im übrigen sind die reicheren, freieren und bewegteren melanesischen Zieratformen nicht nachgeahmt worden.

b) Malaien. Über einen Fall enger und lange dauernder Beziehungen zwischen Indonesiern und Nord-Australiern hat L. Warner aus Nord-Arnhemland einen historisch klaren Bericht gegeben.

Malaiische Prauws pflegten durch sehr lange Zeit alljährlich nach der australischen Küste zu segeln, um auf dem Wege des Tauschhandels Seeprodukte wie Perlmuscheln, Trepang usw. zu beschaffen. Sie hielten sich von rassischer Vermischung ziemlich frei, blieben aber lange liegen und brachten ihrerseits viele Kulturgüter mit. Die Australier fuhren sogar auf den Schiffen vorübergehend nach Malaienland mit.

Die Australier schätzten viele von den dargebotenen Dingen: Alkohol, Reis, Eisenwerkzeuge, Boote, Tabak, Stoffe, Pfeifen. Aber nur wenige davon erhielten sich dauernd als Bereicherung der Australierkultur. Besonders lehrreich ist die Geschichte des Einbaumes mit Segel.

Die Australier besaßen ein Rindenboot. Sie ließen sich von den Malaien Einbäume geben. Die mit den Einbäumen verbundenen Ausleger ließen die Australier aber weg, weil sie ihnen nicht vertraut waren. Als die europäischen Kolonisatoren den Malaienhandel verboten, kehrten die meisten Australier wieder zum bequemer herzustellenden Rindenboot zurück. Nur wenige, welche die Erzeugung von Einbäumen im „Ausland“ gelernt hatten, blieben bei der vollkommeneren Form und brachten allmählich auch ihre Landsleute dazu. Man sieht daraus, wie enge Kulturgutübernahme vom Zustand des schon vorhandenen abhängt und wie verschieden die Übernahme einer Nutzung und die Übernahme einer Herstellung ist, nicht zuletzt aber auch, wie zähe und schwerfällig die Australier technische Fortschritte lernen.

Das Rindenkanu ist leicht hergestellt und verdirbt rasch, der Einbaum ist schwerer herzustellen und ist dauerhafter. „Das Rindenboot paßt zur allgemeinen Verhaltensweise der Australier. Dieser hat nicht viel Interesse für seine Gerätekultur und läßt sich durch ihre Bürden und Verantwortlichkeiten nicht gerne stören. Der Einbaum does not fit into the general scheme of things as does the bark canoe.

Die Malaien brachten die Tamarinde und ihre Früchte wurden geschätzt. Niemand aber dachte daran, Fruchtbäume zu pflanzen. Weiters blieb als Ergebnis der Malaienberührung eine besondere Mode des Bartschnittes, die Malaienpfeife und die Wertschätzung der Metalle. Aber „All the object taken over by the Murngin-(Australier)culture were but modifications of original indigenous inventions“.

Mast und Pandanussegel haben sich verbreitet, weil sie leicht herzustellen sind, ohne eine ganz neue Technik zu verlangen. Das Segeln wurde gerne gelernt, weil es sportlichen Reiz hat.

Ein an Ort und Stelle entstandenes Pidginmalaiisch ist zur Verkehrssprache unter den australischen Küstenstämmen geworden. Das beweist, daß der Zusammenhang mit den Malaien eng war, beweist aber wohl auch, daß das Malaiische durch einfachere Ausdrucksweise einen Wertvorrang vor den Australiersprachen hatte.

Vergleicht man die Zahl der Adoptionen mit dem Gesamtumfang der australischen oder gar der malaischen Kultur, dann erkennt man, daß die australische Kultur beinahe die gleiche geblieben ist, die sie auch vor Ankunft der Malaien war.

Wir ziehen aus diesem etwas breiter ausgeführten Beispiel noch eine ungemein wichtige allgemeine Erkenntnis: Was die Australier an ihrer Kultur festhalten ließ, war vorwiegend nicht Konservativismus im Sinne romantischer Treue, sondern ungenügende Einsicht und ungenügende Fortschrittslust. Sie ließen sich die besseren Messer, Boote, Pfeifen, Früchte usw. gerne gefallen, solange sie sich nicht selbst drum mühen sollten.

Einsicht und Antrieb („Intelligenz“ und „Wille“) hängen in der Adoptionsneigung so enge zusammen, daß man die beiden Momente kaum trennen kann. „Wozu man zu dumm ist, dazu ist man auch zu faul“ — und umgekehrt.

c) Polynesier. Führer-Haimendorf hat auf sicher polynesische Beilformen in Südost-Australien hingewiesen (1932). Im übrigen läßt sich nur das Negative feststellen, daß die Australier auch von dieser Anregungsquelle wenig Gebrauch gemacht haben.

d) Europäer. Auch ein Teil der europäischen Güter wurde von den Eingeborenen gierig übernommen: Messer, Opium (chinesische Einwanderer!), merkwürdigerweise Kleider als fragwürdiger Schmuck (Eylmann). Die Australier wurden unentbehrliche Polizeisoldaten und brauchbare Hirten.

Der Übergang von der Jagd zur Viehzucht fiel ihnen allerdings nicht leicht. Lange Zeit konnten sie nicht begreifen, daß die Viehherden der Europäer etwas anderes seien als eine willkommene Bereicherung ihres Jagdwildes; das war ein Haupt-Konfliktstoff zwischen Farmern und Eingeborenen.

Halbzivilisierte werden noch sorgloser in der Herstellung ihrer eigenen Geräte, weil ihnen der Ehrgeiz abhanden kommt, damit vor ihren Stammesgenossen zu glänzen. Sie verfallen auffallend leicht dem Opium, auch Nikotin scheint ihnen wichtiger als Alkohol zu sein. Sie verschwenden den Lohn, drücken sich von der Arbeit, verkuppeln ihre Weiber.

Die Missionen buchen nur wenig Erfolg. Die Eingeborenen, die sich herbeilassen, bei den Missionsstationen zu leben, sind eine merkwürdige Siebungsgruppe. Die meisten spekulieren nur auf das bequeme Leben und bleiben genau solange wie sie buchstäblich durchgefüttert werden, andere müssen bleiben, weil sie von ihrem Stamme geächtet sind, dritte stellen die kulturgeneigtesten Elemente unter den Eingeborenen dar.

Im ganzen erinnert das entwurzelte Eingeborenendasein, das trotz aller bereitwillig dargebotenen Erziehungshilfen in die Zivilisation nicht hineinfinden kann, auffällig an unsere Asozialen und Minderwertigen. Diese zeigen, daß man auch in der Hochkultur primitiv leben k a n n.

Ja, in gewisser Weise sind unsere Asozialen und Minderwertigen um ihre „arteigene Kultur“ betrogen, das lernt man an einer Kultur wie der altaustralischen. In dieser lebt sich ein primitives Menschentum in erfreulich wirkender Harmonie mit seiner Kultur aus, das bei uns Kriminelle und Bodensatz stellt, das dauernd in Situationen gerät, denen es wesensgemäß nicht gewachsen ist, und darum zwischen Fehlleistungen und Verzweiflungsakten hin- und herschwankt. Zumindest ein Teil unserer Asozialen und Minderwertigen würde, ganz auf sich allein gestellt, auch von sich aus Sozial- und Kulturformen bilden. Diese wären aber den altaustralischen wohl wesentlich ähnlicher als den heutigen europäischen. Erscheinungen wie die unbedingt bindende G a u n e r e h r e oder die Ringvereine lassen erkennen, daß die „Asozialen“ nicht gemeinschaftsunfähig schlechthin sind.

Die Australier zeigen ein gleich großes Adoptionsdefizit, eine gleich große Kulturunfähigkeit und Kulturunlust, ob man nun die Berührungen mit Melanesiern, mit Malaien, mit Polynesiern oder mit Europäern verfolgt.

5. Der relative Reichtum der Kultur

Eine Kultur, die überhaupt arm an verdinglichten Hilfen der Bedürfnisbefriedigung ist, wird wenig seelenkundlich deutbare Erscheinungen des relativen Reichtumes zeigen.

Unentwickelt ist bei den Australiern die Musik im Vergleich zu Schauspiel und Augenkunst.

Das „Schauspiel“ tritt auch als Mitteilungsmittel mit den akustischen Kulturgütern in Wettbewerb: Neben der Lautsprache ist auch die Gebärdensprache hoch entwickelt und wichtig.

Tanz, Pantomime und Gebärdensprache sind in der Welt der Naturvölker häufig von besonders großer Bedeutung. Handelt es sich dabei um spezielle Fähigkeiten der Primitiven bzw. einzelner Rassen, oder um Ausdrucksmittel, die allen

Menschen gegeben sind, aber in der Hochkultur aus äußeren Gründen verkümmern?

Gering entwickelt sind in Australien die Kriegssitten, Macht, Heldentum. Versklavung.

6. Stileigentümlichkeiten

Auffallend gut und vielfältig ist die Augenkunst entwickelt. Es gibt vorwiegend naturähnliche, vorwiegend symbolische und vorwiegend ornamentale Kunstwerke enge nebeneinander.

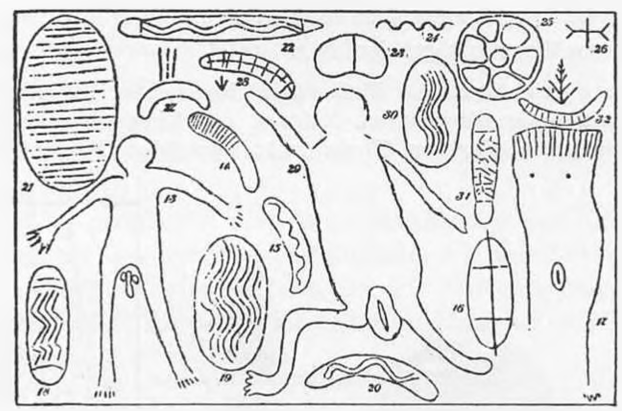


Abb. 43. Hauptrichtungen australischer Kunst I. Felszeichnungen. Aus Basedow.

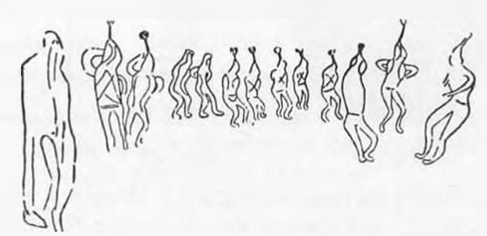


Abb. 44. Hauptrichtungen australischer Kunst II. Naturabbildende Rötelskizze einer Zeremonialgruppe. Aus Basedow.

„Kinderzeichnungshafte symbolträchtige Formmelodien" geben Fig. 43, 45, 49 wieder, Männchen und Tiere, die mehr oder weniger erkennbar sind. Ihre Naturähnlichkeit kann steigen.

Die von Basedow mitgeteilte Darstellung einer Zeremonialgruppe von 13 Männern wirkt wie die gekonnte Skizze eines heutigen Zeichners. Derartige Maximalleistungen bleiben nicht allzuviel hinter den Leistungen miolithischer Jägerkunst zurück. Man darf aber nicht vergessen, daß sie mit bequemem Ocker oder Holzkohle flüchtig ausgeführt sind, während wir aus dem Miolithikum nur die dauerhaftesten Leistungen kennen, die sicher nicht das Maximum an leichter Beherrschung des Handwerklichen darstellen, dessen die Künstler fähig waren (Fig. 44).

Die Naturähnlichkeit kann auch sinken, dann entstehen Gebilde, die einer Zeichenschrift nahekommen, und Ornamente, Verzierungsformen, deren Herkunft aus Figuren nur dem ersichtlich ist, der die Entwickelung kennt (Fig. 45). Viele Ornamente, die reine Bewegungsformen darzustellen scheinen, stammen also aus Abbildern und Symbolen. Natürlich gibt es aber auch viele Ornamente, die wirklich nichts anderes sind als Zierat, als Bewegungsformen, die Augenform geworden sind.

Die Zierkunst der Australier ist dadurch gekennzeichnet, daß niemals strenge geordnete und niemals komplizierter gestaltete Gebilde auftreten. Der S. 28 abgebildete miolithische Mäander wäre aus Australien nicht gut denkbar.

In diesem durch allgemeine Einfachheit abgesteckten Rahmen zeigen sich aber mannigfaltige Grundtendenzen. Neigung zur krummen und zur geraden Linie kommt nebeneinander vor. Wenig exakt ausgeführte konzentrische Kreise

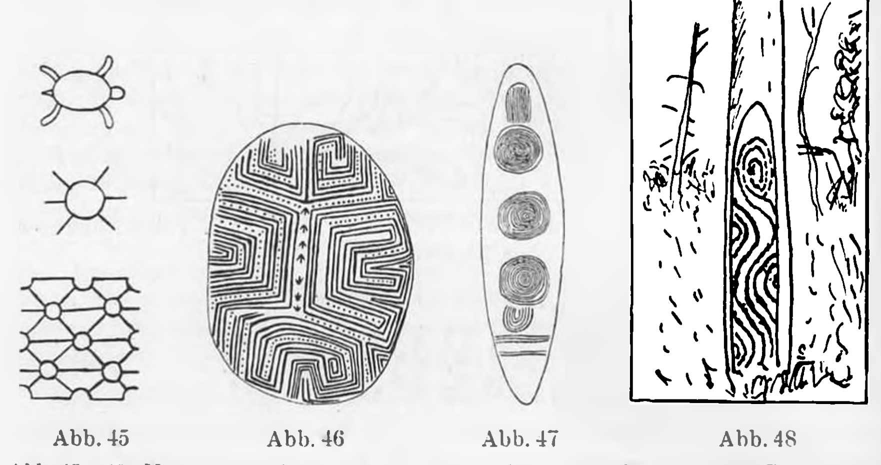


Abb. 45 Abb. 46 Abb. 47 Abb. 48

Abb. 45—48. Hauptrichtungen australischer Kunst III. Die symbolnahen und formfarbigen Zierformen der Australier (aus Basedow u. nach Buschan).

Abb. 45. Schildkröte als Abbild, Symbol, Zierat.

Abb. 46—48. Formfarbigkeit durch Parallelführen von Linien.

ergeben das wichtige „Zwiebelschalenmuster“, dem sich ebenso ungeregelte Wellenzüge und Spiralen anschließen können. Diese kurve Formenwelt hängt wahrscheinlich mit dem Kult besonders zusammen. Das Nebeneinanderlaufen ungeregelter Linienzüge löst die Linien als Linien auf und läßt unbestimmt bewegte Oberflächen entstehen.

Die gleiche Bevorzugung der malerischen Oberflächenwirkung zeigt sich auch bei jenen Verzierungen von Geräten und Beuteln, in denen gerade Linien überwiegen. Die Freiheit der Musterung und damit die Mannigfaltigkeit der Einfälle ist groß; eine kunstwissenschaftliche Behandlung der australischen Kunst hat noch lohnende Aufgaben vor sich. Schraffuren und

Punktierungen, also die Mittel, mit denen man ohne Farbe malerischen Eindruck hervorruft, sind in mannigfacher Form beliebt.

Die australische Augenkunst befriedigt nach Basedow subjektiv Künstler und Gemeinde in hohem Maße, sie ist aber auch als urwüchsige Leistung kunstgeschichtlich durchaus ernstzunehmen. Was sie rassenseelenkundlich bezeugen könnte, werden wir später im Zusammenhang mit anderen ozeanischen Kunstweiten besprechen.

Die Eigentümlichkeit allgemein niedriger Gestaltetheit der Kultur werden wir noch besprechen. Stileigentümlich ist für Australier auch, daß alle Kulturäußerungen derbe und grob wirken, daß rein der Sorgfalt der Ausführung nach nichts darunter ist, was man einem europäischen Handwerker zutrauen, geschweige denn etwas, was in ein europäisches Damenzimmer passen würde.

Für den Australier konnte also in ähnlicher Weise wie für den Neanderthaler eine gegenüber den Europäiden weniger feine Psychomotorik eigentümlich sein. Auch Gesichtszüge und Knochenbau der Australier sind ja den massigen Verhältnissen des Neanderthalers ähnlich, so braucht nicht zu verwundern, daß hier wie dort eine „physiognomische Gleichung" zwischen Körpergestalt und Kulturleistung besteht.

7. Vollkommenheitsvergleich

a) Gestaltungshöhe. Die australischen Geräte gehören überwiegend zu den einfachsten Stufen der Organablösung: Es sind in sich nicht bewegliche, starre Vorrichtungen, die den tierischen Wirkorganen wie Zähne, Pranke noch unmittelbar gleichzusetzen sind. Wir stellen im folgenden die Fälle maximaler technischer Gestaltung zusammen:

Rohe Steindämme zum Fischen — die ausgedehntesten Bauwerke.

Feste Hütten in den Regenwäldern der Yorkhalbinsel — von bis zu dreißig Menschen jahrelang bewohnt (Mjöberg).

Kleinformen des Ausleger- und Segelbootes — vgl. S. 84.

Bumerang — technisch interessant nur die seltene Kehrwiederform.

Speerschleuder — zweiteiliger Apparat, der auf Hebelwirkung aufbaut.

Fellmäntel in SO-Austr. — wären wegen der kalten Nächte überall nötig, haben sich aber nicht verbreitet.

Kanuförmige Traggeräte zum „Umzug" — Nomaden brauchen Traggeräte, die höheren Nomaden haben Tragtiere oder Wagen.

Flechterei — findet sich merkwürdigerweise als verhältnismäßig kompliziertestc, aus vielen Teilen bestehende Gestaltung überall bei kulturärmsten Völkern. In Europa Kindergarten- und Schwachsinnigenbeschäftigung!

Von der geringen Gestaltungshöhe der Sozialformen war schon die Rede. Bei Howitt findet sich ein sehr anschauliches Beispiel dafür, wie ein ausnahmsweise begabter Führer, der Häuptling Yalina-Piramurana, etwas größere Gebilde zustandebringen kann, die aus mehreren

nicht örtlich zusammenlebenden Horden bestehen. Diese Leistung entspricht an Unwahrscheinlichkeit wohl den ebenso sporadischen „Weltreichgründungen" der Europäiden — womit aber auch der Unterschied der Gestaltungsfähigkeit auf sozialem Gebiete genug klar gemacht ist. Ein verwickeltes Ordnungsproblem geben, wie seit langem bekannt, die australischen Heiratsordnungen auf. Es gibt innerhalb des Stammes gewöhnlich vier Klassen. Der Mann darf nur die Frau einer anderen Klasse heiraten, die Kinder kommen in eine dritte Klasse und das ganze Verschiebungsexempel muß doch glatt aufgehen.

Die australische Musik kennt nur zwei „Urmelismen": den schrillen Einsatz mit allmählichem Fallen der Stimme und die Pentatonik nach Art unserer Kinderlieder: Backe, backe Kuchen, der Vater hat gerufen (H. Davies). Soviel und sooft auch gesungen wird, der Gestaltungsgrad der australischen Musik ist gering.

Merkwürdigerweise stellt die Gewinnung einer geordneten Tonreihe, einer „beherrschten Variabilität" der Intonation (vgl. S. 13) eine offensichtlich sehr schwierige Leistung dar. Wenn wir der heutigen ethnologischen Musikforschung glauben dürfen, dann war jeder neue Ton mehr eine Entwickelungstat. Es gibt Einton-, Zweiton-, Dreitonstufen der Melodie usw.

Gering ist die technische Schwierigkeit der australischen Kunst. Das meiste könnte auch ein unbegabter Europäer durchaus kopieren. Auch der geistige Gestaltungsgrad der australischen Bildkunstwerke ist wie besprochen immer gering.

Verhältnismäßig kompliziert sind die australischen Kulthandlungen aufgebaut. Diese Erscheinung werden wir bei anderen Kulturärmsten wiederfinden. Die dahinterstehenden religiösen Vorstellungen und ihr dichterischer Ausdruck sind mannigfaltig, entsprechen aber, soweit ein Einblick möglich, einfachen Erfahrungen des sinnlichen Erlebens. Grübelnde Mystik oder gedankliche Vertiefung kennen wir von den Australiern nicht.

In einer Welt, in der nur die anschaulichsten Zusammenhänge sachlich erfaßt werden, ist der Bereich des zauberisch Geheimnisvollen natürlich sehr groß. So hat das „Eindrucksvolle Unbestimmte" im Australierleben seinen Sitz fast mitten im Alltag, während es in Hochkulturen immer weiter hinausgeschoben wird. Auch plumpste Vortäuschungen können darum als Zauber gelten.

Wenn der Medizinmann den Kranken von einer Krankheit befreit, indem er einen Stein aus seinem Leibe holt, den er selbst hineingetan hat, oder wenn die Männer den Weibern den wüstesten Unsinn über die geheimen Zeremonien und das Erscheinen von Geistern vormachen können, so handelt es sich doch offenbar um „betrogene Betrüger", die in einer uns fast unnachfühlbaren Art von Realitätsbewußtsein das, was sie vorschwindeln, auch selbst glauben.

Der Australier lebt ohne Zweifel mit ganz besonderer Hingabe in der Welt des „eindrucksstarken Unbestimmten", die ihm mystische Erregung

und Betätigung der Augenkunst-, Schauspiel- und Dichtertriebe gewährt.

Die australische Kultur zeigt sich als mannigfaltig, seelisch durchaus nicht arm und dürftig, aber in allen ihren Gebilden, seien sie technischer oder sozialer, religiöser oder künstlerischer Natur, wenig hoch gestaltet.

b) Fall des Zusammentreffens mit anderen Völkern. Die australische Kultur wäre allen anderen Kulturen beim Zusammentreffen objektiv unterlegen. Die Australier würden bei allen denkbaren Kulturberührungen das fremde Gut ungleich öfter begehrenswert finden als die Fremden das australische. Die australischen Güter sind also der inneren Macht der Wertung nach unvollkommen. Erst recht würde sich erweisen, daß die Australier einer wirtschaftlichen oder kriegerischen Auseinandersetzung, die hart auf hart ginge, nicht gewachsen wären.

Selbst das Geschick zum Jäger- und Sammlerleben ist vielleicht nicht so groß, wie nicht genügend kritische Beurteiler meinen. So spricht der eine Autor von der untrüglichen Sicherheit, mit der der australische Speer sein Opfer trifft, ein anderer (Spencer) hat aber wirklich den Versuch eines Wettwerfens gemacht und gefunden, daß die neun Leute sehr ungleich weit (30—45 m weit) und im ganzen unsicher warfen. Es ist nobel, einer Rasse, die nichts sonst betreibt, wenigstens auf ihrem ureigensten Gebiete ungewöhnliche Leistungen zuzusprechen; wahrscheinlich wären aber die Menschen höherkultivierter Rassen in wenigen Jahren auch bessere Jäger und Sammler als die Australier und viele andere Völker, die seit je kein anderes Leben kennen.

c) Subjektive Befriedigung. In schroffem Gegensatz zu der objektiven Schwäche des australischen Lebens steht wohl die Befriedigung, mit der es seine Menschen erfüllt. Die Australier halten ihr Dasein zwar nicht für das genußreichste, aber für das würdigste und richtigste. Versetzt man sich in ihre Lage, dann ist das nicht so unsinnig, wie es auf den ersten Blick scheint.

Jagd und Sammeln ist gleichzeitig Arbeit und Spiel, Notdurft und unaufhörlich wechselnder Reiz. Wie wenige Berufe in höheren Kulturen können das von sich sagen? Höhere Kulturen bringen eben Tyrannis der Zukunft über die Gegenwart und in engem Zusammenhang damit Tyrannis der Begabten über die weniger Begabten. Arbeiten heißt in höheren Kulturen für eine ferne Zukunft sorgen und zumeist auch fremden Leuten und ihren Kulturbedürfnissen dienen. Für die Australier ist hingegen die Spanne zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung kurz, und was sie arbeiten, verstehen sie und entspricht ihrer eigenen Wesensart.

So besteht naturgemäß bei primitivsten Jägervölkern ein so ideales Gleichgewicht zwischen Mensch und Kultur wie vielleicht niemals später. Man darf aber daraus nicht schließen: also sind die Wilden doch im Grunde viel schlauer als wir, die wir mit mehr Plage weniger Befriedigung erreichen. Erstens dürfte zumindest ein „auf der Höhe der Hochkultur“

stehender Mensch auch mehr subjektives Glück und weniger Unglück erleben als ein Mensch irgendeiner anderen Kultur. Zweitens könnte man mit gleichem Recht wie die „Wilden“ einen Menschen besonders schlau finden, der sein ganzes Leben lang ein „glückliches Kind“ bleibt. Denn ebenso wie es einen Jungen in ganz bestimmtem Alter von seinen Bauklötzen und dann von seinen chemischen Experimentierspielen hinwegtreibt zur wirklichen Arbeit, werden entsprechend veranlagte Menschen mit innerer Notwendigkeit auf die Bahn weiter gesteckter kultureller Bedürfnisse gerissen, gleichgültig wo das „Glück“ ist. Und drittens erweist sich der höhere Wert der höheren Kultur ja objektiv daran, daß sie das Dasein erhaltungssicherer und überlegener macht. Nur ein Mangel an Bedürfnisantrieben, eine Bedürfnislosigkeit, die gleichzeitig Unbegabung ist, konnte Hunderttausende von Menschen ungemessene Zeiträume lange in dem Zustande festhalten, in dem wir die Australier antreffen.

8. Neuschöpfungsbilanz



Abb. 49. Hauptrichtungen australischer Kunst IV. Felsbild vom Wondjina-Typus. Aus Basedow.

Wir kennen aus Australien natürlich keinen Erfinder mit Namen. Die meisten Kulturgüter der Australier sind ihnen nicht allein eigentümlich, sondern sehr weit verbreitet. Das gilt auch von Dingen wie Bumerang, Speerschleuder, Fadenspielen, die uns in Australien besonders auffallen, weil sie anderswo weniger gut erhalten sind.

Einheimisch erfunden könnte der Fellmantel SO-Australiens sein. Auch die eigentümlichen Felszeichnungen von Wondjina-Typ, die wie bekleidete Heiligenfiguren mit Strahlenkranz aussehen, sind wohl eine örtliche Erfindung (vgl. Fig. 49).

Die kulturbiologisch wichtigste Seite der australischen Neuschöpfungsbilanz sind aber die kleineren Umbildungen und Abwandlungen von Kulturgütern.

Hierbei ist wieder die Unterscheidung zwischen „zufälliger“ und „beherrschter“ Mannigfaltigkeit (vgl. S. 13) sehr am Platz. Die australischen Geräte sind sicher vielfach nicht planmäßig verschieden gewollt, sondern ergeben sich je nach dem Zufall des Materiales und des Herstellungsvorganges verschieden. Es klingt glaubhaft, wenn ein Autor berichtet, daß sich die Australier bei der Formung ihrer Steinwerkzeuge ganz von Material und augenblicklicher Arbeits-

lust leiten lassen. So entstehen das eine Mal grobe Eolithen, das andere Mal Lorbeerblattspitzen oder gut geschliffene Walzenbeile.

Ungetreue Nachahmung und Eigenerfindung gehen untrennbar ineinander über. Wo hört etwa bei einer Kultveranstaltung die ungetreue Einhaltung des Zeremoniells auf und wo beginnt die Augenblickserfindung? Man kann höchstens sagen: alles, was höher gestaltet, was einheitlicher macht und unwahrscheinlicher zustandekommt, ist Erfindung, alles, was zerstörend und auflösend wirkt, ist entartende ungetreue Nachahmung. Aber läßt sich solche Entartung von Umartung trennen?

Ohne Zweifel sind die Einzelleistungen mannigfaltig und innerhalb eines gewissen Rahmens auch Zeugnisse für Schöpfergeist. So unterscheidet Spencer 19 verschiedene Speerformen. Die Erfindung von Tänzen, Liedern und Zeremonien dürfte in Australien nicht viel weniger stetig fließen, als die Tanzschlagererzeugung im Nachkriegseuropa.

Es ist ein Unding, zu vermuten, daß eine sehr primitive Kultur besonders starr und stetig sein könne. Es fehlen ihr ja alle die Möglichkeiten einer getreuen Erhaltung, wie Bodenständigkeit, Schrift, Geschichtsberichte, Museen usw. Schon die Menschenzahl australischer Horden muß mit jeder Seuche, jeder Hungersnot und jedem besonders günstigen Jahr auf und ab schwanken. Gewiß stehen die alten Männer, welche die Stetigkeit der geistigen Überlieferung einzig verbürgen können, in ganz besonderem Ansehen. Aber besser als seniles Erinnerungsvermögen kann diese Stetigkeit eben deshalb auch nicht sein. Man darf der Erinnerung in einer Welt, die so unsachlich ist, daß auch einfachste Dinge als Zauber betrachtet werden, noch viel weniger Treue zutrauen als bei uns.

Ohne die besondere Stellung der „weisen Alten“ würde die geistige Kultur kleiner Horden ohne Zweifel völlig verflattern. Auch die Erinnerungstreue und die strikte Überlieferungsgebundenheit der Menschen kann aber höchstens ein Gleichbleiben über einige Geschlechterfolgen ermöglichen.

Neben der Erinnerung ist die „Festlegungswirkung“ der stofflichen Güter ein die Geschlechterfolgen kulturell einigermaßen verklammerndes Moment. Die neuen Werkzeuge werden in der Regel angefertigt während die alten Exemplare noch vorhanden sind. Da aber immer verschiedene Typen nebeneinander vorkommen, kann es nicht ausbleiben, daß der bevorzugte Typus auch wieder spätestens nach einigen Geschlechterfolgen gänzlich umgezüchtet ist, wenn sich die Vorziehensneigungen für die einzelnen Formen auch nur ein wenig unterscheiden.

Hordenkulturen wie die australische verbleiben daher bestimmt nicht starr gleich, sondern sie treiben im engen Kreise des bekannten und wesensentsprechenden Gutes dauernd auf und ab, hin und her. Enthält dieser Umkreis sehr viele seinsgesetzliche Möglichkeiten für das Kulturgut, dann werden sich auf diese Weise immer neue Schöpfungen einstellen. Ist die Zahl der seinsgesetzlichen Möglichkeiten aber gering, dann wird man eine

ewige Wiederkehr gleicher Formen bemerken. Ersteres gilt wohl für Tänze und Zeremonien, letzteres z. B. für die Arten der Steinbearbeitung.

Im Rahmen geringer Gestaltungshöhe ist die australische Kultur ohne Zweifel reich, lebendig und schöpferisch. Z. T. ergibt sich das daraus, daß viele Lebensgebiete noch wenig geregelt und stetig sind, so daß die „zufällige“ Mannigfaltigkeit neben der „beherrschten“ und geplanten noch eine große Rolle spielt. Man kann den Australiern aber auch Phantasie und Einfälle durchaus nicht absprechen. Sie sind auch in dieser Hinsicht „wie die Kinder“.

9. Unmittelbare Charakterangaben

Die Australier sind die ersten lebenden Menschen, die wir besprechen. So ist hier der Ort, zu betonen, daß selbstverständlich allen menschlichen Rassen eine große Zahl seelischer Züge gemeinsam ist. Es gibt ja auch körperlich viele allgemeinmenschliche Züge und daneben Rassenbesonderheiten.

Beck hat gerade am Beispiel der Australier die Anschauung widerlegt, daß die Naturvölker, die „Primitiven“ Kollektivwesen ohne Individualität und Persönlichkeit seien. Die Grundformen des Erlebens und Tuns, die wir von uns selbst kennen, sind zumindest zum großen Teil auch beim Australier anzutreffen: Liebe, Haß, Neid, Ichbewußtsein mit seinen beiden Funktionen Eigennutz und Selbsthingabe, Du- und Wirbewußtsein, Ehrgefühl, Feigheit und Tapferkeit, Trotz und Güte usw. Das ist an sich umso weniger verwunderlich, als wir ja auch höheren Tieren schon allerlei von diesen Erlebens- und Verhaltensweisen zuerkennen müssen.

Die älteren Beurteilungen der Australier durch Europäer kranken an drei typischen Mängeln, die sich in der völkerkundlichen Literatur immer wieder finden, so daß es gut ist, sie schon hier anzuprangern. Der zivilisationsstolze Europäer sah in Rassenfremden zunächst in der Regel nur halbe oder ganze Tiere. Die nächsten Europäer, die schon mit diesem Vorurteil ins Land kamen, machten dann aber oft Erfahrungen, die mit solcher Verurteilung nicht zu vereinen waren; sogleich wurden dann den Eingeborenen Eigenschaften und Leistungen zu hohem Verdienst angerechnet, die nur darum lobenswert schienen, weil der Beurteiler allzu wenig Gutes erwartet hatte. Beide Arten von Beurteilung verzerren die Wirklichkeit so sehr, daß sie schwer wieder zurechtzurücken ist.

Eine dritte typische Verzerrung ergeben schließlich die Stimmungsberichte von Europäern, die nicht zivilisationsstolz, sondern zivilisationsmüde zu den Naturvölkern kamen und bei ihnen das Paradies finden wollten.

Zur richtigeren Einstufung wird es uns oft verhelfen, wenn wir die Leistungen der Eingeborenen einerseits mit denen höchster Tiere, anderer-

seits mit denen von Europäern vergleichen, sie also nicht bloß den europäischen Verhältnissen polar entgegenstellen, sondern ihnen zwischen zwei Extremen einen Platz anweisen.

Unter den direkten Charakterangaben finden sich auch solche über die Schultüchtigkeit australischer Eingeborenenkinder. Schultüchtigkeitsangaben über fremde Rassen erfordern neuerdings eine allgemeine Kritik.

In Europa besteht allgemeine Schulpflicht. In die Missionsschulen unter Farbigen gehen aber nur die Kinder, die wollen. Andere laufen davon. So sind die Leistungen schon deshalb fast unvergleichbar, weil sie auf der einen Seite den Gesamtdurchschnitt, auf der anderen Seite aber eine ausgesprochene Siebungsgruppe nach Schulbegabung und Schulwilligkeit betreffen.

Auch hat man nicht den Eindruck, daß sich die Missionare, die behaupten, daß ihre Farbigenkinder nicht schlechter lernen als Europäerkinder, Gedanken darüber gemacht haben, mit welchen Europäern sie eigentlich vergleichen: mit Stadt- oder Landkindern, mit Akademiker- oder Hilfsarbeiterkindern. Das macht aber rassenbiologisch einen wesentlichen Unterschied.

Auf jeden Fall wird die Beurteilung der Farbigen durch den Optimismus, der den Lebensnerv der Mission darstellt, in der Regel schön gefärbt.

Unter Berücksichtigung dieser Kritik kann für die Australierkinder gesagt werden, daß sie in den ersten Schuljahren gelehrig sind. Sie lernen leicht Gedichte, Lesen, Schreiben und Rechnen, kommen aber von einem gewissen Punkt an nicht weiter. Sie versagen in Grammatik, in höherer Mathematik und im logischen Denken (Curr, Howitt, Elkin). Es wird geschätzt, daß das „Intelligenzalter“ der Australierkinder etwa 3 Jahre unter demjenigen europäischer Kinder liegt. Wir haben gesehen, daß die natürlichen kulturellen Lebensleistungen gerade einen solchen Grad des Schulerfolges von vorneherein vermuten lassen.

Der weitblickende Reiseschriftsteller Colin Ross hat sich auch australische Schulen angesehen. Sein Urteil ist so recht kennzeichnend für das milieugläubige Denken. Er meint nämlich: Da die Väter der Kinder Steinzeitmenschen seien, sei es schon sehr erstaunlich, daß die Kinder den Sprung in die europäische Zivilisation so schnell tun könnten. Sie brauchten nur einige Jahre, wozu die Europäer Jahrtausende gebraucht hätten (fehlt nur noch, daß auf diesem Wege eine ganz besondere Begabtheit der australischen Rasse abgeleitet wird!). Die biologische Wahrheit ist natürlich, daß schon die erste Generation der Australierkinder alles dasjenige erreicht, was in den Möglichkeiten der Rasse an Schulbegabung überhaupt steckt, und daß auch die weiteren Generationen darüber nicht werden hinauskommen können.

Die Schullehrer australischer Eingeborenenkinder haben unter diesen jedenfalls die besonders hochbegabten Individuen, auf deren Leistung im Grunde alle höhere Kultur beruht, nicht finden können.

Immer wieder kann man in der Schilderung von Eingeborenencharakteren lesen, daß sie „wie die Kinder“ seien. So auch mehrfach für die Australier z. B. Basedow:

„Sie sind sehr emotional, werden leicht von Wut oder Trauer beherrscht; sie sind von schnellem Temperament und die besten Freunde können sich über das gleichgiltigste erzürnen; aber in der Mehrzahl der Fälle dauert der Sturm nicht lange und die Freundschaft ist so dick wie immer. Ihr Wesen scheint von Glück (happines) erfüllt". (Wieweit da wohl die Sentimentalität mitspricht, welche die „glückliche Kindheit" auch in Europa sprichwörtlich gemacht hat?)

(Für weitere Charakterangaben vgl. F r y, P u l l e i n e.)

Geringe Entwicklung der mittelbaren Auffassungsakte (des abstrakten Denkens) und stetiger und weitgespannter Handlungsarchitektonik lassen sich auch nach seelenkundlichen Überlegungen als gemeinsames Merkmal der Kinder und der primitiven Menschenrassen vermuten.

Wer die Bilder von Australiern physiognomisch auf sich wirken läßt, der kann leicht den Eindruck schweren und düsteren Sinnes haben. Verschiedene Autoren berichten aber von der Lebhaftigkeit, ja Geschwätzigkeit und Lustigkeit dieser Menschen. Ebenso stimmen auch die Meinungen darüber überein, daß sie den Fremden gegenüber nicht entfernt so zudringlich sind wie z. Z. die Papuas, und daß sie auch ein sehr geringes Interesse an neuen Dingen an den Tag legen. (Sehr anschaulich geschildert bei M a c l a r e n 1927.) Man kann das kaum auf Selbstbeherrschung zurückführen!

II. Die Rassenzwerge

Wenn der Wuchs einer Menschengruppe so weit hinter der Norm der übrigen Menschheit zurückbleibt, daß der Mann im Durchschnitt nur um 150 cm mißt, dann ist das biologisch sehr wahrscheinlich mehr als ein oberflächliches Kuriosum.

Man kann bekanntlich ein lebendes Wesen nicht einfach „im gleichen Maßstab" vergrößern oder verkleinern. Mit der Gesamtgröße ändern sich die Verhältnisse von Oberfläche und Rauminhalt der Körpergröße und ändern sich die Korrelationen der Organe. Deshalb sind Rassenzwerge zumindest physiologisch etwas Besonderes, um so eher sind sie es auch psychologisch.

Es gibt nicht nur eine Zwergenrasse, sondern v e r s c h i e d e n e R a s s e n haben Kleinwuchsformen ausgebildet. Auch dem allgemeinen Habitustypus nach sind nicht alle Zwerge gleich. Die einen haben die gleichen Proportionen wie normale Menschen, sind also gleichsam „M e n s c h e n i m T a s c h e n f o r m a t". Andere hingegen haben den überlangen Rumpf und die steile Stirn der k i n d l i c h e n W u c h s f o r m.

Es gibt Zwerge einerseits in Südasien und in Melanesien, andererseits in Afrika. Es bestehen hunderte getrennt voneinander lebende Völkchen von Rassenzwergen. So ist die früher aufgestellte methodische Forderung nach dem Vergleich historisch voneinander unabhängiger Vielfachfälle nirgends besser erfüllbar als im Falle der Rassenzwerge (Kärtchen S. 97).

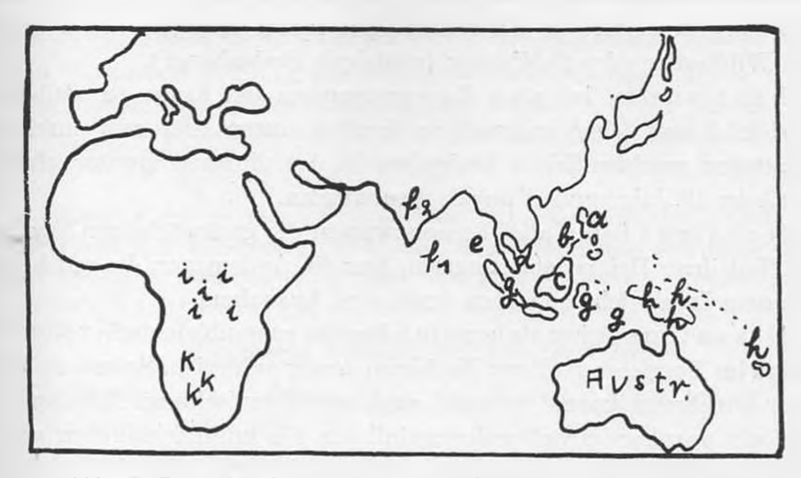


Abb. 50. Die Verbreitung der Kleinwuchsrassen.
a Philippinen-Negrito, b andere Philippinen-Bergstämme, c Punan Borneos, d Malakkazwerge, e Andamaner, f Weddide Vorderindiens, g Weddide Insulindes, h Melanesische Zwerge, i Kongozwerge, k Buschleute.

Für die Darstellung in einer zusammenfassenden Schrift wie der vorliegenden bedeutet die Vielfalt der Verhältnisse, welche der Kritik unterzogen werden müssen, allerdings eine arge Schwierigkeit. Glücklicherweise lassen sich trotz aller Verschiedenheit eine Reihe allgemeiner Züge herausheben; an diese wird die genauere Besprechung eines Beispielsfalles angeschlossen, wofür wir die Negritos der Philippinen wählen. Die anderen Einzelfälle können nicht abgehandelt, sondern nur den wichtigsten Erscheinungen nach in Stichworten berührt werden.

Für alle Rassenzwerge, so verschieden ihre Körperbeschaffenheit, ihre geographische Lage, ihre Heimat und ihre großwüchsigen Nachbarn sind, gilt folgendes:

Erstens handelt es sich überall um wenig zahlreiche Völkchen. Nur die Weddiden sollen im Schutze des indischen Dschungels noch Millionen zählen (v. Eickstedt), es ist aber wenig darüber bekannt, außerdem gehören sie nur sehr bedingt zu den Zwergen.

Zweitens leben alle Kleinwuchsgruppen in Urwäldern oder Wüsten, die von Großwüchsigen gemieden werden. Sie erfüllen ihren Lebensraum nicht, behaupten ihn auch weder durch ihr einfaches Dasein noch durch Abwehrkraft, sondern begnügen sich mit Landstrichen geringsten Druckes.

Drittens sind die Kulturunterschiede zwischen ihnen und ihren größerwüchsigen Nachbarn überall erstaunlich stark geblieben. Die Zwerge zeigen das schroffste Adoptionsdefizit, das wir überhaupt kennen.

Viertens sind alle Kleinwüchsigen sozial amorphe, kaum organisierte Wildbeuter oder Feldbeuter (niedrigste Bodenbauer).

Fünftens ist bei allen Zwergengruppen die Frage zu stellen, ob sie wirklich seit jeher kulturell so ärmlich waren oder erst durch den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse in den Zustand geraten sind, in dem sie im 19. Jahrhundert angetroffen wurden.

Sechstens haben allen Rassenzwergen die großwüchsigen Nachbarn einen Teil ihrer Heimat abgenommen. Nur die Andamaner, die auf kleinen landfernen Inseln leben, machen darin eine Ausnahme.

Siebentens stehen sie heute in folgender rassenbiologischer Situation: Sie sind im Vergleich zu ihren Nachbarn wenig zahlreich. Soweit sie deren Kultur annehmen, kommt es meist auch zur Vermischung. Erhalten sind daher von vornherein viel wahrscheinlicher die kulturfeindlichen als die kulturfreundlichen Zwergengruppen (vgl. auch S. 82). Diese heutigen Verhältnisse bestanden aber nicht immer. Oftmals hätten die Zwerge in aller Ruhe höheren Bodenbau usw. lernen können und zu Millionen anschwellen können, an denen sich die Größerwüchsigen nicht mehr hätten vergreifen können. Die Zwerge sind manchmal sogar fruchtbarer als ihre großwüchsigen Nachbarn (Schebesta für die Kongoverhältnisse).

Achtens kommen bei den meisten Rassenzwergengruppen charakterliche und kulturelle Erscheinungen vor, welche P. W. Schmidt und seine Schule besonders christlich finden (Friedfertigkeit, Unfähigkeit zur Verstellung, Einehe, Fehlen von Sklaverei und Kannibalismus, Eingottglaube). Auch für den Kulturbiologen ist der Schlüssel zu diesen Erscheinungen mit dem Christuswort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen“ gegeben. Es handelt sich nämlich deutlich um Erscheinungen und Folgen von rassenmäßigem Infantilismus. Das Geschlechtsleben ist triebschwach, die Beherrschtheit, die (im Gegensatz zur Lüge) zur Verstellung gehört, mangelt. Kannibalismus und Sklaverei bei „höheren Naturvölkern“ sind immerhin Ausfluß von Kraft, Vielgötterreligionen erfordern mehr seelische Fülle als ein infantiler Vatergottglaube (vgl. S. 162 f.).

Zusammenhang zwischen Kultur und Rasse liegt nach dem Bisherigen im Falle der Zwerge durchaus auf der Hand. Die nähere Untersuchung wird vor allem nach Anhaltspunkten dafür zu suchen haben, wieweit dieser Zusammenhang historischer und wie weit er rassenbiologischer Art sein mag.

Historischer Zusammenhang würde wieder dem Gedankenschema folgen: Die Zwerge hatten eine primitive Jäger- und Sammlerkultur. Die Großwüchsigen hatten seit je eine andere Kultur, infolgedessen sind sie noch heute verschieden. Wir haben schon mehrfach betont, daß bei näherem Zusehen nicht solch starrer Konservatismus, sondern die Adoptionsneigung für den heutigen Kulturzustand der Rassen maßgebend ist.

a) Die Negritos der Philippinen

Die vierhundert größeren und dreieinhalbtausend kleineren Inseln der Philippinen werden zum größten Teil von Südmongolen bewohnt, die seit Jahrhunderten Christen sind und von Spaniern und Amerikanern in der Übernahme westlicher Lebensformen weiter geführt wurden als die meisten Eingeborenenvölker.

Gleichzeitig gibt es aber oft in nächster Nähe der christlichen Städte Heidenvölker und nach Zehntausenden zählende Menschengruppen niedrigster Jäger-Sammlerkultur. So sind die Philippinen ein Gebiet äußerster Gegensätze der Kulturstufen.

1. Allgemeine Voraussetzungen der Kultur

Die Negritos, die niedrigen Jäger und Sammler haben keinen besonderen Heimatraum für sich. Sie besitzen einen Teil der weitverbreiteten Gebirgswälder. In genau der gleichen Landschaft wird nahebei auf kunstvollen Terrassen Reis gebaut.

Noch gibt es Zehntausende von Negritos, diese leben in Horden von ungefähr 50 Menschen, weniger als 5 Menschen auf die Quadratmeile.

2. Rassenbiologische Verhältnisse

Die Negrito-„Negerlein" sind echte Zwerge von weniger als 150 cm Durchschnitts-Mannesgröße, kraushaarig, schwarzhäutig, ihren südmongolischen Nachbarn rassisch völlig fremd. Die Gehirngröße ist auch wenn man den Wuchs bedenkt klein (LBS 324 n. Sullivan, 319 n. Reed, während bei den nicht viel größer gewachsenen malaischen Philippinos Werte von 332—344 zu errechnen sind).

Die heutigen Negritos sind natürlich eine Auslesegruppe nach Kulturflucht, das um so schärfer, als schon seit Jahrtausenden die einfache Möglichkeit bestand, in die Hochkultur zu entweichen. Man darf sich nicht vorstellen, daß von dieser Möglichkeit nie Gebrauch gemacht worden wäre!

3. Absoluter Reichtum der Kultur

Kroeber, einer der besten Philippinenkenner, schreibt: „Der Negrito war immer so rückständig und schwach, daß er immer parasitisch lebte und sich in kultureller Abhängigkeit befand. Praktisch genommen ist alles in seiner kümmerlichen Kultur nur eine vereinfachte Nachahmung dessen, was der eigentliche Philippino besitzt."

Der „Urbesitz", mit dem die Negritos historisch verwachsen sein könnten, sind also sicher nicht ihre gegenwärtigen Güter, sondern höchstens das Jagd- und Sammelleben als solches.

4. Adoptionsdefizit

Interessant ist, daß die Negritos trotz solchen Adoptionsdefizites die Nachbarsprachen nicht nur gelernt haben, sondern auch untereinander

unter Verlust der Muttersprache gebrauchen. Diese Erscheinung kehrt bei allen Zwergen mit Ausnahme der Andamaner wieder. Da auch die Zwerge vielmals so viel untereinander zu sprechen haben als mit den Großwüchsigen. denen sie doch nur selten begegnen. ja zumeist sogar ausweichen. ist ein solcher Verlust der Eigensprache mit unseren allgemeinen Erfahrungen über die Stellung der Sprache im Kulturablauf durchaus unvereinbar (vgl. S. 241). Es sieht so aus, als wäre die Adoptionsneigung der Zwerge für die erste Kultursprache, der sie begegnen, ungewöhnlich gesteigert. als ob also das Verhältnis der Gleichwertigkeit. in dem gewöhnlich benachbarte Volkssprachen stehen, hier nicht bestünde.

Ich bin nicht Sprachwissenschaftler. aber mir schiene am naheliegendsten. daß die Leistungsfähigkeit der Zwergensprachen irgendwie geringer gewesen sein muß als diejenige der anderen Menschheitssprachen. Vielleicht waren sie nur viel komplizierter, viel unbequemer im Ausdruck. vielleicht fehlte es an allgemein-zusammenfassenden (abstrakten) Begriffen. die die Verständigung so sehr erleichtern. Die bekannten Andamanensprachen würden dieser Auffassung nicht widersprechen. Malaiisch oder Bantu ist sicher wesentlich einfacher. und dadurch eingängiger.

So heißt nach Man Du Narr! auf andamanisch:
ng' ab-umgutigpichaia!
Du Lügner: ng' ab-ted-inya-ta paia!

So wie sich im modernen Deutsch eine Unzahl von Abkürzungen. die gar keine Klangworte sind, in verheerender Weise durchsetzen, hat eine knappere Sprache im Gebrauch wohl oft einen Wertvorrang vor einer umständlichen.

So würde man verstehen. warum die Zwerge die Kultursprache so heftig ansaugten wie Eisen oder Tuch. während sie die vielen anderen Güter, welche normale Völker gereizt hätten, links liegen ließen.

Unsteten Wildbeutern muß man an sich eine gewisse Vereinfachung der Lebenshaltung zugute halten, ebenso wie europäische Touristen nur das Wichtigste mitnehmen.

Die Negritos sind aber gar nicht mehr völlig unstete Wildbeuter. Sie haben großenteils festere Wohnplätze und betreiben etwas Bodenbau. Die Entschuldigung für ihre Kulturarmut, daß sie dauernd unterwegs wären und nicht viel mit sich schleppen könnten. „zieht darum nicht“.

Ihre Situation ist typisch für viele südasiatische Völker. Der tropische Wald lockt notwendig zur Sammelnutzung. Wie es noch in Europa den Förster neben den Bauern gibt, sind auch in den Tropen Spezialisten für Waldnutzung wirtschaftlich sinnvoll. Ebensowenig wie die deutschen Förster können diese aber bei etwas höheren Ansprüchen vom Walde allein leben. Tropenwald ist nicht so ein Nahrungsparadies, wie man oft denkt. Man lese Sappers aufschlußreiche Schilderungen! So müssen die tropischen Waldspezialisten ebenfalls Ackerbau nebenbei treiben, und müssen die Waldprodukte zu verhandeln suchen.

Die Negritos haben sowohl vom Bodenbau wie vom Handel mit Waldprodukten nur die dürftigsten Anfänge begriffen. Sie haben feste Hütten — aber solche einfachster Form. Sie haben Pflanzungen — nur sind sie klein und verwahrlost. Sie sind also auf dem besten Wege, sich den Malaien kulturell anzugleichen, nur sind sie auf schon beschrittenem Wege steckengeblieben.

Einen deutlicheren Beweis für Unterschiede der Neigungen und Fähigkeiten kann Kulturbiologie kaum liefern. Wenn zwei Kulturen trotz gemeinsamer Kenntnis der grundlegenden Güter graduell verschieden hoch stehen, bedeutet das natürlich sicherer einen Unterschied der Neigungen und Fähigkeiten, als wenn die Wirtschaftsgrundlagen ganz verschieden sind.

Der Negritohandel ist ebenso keimhaft. In Zambales betrifft er einige Waldwurzeln und von den Negritos gebauten Tabak.

Keimhaft, wenn man so will, ist auch die Handwerksfertigkeit. „Der Negrito weiß wenig von der Kunst, Dinge herzustellen. Außer Bogen und Pfeil, die er mit einem gewissen Grad von Geschicklichkeit herstellt, hat er keine Erfindungskraft und seine wenigen anderen Erzeugnisse sind von rohester und primitivster Form" (R e e d). Gerne tauscht er Metalle, Stoffe und Reis ein (nicht etwa Alkohol).

5. Relativer Reichtum der Kultur

Auffällig ist die Gleichgültigkeit in Dingen der A u g e n k u n s t. Der Schmuck ist kärglich. Auf die persönliche Erscheinung wird wenig Sorgfalt verwendet. Als Kunstwerke sind höchstens die mit Ritzungen versehenen Bambuskämme zu bezeichnen. Wenn man die reiche künstlerische Ausstattung der malaiischen Nachbarn bedenkt, dann ist dieser Mangel an allem, was das Auge erfreut und die Eitelkeit befriedigen kann, umso erstaunlicher.

Verwahrlost sind die Geräte mit Ausnahme des Bogens. Dieser wird mit dem Eifer behandelt, mit dem die Jagd überhaupt im Gegensatz zu aller sonstigen Beschäftigung die Negritozwerge erfüllt.

Auffällig im Vergleich zur Ärmlichkeit von Augenkunst und technischem Gerätebesitz ist die große Musikliebe und die reichliche technische Ausstattung hierfür. Es gibt Bambusguitarren, Musikbogen, Flöten, Judenharfen, Bambusviolinen verschiedener Art, seltener sogar chinesische Broncegongs. Die Rhythmen sind wesentlich entwickelter als die Melodien. Es wird eifrig und mit pantomimischem Gesang getanzt.

Im Vergleich zu den Australiern ist auch der Kult der Negritos sicher phantasiearm. V a n o v e r b e r g h berichtet von seltenen nächtlichen Gebetszeremonien, die i n der Hütte gefeiert werden. Ihr eigentlicher Sinn und ihre kulturelle Herkunft ist unklar.

Es fällt auf, daß die Negritos durch ihre Nachbarn verschiedene Tierfallen kennen, daß sie diese „technisierte Jagd“ aber ebensowenig schätzen wie das „technisierte Pflanzensammeln“, den Anbau.

Interessant ist das Verhältnis zu Tabak und Alkohol. Beide Geschlechter, jung und alt, rauchen. Tabak wird angebaut. Hingegen trinken die Negritos nur gelegentlich und haben die Bereitung von Rauschtränken nicht selbst gelernt.

So sind die Verhältnisse des relativen Reichtums der Kultur für Volkscharakter und Rassenpsyche der Negritos sicher bezeichnend.

6. Vollkommenheitsvergleich

Die Überlegenheit der anderen Kulturen ist so klar, daß sich Besprechung erübrigt. Erwähnenswert ist, daß die Negritos auch auf ihrem ureigensten Gebiet, der Jagd, nicht die fortschrittlichsten Spezialisten der Philippinen sind. Der Bogen war vor vierhundert Jahren in der Inselgruppe allgemein verbreitet und ist seither in den meisten Gebieten von vollkommeneren Waffen verdrängt worden, welche die Negritos sich entgehen ließen. Sie kennen auch Blasrohr und Gift mit Ausnahme der Negritos von Palawan noch nicht.

Subjektive Vollkommenheit. Der Negrito kennt seit jeher die Überlegenheit seiner Nachbarn, liebt aber sein freies Leben. Es reizt ihn auch nicht, die Genüsse und Bequemlichkeiten, die er bei seinen Geschäftsfreunden sieht, wenigstens soweit nachzumachen, wie es mit dem freien Leben im Gebirgswald vereinbar wäre. Zu vielen Leistungen fehlt weniger Intelligenz als Wille.

Da der Negrito schon seit sehr langem unter solchem Bedürfnisanreiz stand, kann an seiner Gleichgültigkeit kaum allein seine völkische Tradition schuld sein. Nichts gibt Anlaß dazu, anzunehmen, daß seine „Sozialpsyche“ nur aus geschichtlichen Gründen so starr sei. Schon die Tatsache, daß an sich der ganze Negritobesitz Lehngut ist, zeigt, daß er sehr wohl adoptiert, was in ihm genügend Widerhall weckt.

Es gibt keine ideellen oder Überlieferungsmächte, welche die Kulturablehnung begreiflich machen könnten. Das freie Leben zieht jede neue Geschlechterfolge unmittelbar in seinen Bann, weil es der Rasse entspricht.

Wir werden noch kennenlernen, daß die Lage mancher Zwergenvölker diesen nur die zwei Möglichkeiten läßt, entweder die Kultur zu fliehen oder in ihr aufzugehen und Proletarier zu werden. Auch davon kann bei den Negritos keine Rede sein, niemand würde sie daran hindern, ja niemand würde es gewahr werden, wenn sie auf ihren freien Höhen ein kulturstarkes Bauernvolk mit sich mehrender Volkszahl würden, das in wenigen Generationen seinen Nachbarn auch politisch gewachsen sein könnte. Es geschieht aber nichts dergleichen.

Wenn der Negrito für die Ärmlichkeit seiner Lage keinen Sinn hat. so ist weitaus die beste Erklärung dafür. daß seine ererbten Kulturbedürfnisse wesentlich andere sind als die unsrigen und diejenigen seiner malaiischen Nachbarn.

7. Neuschöpfungsbilanz

Alle Kulturgüter sind von den Nachbarn adoptiert. Auch in der feineren Ausgestaltung lassen sich nur selten schöpferische Einfälle erkennen. Negritoerfindung sind vielleicht Bambusse. die mit einem Loch versehen sind. über welches ein Strick gespannt ist. Sie dienen als Klanginstrumente. Eigenleistungen sind wohl die pantomimischen Tänze und die sehr kümmerlichen Liedertexte.

Die Negritos stehen auch an Schöpferkraft wesentlich ungünstiger da als die Australier. Dabei brauchten sie nur ihren Nachbarn abzugucken und in Ruhe umzubilden. während die Australier aus dem Eigenen schöpfen müssen.

Die beste Erklärung ist wohl. daß die Negritos allmählich ihre begabten Erbstämme an die Kulturgebiete verloren haben. während es in der Nähe der Australier keine solche rassenbiologisch absaugende Kraft gab. Vanoverbergh berichtet. daß sich einzelne Negritos auch heute in der Nähe der Bodenbauer halten und ansiedeln.

Die Negritos sind auch nicht in der Lage der modernen europäischen Massen. die nichts mehr selbst erfinden. weil sie zu bequem kaufen können. Denn die Negritos müssen schon wegen ihres schwachen Handelsverkehrs ihren Eigenbedarf selbst herstellen. Geldarmut ist häufig eines der festesten Bollwerke von Altkulturen.

8. Direkte Charakterangaben

Nach Reed ist der Gesichtsausdruck der Negritos keineswegs stupide. sondern frei und im Gegensatz zum Malaien gutherzig. Er ist neugierig. ein guter Erzähler. in allem kindhaft. Ähnlich z. B. Vanoverbergh.

Worcester schreibt: „Leider gibt es wenig Grund für den Glauben. daß der Negrito jemals zivilisiert werden kann. In dieser Hinsicht mit einzelnen Individuen gemachte Versuche haben mit kläglichen Fehlschlägen geendet. Sogar Kinder. die sehr frühe in christliche Familien gebracht worden waren. zeigten eine starke Neigung zum wilden Leben zurückzukehren.“

Die Schulleistungen werden auch von Missionaren nicht optimistisch beurteilt (Vanoverbergh).

b) Andere kulturarme Bergstämme der Philippinen

Auch Nicht-Negritostämme weisen auf den Philippinen mehrfach ein erstaunliches Adoptionsdefizit auf. Danach könnte man meinen. daß doch nicht die Rasse an der Kulturlosigkeit der Zwerge schuld sei. Wie steht es darum?

Da sind etwa die Ilongot. Worcesters Schilderung läßt erkennen. daß sie von malaiischer Kultur sind. diese aber in äußerst dürftiger Form besitzen. Die LBS. der Ilongot beträgt 324. gleicht also derjenigen der Negritos. Sie heiraten auch heute noch Negritos (die Bilder Beans zeigen das sehr deutlich).

Auch bei den Mangyans, den primitivsten Bergstämmen Mindanaos. erkennt man starken Negritoeinfluß. Andererseits sind manche ihrer Leistungen doch Zeugnisse ihrer fähigeren Rasse: Töpferei. Erhaltung einer hinduischen Schrift im Urwald. Vorwiegen der Fallenjagd.

So beweist das Adoptionsdefizit der hier besprochenen Bergstämme nicht die Gleichgültigkeit der Rasse für die Ärmlichkeit der Kultur. Die Verhältnisse auf den Philippinen sind vielmehr ein selten klares Beispiel dafür. wie die Mischung mit einer wenig begabten Rasse mit niedriger Kultur den Fortschritt hemmen kann.

c) Die Waldstämme Borneos (Punan und Verwandte)

In Borneo treffen wir Menschen. die als Waldnutzungsspezialisten ein quasi-försterliches Dasein führen. also den Negritos in der allgemeinen wirtschaftlichen Situation ähnlich sind. die aber rassisch ihren malaiischen Nachbarn im wesentlichen gleichen. Die LBS. beträgt ebensoviel wie bei diesen (332 mm).

Ihre Kultur ist dem Nomadenleben entsprechend gewiß nicht reich an Gerät. Was sie aber enthält, das ist jene Waldausrüstung, welche die Nachbarkulturen geben können. Waffen. Kleidung und Metalltöpfe werden vielfach eingehandelt. Mit gewissen Handwerksleistungen liegen die Punans aber selbst an der Spitze der handwerksgeschickten Eingeborenen Borneos. Ihre Flechtwerke fühlen sich so zart und geschmeidig an. als seien sie gewebt (Mjöberg). Sie stellen die Blasrohre her (man erinnere sich des Filmes „Die Kopfjäger von Borneo"). Daneben ist die Waldbeute sozusagen ihr hochspezialisiertes Stammesgewerbe.

Die Punan haben ihre Sprachen nicht aufgegeben. freilich viele Lehnworte übernommen. Nach ihrem geistigen Kulturbesitz stehen sie begreiflicherweise ebensowenig auf der Höhe der Zeit, wie europäische Gebirgler. Ihre Medizinmänner sind aber gesucht und sie singen balladenartige Gesänge.

Trotz gleicher Allgemeinsituation ist das Bild also ohne Zweifel ein völlig anderes. wenn die Waldspezialisten den Kulturvölkern nicht rassisch unterlegen. sondern nur völkisch von ihnen verschieden sind. Damit ist von der anderen Seite her der Beweis geliefert. daß die Kulturarmut der Zwerge nicht infolge ihrer Allgemeinsituation unausweichlich ist. Auf die Rasse kommt es an!

d) Die Inlandstämme der malaiischen Halbinsel

Die Halbinsel Malakka beherbergt negerhafte Zwerge nach Art der Negritos, daneben aber kaum größerwüchsige lockenhaarige Weddide, die rassisch einerseits mit den Australiern zu tun haben, andererseits aber als Altform der Europäiden angesehen zu werden pflegen, und ebenso kleinwüchsige Primitivmongolen.

Es stoßen also auf diesem engen Raum gleichsam alle drei heute wichtigen Großrassenkreise, die Negriden, die Europäiden und die Mongoliden in Vor-, Alt- oder Nebenformen zusammen (Kärtchen Abb. 51).

Es gibt heute etwa 2000 negerhafte, aber je 10000 wedda- und mongolenhafte Angehörige der Inlandstämme. Erinnern diese Kopfzahlen nicht daran, daß Europäide und Mongolide im ganzen etwa je 1000 Millionen, die Negriden aber im ganzen ebenfalls nur ein Fünftel dieser Zahl zählen? Wir nahmen diese unterschiedlichen Kopfzahlen als Ausdruck unterschiedlicher Kulturfähigkeit und Anpassungskraft (vgl. S. 52 ff.).



Abb. 51. Die Verteilung der Inlandzwerge der malaischen Halbinsel
senkrechte Striche: Negrito
waagrechte Striche: Mongolide
Wellenlinien: Weddide
nach Skeat-Blagden

Betrachtet man die Verhältnisse auf der malaiischen Halbinsel des näheren, dann erweist sich von verschiedenen Seiten, daß diese Übereinstimmung mehr ist als ein bloßes Spiel des Zufalles.

Da es sich um schweifende Menschengruppen handelt, entspricht es dem Volkscharakter, ob sie sich mehr zur Küste drängen oder mehr ins Innere zurückziehen. Die Skizze Abb. 51 zeigt, daß die Negritos sich weitaus am scheuesten im Inneren halten (obwohl die Stämmchen vielfach durcheinander und aneinander vorbeiwandern, wie sich aus Schebestas Schilderungen deutlich ergibt). So ist die geographische Skizze gleichsam ein Landkarte gewordenes Querschnittsbild durch die Vorziehensneigungen der drei Rassengruppen.

Auch die Gehirngröße der Negritos erweist sich als über ihren kleineren Wuchs hinaus geringer als die der beiden anderen Rassengruppen. Diese sind einander etwa gleich und den Vollmalaien nochmals unterlegen.

Die LBS. beträgt nach den wertvollen neuen Materialien Schebesta-Lebzelters bei fünf Negrito-Männergruppen (Semang) 317, 317, 318, 319, 325, bei drei Weddiden-Gruppen aber 325, 328, 328. Nach Martin haben die Primitivmongolen bestimmt keine größeren Köpfe als die Weddiden.

Kulturell wirken sich die gleichen Rassenunterschiede deutlich als geringere Adoptionsneigung der Negritozwerge aus. Sie beginnen eben erst, Pflanzungen anzulegen, während die Primitivmalaien (die direkten kulturgeschichtlichen Zusammenhang mit anderen Malaien haben und nach Schebesta z. T. überhaupt von Sumatra übers Meer gekommen sind) das seit jeher tun, und die Weddiden es ihnen schon weitgehend abgeguckt haben.

Zählt man die Musikinstrumente aus, so haben die Primitivmongolen 11, die Weddiden 9, die Negritozwerge 6 verschiedene. Ähnlich verläuft ein Vergleich anderer Kulturseiten, so auch der religiösen Verhältnisse.

Die Negritozwerge der Halbinsel Malakka hinken den anderen beiden Gruppen von Inlandstämmen an Kulturfreudigkeit ebenso nach wie die Negriden im ganzen den Europäiden und Mongoliden im ganzen. Da jede einzelne von den mindestens 50 Horden fast unabhängig von der anderen ihre Kulturgeschichte erlebt, müßten sich, wenn nur historischer Zufall walten würde, die Fortschrittshöhen bunt und ohne Zusammenhang mit

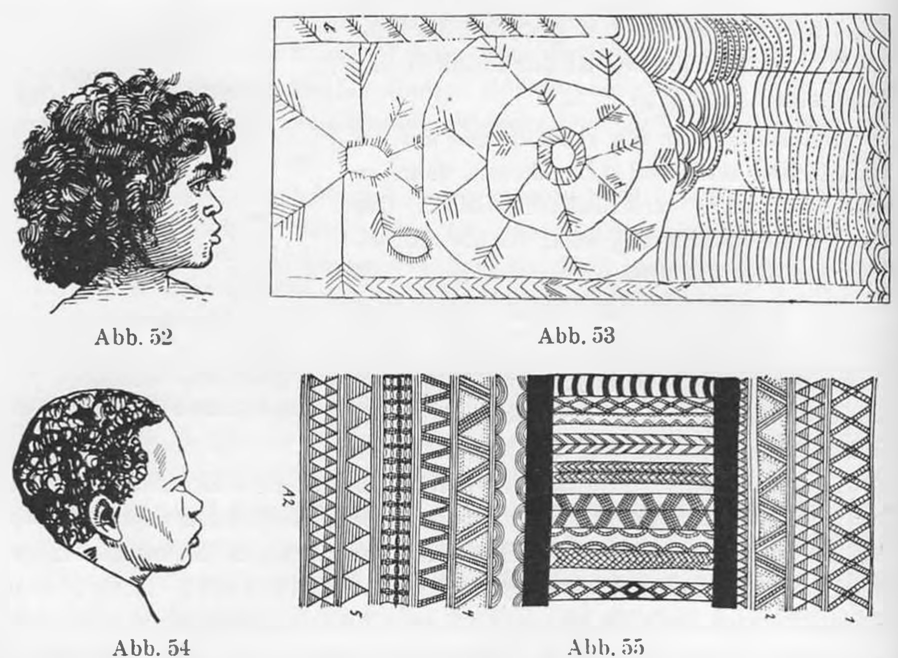


Abb. 52 Abb. 53

Abb. 54 Abb. 55

Abb. 52—55. Weddider Zwerg (52) und Negrito (54), daneben zugehörige Bambusritzungen. Aus Keiter u. Skeat-Blagden.

der rassischen Beschaffenheit verteilen. Daß sie das nicht tun, kann kaum auf ein anderes Moment als auf die Rasse zurückgeführt werden.

Die Negritos haben ebenso ihren Handelsverkehr mit Kulturmalaien wie die anderen Gruppen, nur weichen sie ihnen scheuer aus.

An sich ist aber auch das Adoptionsdefizit der Weddiden und der Primitivmongolen fast unverständlich groß, wenn man bedenkt, daß die Halbinsel Malakka gleichsam der Trichter ist, in den alle vom asiatischen Festland kommenden Völkerwellen hineingepreßt werden, und daß sie ein Hauptland südasiatischer Hochkulturen ist. Die Mon-Khmerreiche, das siamesische Reich und das ausgriffslustige mohammedanische Jungmalaientum mit seinen Sultanaten lebten und leben auf ihr.

Einige Worte verdient noch die Kunst der Inlandstämme. Von den Negritos sind unzählige Ritzungen auf Bambusgegenständen bekannt. Sie bestehen aus Reihungen einfacher geometrischer Zeichen, die auch in der Querrichtung atomistisch, ohne inneren Zusammenhang aneinandergefügt werden. Manchmal ergeben sich interessante „Formmelodien". Wichtig ist, daß das Prinzip der Reihung vieler atomistisch zusammenhangsloser Einzelteile sich später als ein Hauptkennzeichen der afrikanischen Negerkunst erweisen wird. Von den Weddiden ist wesentlich weniger bekannt, das wenige sind aber ebenfalls Bambusritzungen, also Lösungen der gleichen künstlerischen Aufgabe durch eine andere Rasse. Die Muster scheinen großzügiger und fließender gesehen zu werden; sie sind weniger exakt ausgeführt. Viel öfter taucht kinderzeichnungshafte Abbildung auf. Diese Merkmale verbinden sie mit den Bambusritzungen der Neukaledonier, die wir noch als eine Menschengruppe mit australierhaft altertümlichen Zügen kennenlernen werden. Das ist rassenpsychologisch nicht uninteressant.

Von der Primitivmongolenkunst Malakkas ist fast nichts bekannt.

e) Die Negritos der Andamaneninseln

Die negerhaften Zwerge der kleinen und landfernen Andamaneninseln, die der hinterindischen Küste vorgelagert sind, sind die einzigen Zwerge, die ihr Land bis zur Ankunft der Europäer mit keinen unmittelbaren Nachbarn zu teilen brauchten. Für völlig abgeschlossen darf man sie trotzdem nicht halten. Nicht nur von den südlichen Inseln, den Nikobaren her, sondern auch durch den reichlichen Seeverkehr dieser Meere kamen Kultur- und sogar Rasseneinflüsse. V. Eickstedt hat gezeigt, daß sogar allerlei europäides Blut in die Insulaner hineingekommen ist, was für die Beurteilung ihrer Leistungen wichtig ist.

Die Andamaner erscheinen als die kulturell befähigsten von allen südasiatischen Zwergengruppen. Sie haben Dauerhütten mit einem 15 Meter weit spannenden Kegeldach. Mehrere Siedlungen erkennen einen gemeinsamen Häuptling an. Ihre Sperrnetze messen 30 Meter. Es gibt 90 wesentlich verschiedene Geräte (Man), während die ebenso eingehenden Aufstellungen Rütimeyers und Seligmanns für die Wedda auf Ceylon höchstens 30 anführen konnten. Der Andamanerbogen gehört zur technisch höchststehenden Klasse der reflexen Bögen usw.

Die Adoptionsleistungen nach Ankunft der Europäer zeigen. wie ein solches Zusammentreffen vor sich gehen kann. wenn es sich um begabtere Eingeborene handelt.

Eisen wurde nicht nur in fertigen Stücken aufgenommen, sondern bald selbst durch Hämmern weiter verarbeitet. Auf diese Weise entstanden u. a. Eisenäxte, mit denen die Eingeborenen ans Werk gingen, seegehende Boote zu bauen, die bis zu 50 Mann tragen können. Es ist dies ein seltener Fall von Höherentwickelung einer Eingeborenenkultur durch Anwendung europäischer technischer Hilfen.

Den Ackerbau lehnen die Andamaner ab. Sie erklären selbst, daß, so gut die Früchte seien, sich Mühe und langes Warten nicht verlohnen. Auch lernen sie den Bodenbau als Sträflingsarbeit kennen, die Andamaneninseln sind ja unglückseligerweise Strafkolonie geworden. So tritt er ihnen in einem ehrverletzenden Menschenzusammenhang entgegen (M a n).

Leidenschaftlich wurde auch von den Andamaner-Zwergen der Tabak aufgenommen, so sehr, daß sogar ihre Gesundheit dadurch untergraben wird.

Die Sprache der Andamaner ist sehr formenreich und bis jetzt als einzige Zwergensprache auf kein größerwüchsiges Volk zurückführbar.

Erstaunlich neben den vielen Begabungsbeweisen wirkt der Mangel einiger Güter. die zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen gehören. So muß das Feuer ununterbrochen erhalten werden. weil die Insulaner es nicht erzeugen können. Die Musik und der Tanz. die äußerst lebhaft betrieben werden. müssen sich mit einem Klangtisch zum Taktschlagen begnügen. der das einzige verdinglichte Gerät dafür darstellt.

Die Sänge bestehen aus oft wiederholten kurzen Melismen von geringem Tonumfang, die vor allem als Tanzrhythmen gedacht sind. Die Ähnlichkeit mit der Musik der Afrikaneger ist offensichtlich.

Sinn für Körper- und Geräteschmuck ist tief eingewurzelt und allgemein verbreitet. Von jeder Frau wird erwartet. daß sie Schmucknarben schneiden. tätowieren und malen kann. Alle Zierkunst soll aber nach M a n auf 13 einfachste geometrische Muster beschränkt sein. die durch die Überlieferung aufs strengste typisiert wären. Diese Muster werden als durchlaufende Bänder und als Flächenfüllungen benutzt. gehören also. wir müssen es zugeben. in dieser Hinsicht mehr zum Neukaledonier- als zum Afrikanegertypus. Immerhin wirkt die Phantasiearmut negerhaft und ist von der für die Südsee charakteristischen malerischen Auflösung der Linien und von der mystischen Umbildung von „Kinderzeichnungen“ nichts zu sehen.

E. M a n nennt die Andamaner lebhaft. fröhlich. sorglos. wenig vorausschauend. in der Herstellung ihrer Waffen aber zähe und geduldig. Sie sollen auch nach längerem Aufenthalt im Waisenhaus oder in anderen Häusern der Stadt Port B l a i r das Dschungelleben vorziehen.

Diese Charakterangaben entsprechen dem, was wir auch sonst immer wieder über die Rassenzwerge hören. Im ganzen sind die Andamaner wohl das kulturfähigste und aufgeweckteste Völkchen unter den südasiatischen Negerzwergen. Das beruht offenbar auf zwei Umständen: Erstens auf der nicht geringen rassischen Beimischung fremder, europäider Seeleute, zweitens aber noch mehr darauf, daß die Andamaner davor verschont blieben, durch Jahrtausende ihre wertvollsten Erbstämme nach außen zu verlieren und ihre kulturgeneigtesten Sippen an die Hochkultur abzugeben oder von dieser vernichtet zu sehen.

Gerade die Andamaner sind andererseits auch das vielleicht deutlichste Beispiel für die Wirksamkeit der letztgenannten Faktoren. Die kulturgeneigten Stämme sind heute fast ausgestorben, übrig geblieben sind aber die Kleinandamaner, die jeden Europäer trotz ihrer lächerlichen Unterlegenheit „mit dem Mute der Ignoranz“ angreifen. Sicherlich haben dabei nicht die rassisch begabtesten Elemente die Oberhand. In wenigen Jahrzehnten werden aber nur mehr diese kulturungeeignetsten Reste von der Negritorasse zeugen.

Die Gehirngröße übertrifft nach Aussage der LBS. (326 n. Flower) diejenige der anderen Negritozwerge, was mit der Kulturleistung übereinstimmt.

Interessant ist, daß die Andamaner wenig zu Trance, Illusion u. dgl. m. neigen, denn das gleiche gilt wahrscheinlich für alle Neger.

f) Die Weddahaften Dschungelstämme Vorderindiens

Vorderindien beherbergt noch viele fast unbekannte kleinwüchsige Dschungelstämme. Unsere Kenntnisse über sie sind aber dürftiger als bei den meisten anderen Kleinwüchsigen Südasiens. Nur die Weddas Ostceylons sind seit dem Monumentalwerk der Brüder Sarasin (1893) wissenschaftliche Mode geworden, so daß wir ihre letzten Vertreter fast Individuum für Individuum kennen. Wir beginnen mit ihnen.

1. **Die Weddas von Ceylon** gaben den Typus der an verschiedenen Stellen Südasiens auftauchenden Schicht lockenhaariger Kleinwüchsiger ab. V. Eickstedt hält allerdings singhalesische Beimischung für seit alters bedeutend. Gewisse Stämme des indischen Festlandes sollen noch viel weniger von jüngeren Rassenelementen beeinflußt sein.

Der Kopf der Wedda ist klein (Kapazität ca. 1250, LBS. 329, wobei der sehr niedrige Längenbreitenindex zu bedenken ist). Die LBS. der Singhalesen, der hauptsächlichsten Nachbarn der Weddas, beträgt 338.

Die „Naturweddareste“, welche den europäischen Forschern in die Hände fielen, gehören wohl zu den durch Auslese erbbiologisch ausgesaugtesten, ihrer kulturfähigen Elemente am meisten beraubten Kleinwüchsigen Südasiens. Die allermeisten Weddas haben längst primitive Pflanzungen, Tschenas angelegt und sind unter den singhalesischen Bauern aufgegangen.

Der absolute Reichtum der Weddakultur ist geringer als der irgendeiner anderen Kultur (höchstens 30 verschiedene Geräte). Die meisten

Bedarfsgegenstände werden von den Singhalesen eingetauscht. Trotzdem glaubte man, kulturkundlich in den Weddas besonders interessante Reste einer Urzeit vor sich zu haben! Die Weddageräte sind eine aufs äußerste vereinfachte Jäger-Försterausrüstung aus der Singhalesenkultur. Auch die Geisteranrufungen, Zeremonien und Felsenzeichnungen sind offensichtlich schwache Widerspiegelungen singhalesischer Vorbilder.

Relativ reich entwickelt sind die Kulte, die mit schamanistischer Besessenheit, Trance, Ekstasen und Zusammenbrüchen vor sich gehen. (Also ganz anders als bei den Negerzwergen.) Hymnische Anrufungen sind die Maximalleistung der Dichtkunst. Es ist, als klänge ein Widerhall der schwärmerisch-jenseitigen indischen Geistesgeschichte bis heute in den Weddadschungeln nach — aber auch an die Australier fühlt man sich dabei gleichzeitig erinnert!

Auch die Felsenzeichnungen, Botenstäbe und Grenzmarken, die Seligmann als weddaische Kunstleistungen mitgeteilt hat, entsprechen den rohesten Stufen der entsprechenden Australiergüter. Bedeutungsgeladene „Kinderzeichnungen“ stehen im Vordergrund.

Das Adoptionsdefizit gegenüber der singhalesischen Hochkultur kann nicht auf Unkenntnis zurückgeführt werden. Die Weddas sind in einem Gebiete größter politischer Formen von geringster politischer Gestaltung, in einem Gebiete der Orchestermusik überhaupt ohne Musikinstrument (während die Negritos gerade Musikinstrumente leicht und reichlich übernehmen) usf.

Subjektiv erscheint den Weddas ihr Leben wiederum allen anderen Lebensweisen vorzuziehen. Sicherheitsbedürfnis, Putzbedürfnis, Genußbedürfnis müßten aber mit oder ohne Willen die Weddas längst vom Wildbeutertum abgedrängt haben, wenn die Neigung dazu nicht „in der Rasse läge“. Auch als Tschenapflanzer können sie das Jägerleben nebenbei fortführen, so daß der Übergang zur Kultur sich ganz allmählich „eingeschlichen“ hätte. Alles genau so wie z. B. auf den Philippinen!

Der Einbau in die indische Gesellschaft wäre dem Ehrgefühl der Wedda leicht gewesen. Die Wedda galten und gelten heute noch als kastenlos oder als hoher Kaste. Fürstenhäuser mischen ihr Blut mit ihnen, die jede Berührung mit Singhalesen niedrigerer Kaste ablehnen würden. Eine ehrenvolle Stellung in der indischen Gesellschaft wurde ihnen also geradezu angetragen, ohne daß sie verstanden hätten, sie auch einzunehmen.

Weddas freilich, die erst heute Kleinbauern werden, geraten in kleinbäuerliche Kastenstellung. Die letzten Weddas stecken z. T. wirklich in der Zange, Kulturflucht oder Proletarisierung wählen zu müssen, was ihre Dschungelneigungen erhöhen könnte.

Die Kulturflucht-Proletarisierungs-Zange ist eine typische Situation bei überstürztem Kulturwandel. Manche Erscheinungen, die bei Zivilisierung auftreten, versteht man sehr viel besser, wenn man überlegt, daß die betreffenden Menschen

nur zwischen unzivilisierter Selbständigkeit und zivilisationhöherer sozialer Niedrigkeit wählen können. In dieser „Zange" standen aber schließlich auch unsere Bauernsöhne der Vorkriegszeit, die in die Stadt gingen. Stadt und Proletarisierung haben dabei über Kulturarmut und Freiheit nur zu oft den Sieg davongetragen.

Die Weddas waren nicht arm im Geldsinne. Eine weite, herrliche tropische Parklandschaft stand ihnen zur Verfügung, niemand hetzte sie, kein böser Europäer bedrohte sie. Hätten sie die Hochkulturgüter gereizt, so konnten sie sich durch Anbau mehr Tauschgut verschaffen, oder konnten mit den ihnen ohne weiters zur Verfügung stehenden Rohstoffen hundertmal so viel Nachahmungen davon herstellen, als sie tatsächlich taten.

Wenn Weddas nur unter dem Druck äußerster Not hastig zum Anbau übergingen, mißglückten die Pflanzungen begreiflicherweise und konnten sie nicht vor dem Hungerfieber retten. Aber sie hätten ja Jahrtausende vor Einbruch der äußersten Not Zeit gehabt, den Anbau zu lernen.

Daß es in Ceylon bis ins 20. Jahrhundert neben Hochkulturen auch primitivste Wildbeuterlebensweise gibt, kann wieder nur „in der Rasse liegen".

2. Die Dschungelstämme des Festlandes. Der indische Dschungel ist von Völkchen verschiedener Rasse und verschiedener Sozialstellung bewohnt. Es gibt unabhängige Stämme und Stämme, die in den indischen Gesellschaftsbau als Wildbeuter oder Niedrigkastige völlig eingefügt sind. Die Werke von Anantha Krishna Iyer stellen die Verhältnisse Hunderter von Einzelkasten in gleichmäßigem Bericht dar, leider fehlt es aber an Rassenuntersuchungen (Eickstedt hat über seine Untersuchungen bisher nur vorläufige Eindrücke veröffentlicht).

Ebenso gibt es vorwiegend europäid-jungindische Dschungelvölker neben anderen, in denen Weddablut verschiedener Schattierung vorherrscht.

Bei A. K. Iyer bekommen wir z. B. von dem stark weddadurchsetzten Waldstamm der *Kadars* in SW-Indien folgendes Lebensbild:

Die Gesichtszüge sind stark weddahaft, die Haare wellig, die Haut dunkel, der Wuchs aber ist nicht sehr gering (157 cm). Einige hundert Menschen. Sprechen Tamilisch. Sanft und scheu. Hütten mit einigen Matten und Brettern. Zwanzig Hütten stehen zusammen und werden von einem Dorfhäuptling, der vom Radscha eingesetzt ist, geleitet. Allen Neuerungen sind sie sehr abgeneigt. Die Religion ist „roher Animismus". Man muß dabei aber daran denken, daß der Hinduismus der umliegenden Kulturkinder umgekehrt ein „durch Philosophie erhöhter Animismus" oder „durch Metaphysik gemäßigte Magie" (Risley) ist, so daß der Animismus der Kadars eine wesensgleiche Verarmungsform darstellt.

Die Kadars sammeln kleinere Waldprodukte, verkaufen sie und erhalten dafür das Dringlichste. Sie helfen auch bei Elefantenjagden. Den Kulturindern sind sie als Waldspezialisten unentbehrlich. Sie sollen in ihrer Lage sehr glücklich sein.

So sind die Kadars ein gutes Beispiel dafür, wie eine Wildbeuterkultur, oder mehr noch: eine anlagemäßige Wildbeuterrasse harmonisch einer Hochkultur eingefügt sein kann.

Die *Pulayans* stellen einen anderen Typus dar: ehemalige Ackersklaven, die vor sechzig Jahren freigelassen wurden, aber noch immer ihre Freiheit nicht begriffen haben. Gedrückte Proletarier, nach Eickstedt kaum mehr weddid zu nennen. Treten jetzt in Scharen zum Christentum über, während bei Stämmen vom Kadar-Typus das christliche Missionswerk erfolglos ist und der Hinduismus als wesensgemäßer vordringt. (Bekanntlich breitet sich auch der Islam unter „Naturvölkern" viel leichter aus als das Christentum.) Die Pulayer suchen Minenbezirke auf, um bessere Löhne zu erhalten.

Waren die Kadars in Harmonie mit der Hochkultur lebende Altrassenangehörige, so sind die Pulayer ein Beispiel dafür, wie die Hochkultur in sich Menschen der eigenen Rasse niederdrückt.

Und wie steht es drittens, wenn Menschen nicht altertümlicher Rasse im Dschungel und Gebirge außerhalb der Hochkultur leben? Für diesen Fall sind die *Todas* der Nilgiriberge ein Beispiel:

Körperlich feine Europäide, nicht kleinwüchsig. Wirtschaftlich Viehzüchter, aber mit zwei anderen wirtschaftlich einseitigen Kasten, von denen die eine Ackerbauer, die andere Handwerke betreibt, zu einer höchst eigentümlichen Sozialdreiheit verbunden: also politisch keineswegs amorph. Vollständige Kleidung, viel Metallschmuck aus Silber und Gold. Genauer Kalender, gute Zahlenkenntnis, Gebrauch gewöhnlichen indischen Geldes. Astronomische Kenntnisse, viele Rätsel, reicher Legendenschatz. Hymnische Gedichte atmen reichen und poetischen Gedankenfluß.

Man meint bei Betrachtung des Todalebens etwas von der edlen Großartigkeit altarischen Lebens zu spüren, wo die äußeren Kulturhilfsmittel auch verhältnismäßig bescheiden waren, Weltauffassung, Götterlehre und sittliche Einstellung aber den Stempel großer Zukunft tragen.

Das kulturkundliche Bild ist also ein wesentlich anderes als bei den weddiden Dschungelvölkern, sobald man ein kulturfern lebendes Volk betrachtet, welches rassisch keinen Verdacht erweckt, altertümlich zu sein. damit decken sich die unmittelbaren psychologischen Befunde.

Rivers, dem wir das meiste über die experimentelle Psychologie der Naturvölker verdanken, hat auch die Todas untersucht. Er schreibt: Bei allen meinen Beschäftigungen mit den Männern schienen sie äußerst intelligent (extremely intelligent). Sie begriffen rasch das wesentliche an jeder Frage, die ich anschnitt, und zeigten oft eine betonte Wertschätzung komplizierter Fragen .... Es ist schwierig, die allgemeine Intelligenz zu schätzen, aber ich kann nur meinen Eindruck wiedergeben, den ich von mehreren Monaten enger Berührung mit den Todas erhielt, daß sie ebenso intelligent sind wie irgendjemand eine durchschnittliche Gruppe gebildeter Europäer finden kann."

Niemals ist jemand in Versuchung gekommen, irgendeiner Altrasse ein solches Zeugnis auszustellen!

Die Geschichte der Todas verliert sich in der grauen Vergangenheit. Unklar ist, woher sie ihre eigentümliche Kultur haben. Rassenbiologisch ist aber vor allem entscheidend, daß sie diese Kultur lebendig erhalten konnten. Eine einzige stumpfsinnige Generation würde ja genügen, um den seelischen Reichtum verblassen und die Tiefe der Gedanken schrumpfen zu lassen. Da es im ganzen noch nicht einmal tausend Menschen sind, welche diese Mythenwelt tragen, können nur reichlich strömende rassische Begabungskräfte diesen Schatz sicher durch Jahrtausende retten. Ist die Kulturwelt der Toda aber etwa gar nicht so sehr alt, dann ist es dafür um so sicherer, daß sie nicht geborgt, sondern wesentlich aus der eigenen Seele des Volkes geschöpft ist.

Dann ist aber auch ganz besonders klar, daß eine begabte Rasse aus einem Hinterwäldlerdasein etwas wesentlich anderes machen kann, als wir es bei den Weddiden-Dschungelstämmen Indiens erleben.

Damit haben wir drei für das indische Leben ferne der Höhen der Hochkultur typische Fälle in je einem Beispiel umrißhaft gezeichnet. Man könnte das Einzelmaterial noch wesentlich vermehren, das wesentliche ist aber schon gezeigt.

Es gibt selbstverständlich Inder europäider Rasse, die innerhalb der Hochkultur lebend doch nur ein ganz armseliges Dasein haben (Pulayer). Also: Nicht nur Weddide leben kulturarm.

Es gibt Beweise dafür, daß europäide Inder, die ferne der Hochkultur leben, durchaus nicht armselig leben brauchen (Toda).

Es gibt aber kein Beispiel dafür, daß weddide Menschen, deren es in Indien noch sehr viele gibt, über den Zustand der Wildbeuterei oder des einfachsten Anbaues hinausgekommen wären. Es gibt weder eigenständige Weddakulturen vom Charakter mittlerer Naturvölker oder dgl., noch gibt es Beispiele für breiteren Aufstieg einer Weddabevölkerung innerhalb der indischen Gesellschaftsordnung.

Wurden etwa die Weddavölker zu schnell überrannt, als daß sie zur Bildung einer Eigenkultur kommen konnten? Davon kann keine Rede sein. Die indische Hochkulturgeschichte spielte sich in den offeneren Gebieten Indiens ab, genug Lebensräume blieben daneben für die ungestörte Entfaltung eines höherkultivierten Volkstums der Urbewohner frei. Und auch genug Zeit war ihnen dafür wohl gewährt, denn gerade in Indien beginnt höherer Anbau und Stadtkultur vielleicht früher als irgendwo sonst auf der Erde. —

Hat etwa die Kastenordnung das Aufsteigen innerhalb der Gesellschaftsordnung vereitelt? Wir haben uns schon für Ceylon dahin geäußert, daß den Weddas eine hohe Stellung unter den Hindukasten geradezu entgegen-

getragen wurde. Auch ist es bei näherem Zusehen ein Irrtum zu meinen, die indischen Kasten seien seit Anbeginn des Hindutums unverändert. Das ist nur das mythologische Dogma über die Kasten, nicht die geschichtliche Wahrheit!

Ständig kommen neue Kasten dazu, alte sterben aus wie Familienstämme. Jeder Naturvolkstamm, der sich der Hinduordnung eingliedert, verfällt der stereotypen sozialen Kategorie Kaste. Kasten nennen sich oft nach einem Beruf obwohl die Mehrzahl ihrer Mitglieder einen anderen Beruf ausüben. Jede neue Sektengründung verschiebt die Kastenordnung. Es gibt so unübersehbar viele Kasten, daß ihre Rangordnung eine selten zweifelsfrei arbeitende Wissenschaft für sich abgibt. Fälle veränderter kastenmäßiger Einstufung sind historisch genug berichtet. So sind gewisse heutige Brahmanenkasten recht dunklen Ursprunges und haben sich nachträglich Ursprungssagen bestellt. Eine nach sozialer Erhöhung strebende, tüchtige und weitverbreitete Kaste sind die Kadupattans von Chochin. Sie haben einen eigenen Reformausschuß eingesetzt, der ihr Ritual auf die Höhe bringen soll und geben sich für Nachkommen degradierter Brahmanen aus. Da es in Indien durchaus nicht an Bestrebungen fehlt, die Theorie der Kasten und ihre tatsächliche Lebensmacht gelegentlich wieder in Einklang zu bringen, gibt es sehr wohl bei entsprechender Leistung auch ein Aufsteigen in der Rangordnung. Es kann ja sehr langsam vor sich gehen, die indische Geschichte umfaßt gut 4000 Jahre.

Und doch keine hohe Weddakaste? Nirgends, in den vielen indischen Staaten ein Weddaadel über europäider jungindischer Bevölkerung? Die Akten sind über diese Frage noch nicht geschlossen, dazu wissen wir über die Rassenkunde und erst recht über die Bevölkerungsgeschichte Indiens viel zu wenig. Es gibt aber heute wohl zumindest kein Zeugnis und kein Gegenbeispiel gegen die Annahme, daß die Weddiden Vorderindiens aus rassischen Gründen nirgends über niedrigste Gesellschaftsstellungen hinausgekommen sind.

Daß einzelne Adelsfamilien unter Mißachtung der Rassenfremdheit Weddaheiraten nicht scheuten, zeugt nicht für die Leistungsfähigkeit der Weddas.

g) Reste einer „Weddaschicht“ in Indonesien

Auf den indonesischen Inseln stehen Küsten- und Inlandbevölkerung in der Regel in so starkem kulturellen und auch rassischem Gegensatz zueinander, daß es beliebt geworden ist, die Küstenleute als „Deuteromalaien“ von den primitiveren „Protomalaien“ des Inlands zu unterscheiden.

Unter den „Protomalaien“ des Inlands soll es auf verschiedenen Inseln auch weddahafte lockenhaarige Menschen geben. Vielfach handelt es sich allerdings um bloße Vermutungen.

Die Brüder Sarasin haben auf Celebes die Reste einer vorher unbekannten lockenhaarigen Inlandbevölkerung aufgefunden, welche sie „Toalaschicht“ nannten.

Der Wuchs der hier zugehörigen Toala, Tomuni und Tokeo (die zerstreut angetroffenen Individuen repräsentieren keine Bevölkerung!) beträgt 158 cm.

Von Kleinwüchsigkeit kann also nicht die Rede sein. Die LBS. läßt aber vermuten, daß der Kopf kleiner ist, als bei vielen glatthaarigen Bevölkerungen von Celebes.

Die Kultur der Lockenhaarigen gleicht durch Anbau und Hausform der allgemeinen Lebenshaltung auf Celebes, ist aber besonders ärmlich.

Einen anderen Bericht über weddahafte Inlandleute haben wir von der Molukkeninsel Ceram.

„Die Bonfialeute Ostcerams sind außerordentlich klein und haben kurzgelocktes Haar... es sticht einem gleich in die Augen, daß der Typus dieser Leute dem der Sakais (Name der weddiden Zwerge Malakkas, vgl. S. 105) außerordentlich ähnlich ist. Sie bewohnen ein ungeheures Gebiet von dichten Urwäldern, haben eine sehr geringe Kopfzahl. Sie stehen auf einer sehr tiefen Kulturstufe, besitzen wenige und fast gar keine charakteristischen Geräte. Was ich gesehen habe, ist stark von der Küste beeinflußt" (Tauern, 1910).

Also: Verdrängungslage, geringe Anzahl, ärmliche, aber keineswegs besonders urzeitliche Kultur. Das ganze nun schon so gut bekannte Bild von der Lebenssituation der weddahaften Rassenreste Südasiens!

Ebenso steht es um die verschiedenen weddaähnlichen Restbevölkerungen Sumatras (Loeb 1935) und um die von Bernatzik neuentdeckten hinterindischen lockenhaarigen Kleinwüchsigen (noch unveröffentlicht).

Wir wollen nicht mehr Beispiele nennen. Sicherlich kann auch kein Befund aus Indonesien an dem Ergebnis etwas ändern, daß die weddahaften Menschen aus rassischen Gründen nirgends mehr als die einfachsten kulturellen Lebensleistungen gezeigt haben.

h) Kleinwüchsige und Zwerge Melanesiens

Wir betreten nun wieder ein neues Erd- und Rassengebiet. Man wird nicht behaupten können, daß die im heutigen Melanesien bestehenden Verhältnisse geschichtlich enge mit denen der soeben besprochenen Länder zusammenhängen (trotz der Austronesierwanderungen)! Gleichläufigkeiten können daher kaum geschichtlicher Zufall sein.

1. **Die Kleinwüchsigen der Neuen Hebriden** im südöstlichen Melanesien sind auf der Hauptinsel Espiritu Santo gleichzeitig nach Rasse und Kultur von F. Speiser sehr genau untersucht worden.

Rassisch gleichen sie bis auf die Körpergröße ihren kraushaarigen, schwarzhäutigen Nachbarbevölkerungen. Auch die Gesichtszüge sind dieselben. Dem Wuchs nach sind sie aber bis zu 12 cm kleiner, es gibt jedoch abgestufte Übergänge (154—167 cm).

Speiser rechnet damit, daß dieser Unterschied umweltbedingt sein könnte, doch müßten sich für eine so einschneidende Verkümmerung doch wohl besondere Umweltumstände angeben lassen. Solche bestehen nicht, daher ist es viel wahrscheinlicher, daß es sich um eine lokale Züchtung handelt.

Die Gehirngröße bleibt hinter derjenigen der hochwüchsigen Nachbarn zurück, ist aber nicht sehr gering. Die LBS. beträgt 328—29 gegen 336 mm im nahegelegenen Talamacco.

Die Kleinwüchsigen der Neuen Hebriden zeigen deutliche Symptome kultureller Schwäche. Sie sind wenig zahlreich. Sie leben im Gebirge, also eher in Verdrängungslage. Ihre Kultur ist die gleiche wie die der größerwüchsigen Nachbarn, aber in wichtigen Stücken ärmlich.

Das zeigt sich schon daran, daß auf der „Tabelle der ergologischen Faktoren", die F. Speiser aufstellt, für die Kleinwüchsigen nur 16 Kulturgüter genannt sind, während die Insel Malekula mit 43, die polynesisch durchsetzten Bankinseln mit 36 Gütern erscheinen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß diese für kulturhistorische Zwecke aufgestellte Tabelle keinen verzerrungsfreien Querschnitt im Sinne eines kulturbiologischen Vergleiches darstellen kann.

Das Adoptionsdefizit stellt sich etwa folgendermaßen dar: Es fehlt an Dorfanlagen, höchstens 6 Hütten wurden zusammenstehend angetroffen. Die Wege sind „schmale Geißpfade". Es fehlt das sonst in den Neuen Hebriden vorhandene Häuptlingtum. Die Felder werden nicht künstlich bewässert. Das Schwein gilt nur als Wirtschaftstier, nicht als wichtigster Bestandteil des Kultus, wie sonst fast überall in den Neuen Hebriden. Den Suquebund haben die Kleinwüchsigen erst in jüngerer Zeit und verkümmert aufgenommen.

Der Suquebund ist kulturbiologisch sehr interessant. Es handelt sich um eine geheime Gesellschaft, in der sich Staffelung nach dem „Geldbeutel" mit Ahnenverehrung verbindet. Der Suque ist eine jüngere Weiterbildung des älteren Schädel- und Ahnenkultes. Während sich aber dieser nur langsam und verkümmert über sein Zentrum Malekula hinaus ausbreitete, ist der Suquebund allgemein geworden — ein gutes Beispiel dafür, wie die Verbreitungsweite eines Gutes weniger von seinem Alter als von der Adoptionswilligkeit abhängt, die es erwecken kann.

Der Schmuck ist arm. Musikinstrumente und Trommeln fehlen, ebenso Keule und Wurflanze, die Hauptwaffenformen der Inselgruppe. Es wird der Bogen benutzt.

Wieder greifen also gerade die Kleinwüchsigen nach dieser Waffe, ebenso wie wir es von den Philippinen, von Malakka, von den Weddas und, wie vorausgreifend gesagt werden kann, auch von den Zwergen Afrikas wissen. Dieser Zusammenhang ist seit langem aufgefallen. Er wurde von P. W. Schmidt als ein Hauptargument für den kulturhistorischen Zusammenhang aller Kleinwüchsigen benutzt (1910). Bei genauerer Beschäftigung findet man aber, daß die Zwerge den Bogen keineswegs als gemeinsames Erbgut aus Urkulturtagen besitzen, sondern daß sie an verschiedenen Stellen der Erde noch am Bogen festhielten, während ihre Nachbarn ihn aufgaben. Der gemeinsame Bogenbesitz der Zwerge ist also Adoptionsdefizit für die Waffen, welche Pfeil und Bogen als kulturhistorischer Fortschritt überlagern. Die Zwerge neigen somit unabhängig voneinander besonders zu dieser Waffe. Der Grund dafür ist auch leicht zu vermuten: Bei geringer Körperkraft schafft man sich nicht Keulen und Lan-

zen an, wenn man die Möglichkeit hat, den Gegner mit viel weniger Muskelkraft durch einen Pfeil zu erledigen.

Bogen und Zwerg gehören aus rassischen Gründen besonders enge zusammen. Daß diese Anschauung das richtige trifft, ergibt sich auch daraus, daß nicht allzu unkluge kleinwüchsige Völker das Gewehr sich rasch zu eigen machen, während sie Keule und Lanze niemals aufnahmen. So auch die kleinwüchsigen Santo-Leute.

Fortschrittlich erscheinen die Kleinwüchsigen der Neuen Hebriden dadurch, daß sich allein bei ihnen gefiederte Pfeile und Töpferei finden. Wahrscheinlich handelt es sich aber auch hierbei um Resterhaltung von Gütern, die einstmals allgemeiner bekannt waren.

Wir haben bis jetzt immer Zwerge mit rassenfremden Nachbarn zu vergleichen gehabt. Das Beispiel der Neuen Hebriden scheint nahezulegen, daß im Wuchs stark zurückbleibende Lokalformen auch innerhalb der Rasse in ihrer kulturellen Kraft geschwächt sind. Natürlich müssen aber weitere Erfahrungen gesammelt werden, bevor ein so weitreichender Schluß berechtigt sein kann.

2. Solche weitere Erfahrungen liefern die verschiedenen **Pygmäengruppen**, welche **in Neuguinea** seit 1912 entdeckt wurden. Die Papua sind im allgemeinen oft kleinwüchsig, die Neuguineazwerge aber auch ganz besonders kleinwüchsige Zwergvölker. In ihren übrigen Merkmalen stimmen sie mit den übrigen Papuas ebenso überein wie die Kleinwüchsigen der Neuen Hebriden mit ihren Nachbarn.

Großes Aufsehen hat die Entdeckung der Tapiros in Südwestneuguinea gemacht (Wollaston, Rawling 1912/13).

Sie wohnen an den unmittelbar der Küste zugewandten Vorbergen in einer Höhe von 600 m. Den um 20 cm größeren Papuas der Ebene gegenüber sind sie scheu, es besteht aber regelmäßiger Tauschhandel. Eine einzige Siedlung wurde der Expedition bekannt. 30 Männer messen im Durchschnitt nicht mehr als 146 cm. Die Kopflängen-Kopfbreitensumme beträgt 319 gegen 331 bei den benachbarten Papuas. Die Tapiro sind also kleinköpfige Zwerge.

In ihrem Kulturbesitz fielen gutgearbeitete Körbe, feste Pfahlhütten und eine erstaunlich große Pflanzung auf. Sie hatten sich auch einige Stücke Eisen verschafft, die zu ihrem wertvollsten Besitz gehörten. Perlen waren ein Handelsartikel für sie, dem sie nicht widerstehen konnten.

Es ist sehr wohl möglich, daß die Tapirosiedlung durch einen sehr energischen Ältermann auf diese beachtliche Höhe gebracht wurde, der sich auch der Expedition gegenüber bemerkbar machte.

Daß die Tapirokultur im Vergleich zu der ihrer Nachbarn sehr ärmlich ist, bleibt trotzdem bestehen. So gehören zu dieser mehrräumige Häuser, umfangreiche Feste, viel Schmuck, reichliche Holzschnitzerei, Plattformbestattung, Keulen, Speere, Schweineopfer, voll bedeckende Kleider für bestimmte Anlässe. Alle diese Güter sind den Zwergen sicherlich nicht aus äußeren Gründen unmöglich!

Die große Kulturarmut ist eindeutig bei den von Van den Broek beschriebenen Pesenchem, bei den Goliathzwergen und bei den neuerdings von Kirschbaum (1927) aufgefundenen Zwergen. Alle diese Gruppen sind ausgesprochene Zwerge mit ausgesprochen kleinem Kopf. Z. B. die letzteren sind wohl seßhaft, es mangelt ihnen aber die Signal- und die Tanztrommel, die Längsflöte, ja das Geisterhaus, was für Neuguinea unerhört ist. Ihre Tänze sind sehr einfach, sie benützen nur Pfeil und Bogen.

Des weiteren gibt es auf Neuguinea nicht wenige Gruppen, deren Wuchs dem der Kleinwüchsigen der Neuen Hebriden entspricht (ungefähr 155 cm).

Die Mafulu in Britisch-Neuguinea haben viele Dörfer, deren mehrere je eine politische Einheit bilden. Der allgemeine Kulturzustand gleicht eher dem der papuanischen als dem der geschilderten Tapirozwerge selbst, während ihr Wohngebiet — küstenzugewandte Hänge der Vorberge — mehr dem der letzteren ähnlich ist. Auf der anderen Seite hebt ihr Erforscher Williamson aber ihre für Papuas geringe Kultur hervor.

Wenn sie die Kulturleistung der Neuhebridenzwerge deutlich übertreffen, so ist nicht zu übersehen, daß ihre LB.-Summe bei um 4 Einheiten höherem LB.-Index um 5 mm größer ist, so daß sie ohne Zweifel auch ein größeres Gehirn besitzen.

Die Stellung der Timorini (Bijlmer 1913) ist derjenigen der Mafulu in körperlicher und kultureller Hinsicht ähnlich, ebenso diejenige der Kaileute (Pöch 1907).

Der Zusammenhang zwischen Kulturleistung und Körperbeschaffenheit ist in den vorgeführten Fällen ohne Zweifel enger als ein Zusammenhang mit geographischer oder kulturhistorischer Stellung. Wenn die ganze Frage auch noch viel mehr in die Einzelheiten hinein zu untersuchen ist, können wir doch bei der schon geäußerten Meinung verbleiben, daß die extrem kleinwüchsigen Lokalvarianten der Melanesier in ihrer Kulturfähigkeit beeinträchtigt sind. Ganz besonders gilt das für die gleichzeitig sehr kleinköpfigen Zwergengruppen.

Fast für alle genannten Gruppen melanesischer Kleinwüchsiger wird berichtet, daß sie leidenschaftliche Raucher sind, Tabak auch anpflanzen, während berauschende Getränke für sie viel weniger bedeuten. Also die gleiche wahrscheinlich physiologisch begründete Besonderheit wie bei den südasiatischen Zwergenvölkchen!

i) Die afrikanischen Kongozwerge

Auf der Suche nach weiteren zwergengroßen Völkern betreten wir zum ersten Mal auch den afrikanischen Kontinent. Die zentralafrikanischen Zwerge sind besonders berühmt, auch ausgezeichnet erforscht, und stellen eine wohlerhaltene, zumindestens nach Zehntausenden zählende Rasse dar.

Der Urwald ist in Afrika auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt, das durch die Tätigkeit der negerischen Pflanzervölker immer weiter zusammenbröckelte (Passarge 1933). Vielleicht haben die eigentlichen Neger als wesensmäßige Steppenvölker den Urwald überhaupt erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit und vielfach unter äußerem Zwang betreten. Jedenfalls gehörte er und gehört er in gewisser Weise auch heute noch mehr dem Zwerg als dem Neger. Man kann in gewissen Gebieten von jedem Negerdorf aus auch Pygmäenhorden erreichen. Die Zwerge sind die auf Jagd und Sammeln spezialisierten Waldnutzer Afrikas. Schon ihre helle Körperfarbe und ihre Scheu vor allzuviel Sonne läßt sie als Urwaldrasse erkennen.

Die afrikanischen Zwerge sind sehr kleinwüchsig (145—150 Zentimeter im Durchschnitt). Einzig für sie haben wir auch Nachrichten, welche erkennen lassen, was Kleinwuchs für die körperliche Kraftentfaltung bedeutet: Zwei Pygmäen können z. B. nur mit Mühe die Last eines Negerträgers schleppen (Schebesta 1937). Daß solche Schwäche das ganze Kulturgehabe beeinflußt und z. B. sehr wohl dazu führen kann, daß dem Bogen anstelle von Keule oder Lanze der Vorzug gegeben wird, ist klar.

Viele afrikanische Zwergengruppen dürften aber verhältnismäßig großköpfig sein. So bleibt das Gehirn der von Czekanowsky gemessenen Gruppen kaum stärker hinter dem ihrer Negernachbarn zurück, als es ihrer sehr geringen Körpergröße entspricht. Natürlich sind aber an sich auch die Neger verhältnismäßig kleinköpfig! Das kulturbiologische Leistungsbild der Kongozwerge entspricht durchaus dieser nicht ganz kleinen Gehirngröße.

Obwohl Kongozwerge und Neger Dunkelhäutigkeit und krauses Haar gemeinsam haben, stehen sie doch nicht im gleichen Verhältnis zueinander wie kleiner- und größerwüchsige Melanesier. Insbesonders die Gesichtszüge der Afrikazwerge tragen einen ganz eigenen Rassenausdruck von bösartiger Plumpheit der Züge. Sie sehen wirklich wie die Zwerge der Sage, wie unheimliche Gnomen aus und sind wohl die stilmäßig häßlichste Menschenrasse. Es paßt physiognomisch sehr gut zu ihrem Aussehen, daß ungewöhnliche cholerische Erregbarkeit ihre auffälligste seelische Eigentümlichkeit ist (Schebesta 1936). Ihrem aufgeregten, streitsüchtigen und zornwütigem Gehaben gegenüber sind die südasiatischen Negritos scheu, still oder harmlos-freundlich. Der seelische Abstand zwischen Weißen und Kongozwergen ist ungleich größer als zwischen Weißen und Negern.

Die Pygmäen leben unglaublich sorglos und unstet in den Tag hinein. Ihr Leben ist hart, entbehrungsvoll, unsagbar ärmlich. Es gibt keine Geheimnisse, alles wird öffentlich ausgetragen. Bei Spiel und Tanz entpuppt sich der Pygmäe als leidenschaftlich unbeherrschter, temperamentvoller Mensch. Seltene Naivität, darum höchst wankelmütig und unzuverlässig. Zur Verstellung unfähig, für Innerlichkeit scheinen sie wenig Sinn zu haben. Würden sich jedem Erziehungsversuch

durch die Flucht entziehen. Wutanfälle wegen Kleinigkeiten führen bis zum Totschlag (Schebesta).

Der erfahrenste Pygmäenforscher Schebesta hat uns, wie die soeben gegebenen Auszüge zeigen, ein höchst plastisches, ja drastisches Charakterbild der Kongozwerge gezeigt, in dem bei nicht geringer Intelligenz infantile Züge, der Mangel an psychischen Hemmungen und eine besonders cholerische Temperamentsart am meisten hervorstechen.

Wie steht es nun um die Kulturleistung? Der allgemeine Kulturzustand erinnert, obwohl wir den indischen Ozean übersprungen haben, außerordentlich an den der südasiatischen Wildbeuterzwerge. Neben Jagd und Sammeln hat Tanz und manchmal vortrefflich polyphone Singkunst ein hervorstechendes Interesse.

Vom Neger begehrt man vor allem Eisen und Bananen. Das Verlangen nach diesen beiden Gaben ist so stark, daß es für den politisch geschickten Neger ein Mittel zur Versklavung der Zwerge wird. Heute werden alle Zwergengruppen in einem Hörigkeitsverhältnis zu bestimmten Negerherren angetroffen — ein Zug, den wir in dieser Weise von keiner der südasiatischen Zwergengruppen kennen. Die Zwerge haben Jägerdienste zu leisten, bleiben aber außerhalb der Negerdörfer lagernde, frei ziehende Völkchen.

Versuche, selbst Pflanzungen anzulegen, wurden bemerkenswerterweise selten gemacht. Schebesta gelang es, Horden, die er selbst monatelang mit Bananen gefüttert hatte, um sie studieren zu können, zu solchen Versuchen zu bewegen. Als er nach einigen Jahren wieder kam, saß die Gesellschaft noch ratlos auf den Trümmern des verfallenden Unternehmens. Die bescheidene Stetigkeit und Überlegtheit der pflanzerischen Lebensführung geht auch bei gutem Willen über den Horizont der Zwerge. Auch in politischer Hinsicht sieht man die gar nicht so selten auftretenden Ansätze zu etwas höheren Zusammenschlüssen wieder zusammenstürzen, weil begabte Führernaturen wohl gelegentlich, aber nicht genügend stetig auftreten. Der heutige Zustand fordert die Meinung heraus, daß der Pygmäe negerische Führung brauchen würde, um Pflanzer zu werden — so ähnlich wie der Neger europäische Führung nötig hat, um eine Hochkultur ausfüllen zu können.

In anderer Hinsicht ist das Adoptionsdefizit aber bemerkenswert klein, wenngleich die Zwergenkultur überall nur einen verkümmerten und eingeengten Abklatsch der Negerkultur darstellt. Viele Handfertigkeiten vermögen die Pygmäen wohl auszuüben, ja werden dadurch den Negern nützlich, machen aber selbst keinen Gebrauch davon. Es ist das ein interessantes Beispiel dafür, daß nicht immer die Fähigkeit, sondern oft auch die Neigung für Adoptionen maßgebend ist. Auffallend ist, wie rasch die Zwerge religiösen und sozialen Brauch der Neger übernommen haben. So geht der „Monotheismus“ der Pygmäen wohl sicher auf die Neger zurück. Daß darin urzeitliches Glaubensgut erhalten sein sollte, ist schon deshalb schwer denkbar, weil die Religion der Zwerge ungemein flüchtig, von

Stimmung und Intelligenz abhängig ist und wenig durch feste Lehren und Institutionen gestützt wird.

Pygmäen sprechen immer eine Negersprache (vgl. S. 100). die aber keineswegs immer die Sprache der ihnen heute am meisten benachbarten Neger ist.

Die Zwerge ahmen das Bündewesen. die Beschneidung. die Divinationsformen. die Trankopfer. die Blutsbrüderschaft der Neger nach — man vergleiche damit das Fehlen sozialer und geistiger Malaiengüter bei den Negritos der Philippinen (Vanoberbergh). Will man nicht wahrhaben. daß die Negritos weniger adoptions**fähig** sind. dann muß man wenigstens erkennen. daß sie weniger aufgenommen haben. weil ihnen ihre Nachbarn **rassisch viel ferner** stehen als die Neger den Pygmäen.

Die größere Gestaltungshöhe und die objektive Überlegenheit liegt natürlich fast allgemein auf Seiten der Neger. Interessant ist aber die subjektive Einstellung der Pygmäen zu ihrer uns so armselig und beschwerlich erscheinenden Lebenshaltung. Viele Forscher. und darunter auch unser Hauptgewährsmann Schebesta, neigen dazu. den Stillstand der Zwergenkultur mit der optimalen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse zu erklären. Warum sind die Zwerge dann aber so begierig nach Eisen und nach Bananen. also nach grundlegendsten Gütern der Ernährung und der zum Nahrungserwerb dienenden Geräte? Warum lassen sich Pygmäenfrauen so gerne in ein Negerdorf heiraten wie ein europäisches Ladenmädel in eine Fabrikantenvilla?

Die Pygmäen empfinden vielleicht nicht zu bitter. was sie nicht haben. aber sie möchten wohl genug gerne sicherer. bequemer und satter leben. wenn sie es fertig brächten.

k) Die Buschleute Südafrikas

In Südafrika überlebt die „khoisanide“ Rassengruppe, von den Negern durch Hellhäutigkeit, gerade Zahnstellung, eigentümlich geschlitzte Augenbildung, starke Jochbogen. Hottentottenschürze, Fettsteiß u. a. m. unterschieden. Es gehören ihr die Hottentotten und die Buschleute an. Ein Teil der Buschmanngruppen ist zwergwüchsig.

Wir dürfen L. Schultze folgen. der das umstrittene Verhältnis der beiden Völkergruppen zueinander dahin aufgeklärt hat. daß es sich um die gleiche Rasse handelt. Maßgebend ist für die landläufige Unterscheidung von Hottentotten und Buschleuten ein altes Adoptionsdefizit. Buschleute heißen jene Teile der Khoisaniden. welche die Viehzucht und damit auch eine entwickeltere Sozialform nicht angenommen haben.

Daß neben größerwüchsigen Buschmanngruppen. deren Vorkommen Lebzelter erst nachgewiesen hat. gerade alle zwerghaften Khoisanidengruppen keine Hottentotten. also keine Rinderzüchter sind. erklärt sich nicht durch die Verkümmerung im härteren Jägerleben. und erklärt sich

auch nicht dadurch, daß der Wuchs der Hottentotten durch hamitische Rassenelemente erhöht wäre, sondern ist wohl am natürlichsten auf die Unfähigkeit der Zwerge, sich in die Viehzüchterkultur einzuleben, zurückzuführen.

Der Fall der Khoisanidenzwerge ist allen anderen besprochenen Fällen gegenüber dadurch ausgezeichnet, daß es sich nicht um ein Ausweichen vor einer Bodenbaukultur, sondern um ein Ausweichen vor einer Viehzüchterkultur handelt. Die große Rassenähnlichkeit zu den benachbarten und bunt mit den Buschmanngruppen gemischt lebenden Hottentottengruppen hin hat ihre Parallele im Verhältnis zwischen Zwerg- und Höherwüchsigen in Melanesien.

Besondere Kleinköpfigkeit findet man nur bei einem Teil der Buschmanngruppen (Ried, Schultze, Shrubsall).

Wenn die Polareskimo jene Wildbeuterrasse sind, die für ihre zähe und findige Anpassung an eine feindliche Umwelt am meisten bewundert wurde, so kommen die Buschleute in dieser Hinsicht gleich in zweiter Linie. In körperlicher wie in kultureller Beziehung gelten sie als eine besonders hochspezialisierte Steppenrasse (Fritsch, Passarge, Pöch u. a., vgl. Literatur bei Immenroth).

Kurzer Rumpf und lange Beine machen den Buschmann im Gegensatz zum Urwaldzwerg zum geborenen Schnelläufer. Die Buschmannhaut dürfte physiologisch besonders gut an trockene Hitze angepaßt sein.

Kulturell sind die Buschleute den Pygmäen ohne Zweifel überlegen. Stein, und neuerdings Eisen, sind in allgemeinem Gebrauch, während sich die Pygmäen auch dort, wo es Steine gibt, mit Holzgeräten begnügen. Die Buschmannpfeile mit abnehmbaren Spitzen sind die technisch höchststehenden Pfeile ganz Afrikas. Das Giftarsenal der Buschleute ist erstaunlich reichhaltig, groß ist die Mannigfaltigkeit ihrer Tierfallen — Schwippgalgen, Schlingen-, Kasten-, Gruben-, Galgenfallen kommen vor. Die Tiere werden durch kilometerlange Hürden oder Steinwälle zu Abstürzen hingetrieben. Die berühmten Buschmann-Felsmalereien mit ihrer vielfältigen, naturgetreuen und sich bis zur Kompliziertheit vielpersoniger „Historienbilder" steigernden Darstellungskunst haben kaum die heutigen Buschleute zu Urhebern. Daß aber die Künstler hellhäutige südafrikanische Khoisanide von buschmannhafter Lebensweise gewesen sind, läßt sich wohl nicht bezweifeln (Immenroth 1933).

Die Überlegenheit der Buschmannkultur ist um so erstaunlicher, als nur die versprengten und zurückgedrängten Buschmanngruppen, welche der systematischen Ausrottung im 18. Jahrhundert entgingen, wissenschaftlich näher bekannt geworden sind, während man annähernd ungestörtes Pygmäenleben im Urwald noch heute beobachten kann.

Khoisanide waren bis ins 17. Jahrhundert die einzigen Bewohner Südafrikas. Dann kamen von Süden die Europäer und von Norden annähernd gleichzeitig die kriegerischen und herrschaftdurstigen südlichen Bantuneger. In dieser Zange wurden die organisationslosen Buschleute großenteils zerquetscht. Ihre Racheakte und Räubereien wurden mit schonungslosen Ausrottungszügen beantwortet.

Es gibt allerdings keine Nachrichten, die auf eine höhere Kultur der Buschleute zur Zeit der Entdeckung schließen lassen. Sie führten damals schon das gleiche zerstreute Wildbeuterleben wie heute. Größere politische Zusammenschlüsse in älteren Zeiten wurden von mehreren Forschern vermutet, sind aber nicht wahrscheinlich. Man darf auch nicht vergessen, daß alle Gruppen, die überhaupt kultur- und zusammenschlußfreudiger waren, fast mit Notwendigkeit das kulturelle Gesicht von Hottentottenstämmen annehmen mußten. Die Hottentotten sind ja weniger ein einheitliches Volkstum als die kulturell fortschrittliche Schicht unter den Khoisaniden. (Bezeichnend für diese kulturelle Ausleseschicht mag sein, daß sie auch dem Europäer gegenüber besonders kulturfreudig war, kulturfreudiger als die meisten Negerstämme. Nach Dtsch. Koloniallexikon.)

Zähigkeit und Findigkeit, die beiden am meisten bewunderten Fähigkeiten der Buschmannrasse, sind durch den Rückzug in die Kalaharisteppe auf der anderen Seite sicher gesteigert worden. Man mag gegen die Annahme von Auslesewirkungen noch so skeptisch sein und wird doch nicht leugnen, daß die Rasse härter und geschickter wird, wenn jedes schwache Kind und jeder ungeschickte Jäger ständig dem Tode ausgesetzt ist.

Wo es sich nicht um Jagd handelt ist der Buschmann ebenso wie der Pygmäe ein affektlabiles „unglückliches Kind des Augenblickes" (Fritsch). Die cholerische und zänkische Erregbarkeit des letzteren dürfte dem Buschmann aber fehlen — auch der physiognomische Eindruck entspricht diesen Angaben —, und innerhalb der Buschmannhorden herrscht, im Gegensatz zum ständigen Familienhader der Urwaldzwerge, im allgemeinen Friede.

Die Viehräubereien der Buschleute nahmen solchen Umfang an, daß es sich einmal um 11 000 Schafe und 256 Ochsen handelte. Zum eigentlichen Hirtentum, wie es die Indianer mehrfach leicht erwarben, scheint es aber nicht gekommen zu sein.

„Alle Versuche, den Buschmann zur Seßhaftigkeit und zu einer geregelten Arbeit, zum Ackerbau oder zur Viehzucht zu bringen, scheiterten an seiner angeborenen Anlage zum schweifenden Leben, nicht nur wegen Verkehrtheit der verwendeten Methoden" (Immenroth 1933).

Eine Ausnahme macht nur der Tabak. Diesen baut der Buschmann öfters selbst an, während er es verschmäht, sich seinen Lebensunterhalt durch Knollenfrüchte- oder Hirsebau zu sichern! Tabak wurde auch schon bei der ersten Begegnung bei Eingeborenen des Innern gefunden, die noch keine Europäer gesehen hatten. Hirsebier hingegen ist für den Buschmann wenig bedeutsam und wird nicht selbst hergestellt. Also neuerlich der schon oft beobachtete Adoptionsvorsprung des Tabakes vor dem Alkohol!

Wir sehen also: im Gesamtrahmen der Khoisaniden sind ebenso wie in Melanesien vorzüglich die zwergwüchsigen Gruppen bei der älteren

und ärmlicheren Lebenshaltung verblieben. Das kann kaum historisch-zufällig sein, da es sich um sehr viele Einzelgruppen und um ein sehr weites Gebiet handelt, in dem Hottentotten und Buschleute bunt gemengt wohnen bzw. wohnten. Unter allen von uns behandelten Wildbeuterzwergen stehen die Buschleute im ganzen wohl an der Spitze der Leistung, zeigen aber die gleiche „amorphe“ Kulturform und die anderen typischen Verhaltensweisen wie alle diese Zwergrassen.

III. Schlußsätze über die Kulturleistung altertümlicher Splitterrassen

Wie klar die Ergebnisse dieses Kapitels sind, wird am besten hervortreten, wenn wir kürzeste Schlußthesen zu formen suchen:

1. Alle bis in die Gegenwart verbliebenen Wildbeutervölker der alten Welt sind — z. T. sicher, z. T. wahrscheinlich — auch rassengeschichtlich altertümlich.

2. Alle Rassen mit sehr geringer Gehirngröße stehen auch ihren kulturellen Leistungen nach hinter der übrigen Menschheit zurück.

3. Alle Rassen mit sehr geringer Körpergröße (Zwergrassen) erscheinen ebenfalls gegenüber ihren höherwüchsigen Rassengenossen leistungsmäßig im Nachteil.

Es darf dabei nicht allein an die seelische Beschaffenheit gedacht werden. Auch die geringe Körperkraft muß sich kulturell, wie gezeigt, vielfach auswirken.

4. Alle altweltlichen Wildbeuterrassen zeigen ein Charakterbild, das durch geringen Gestaltungsgrad der Auffassungs- und Willensvorgänge, durch Affektlabilität und Hemmungsmangel den Vergleich mit der kindlichen Beschaffenheit herausfordert. Ihre Jagdbetätigung ist aber zumeist überlegt und stetig, wie ja auch beim Raubtier oder beim ins Spiel vertieften Kind.

5. Die Schulfähigkeit ist entweder auch im Vergleich zu anderen Naturvölkern gering oder eine europäische Schulung ist wegen allzu großer Unstetigkeit überhaupt unmöglich.

Man darf aber über die Schulfähigkeit von Naturvolkkindern im ganzen nicht zu gering denken. Die Anforderungen der europäischen Volksschule sind nicht so hohe, daß andersrassige Kinder darin durchweg versagen müßten.

6. Die natürlichen Lebensleistungen machen Intelligenzunterschiede auch innerhalb der hier besprochenen Rassensplittergruppen wahrscheinlich.

Andamaner, Kongozwerge, Sakai und Buschleute stehen günstig, die Philippinennegrito und Wedda vergleichsweise ungünstig da.

7. Unterschiede des Charakters und Gefühlsverlaufes lassen sich zwischen australid-weddahaften und negerhaften Rassensplittern, zwischen

Buschleuten und Kongozwergen, zwischen Kongozwergen und südasiatischen Zwergen vermuten.

Die Australiden könnten mehr Augen-, die Negriden mehr Ohrenmenschen sein.

8. Keine der untersuchten Gruppen ist aus geographischer Notwendigkeit beim Wildbeuter bzw. niedrigen Feldbeuterleben geblieben.

9. Keiner der untersuchten Gruppen fehlt es an Anregung zu höherer Kultur. In der Regel ist das Adoptionsdefizit sogar unverständlich groß.

10. Allen untersuchten Wildbeuterrassen liegt das unstete Jägerleben so sehr „im Blute", daß ihnen eine Umkehr auch bei offensichtlichen Vorteilen und offensichtlicher Notwendigkeit sehr schwer fällt.

11. Die Verhältnisse verlangten niemals einen plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit, sondern gaben freien Raum für allmähliches Umlernen.

12. Darum ist auch der Schluß unerlaubt, alle überlebenden Altrassensplitter wären etwa deshalb Wildbeuter, weil sie nur als Wildbeuter- und Kulturflüchtlinge überleben konnten.

Wie besprochen, trifft das in manchen Fällen tatsächlich zu. Aber die Weddas hätten Kulturvölker, die Kongozwerge und alle südasiatischen Zwerge hätten Bananenzüchter, die Buschleute hätten Viehzüchter werden können, die melanesischen Zwerge könnten die reichsten Papuakulturen entfalten ohne in ihrer Erhaltung dadurch bedroht zu sein. Das Gegenteil, ein besonderer zahlenmäßiges Anwachsen nach gelungener höherer Kultivierung ist eher zu erwarten!

13. Nicht quantitative Intelligenzunterschiede, sondern qualitative Neigungsunterschiede sind für die Kulturbilanz der Rassen die naheliegendsten und bedeutendsten.

14. Der gewaltige Adoptionsvorsprung des Tabakes vor dem Alkohol läßt an physiologische Besonderheiten der Rassenzwerge denken.

15. Daß eine Reihe nach besonderer moralischer Reinheit aussehender Charakter- und Kulturzüge, die in Wirklichkeit Ausfluß von Schwäche und Infantilismus sein dürften (Einehe, Offenheit, Eingottglaube usw., vgl. S. 98) so vielen Zwergvölkchen gemeinsam ist, kann ebenfalls nur rassenpsychologisch erklärt werden.

Überlegt man diese Schlußsätze, dann bedürfte es wohl schon recht gewaltsamer Konstruktionen, wollte man dem so natürlichen, naheliegenden und auch psychologisch wie allgemeinbiologisch wohl verständlichen Schluß entgehen, daß sich die überlebenden Altrassensplitter ebenso wie körperlich so auch seelisch wesentlich von den jüngeren Menschenrassen unterscheiden.

Schrifttum

Adam, Tassilo, 1928. Die Kubus, Die Waldmenschen Sumatras, Mitt. Anthr. Ges. Wien. — Basedow, H., 1925. The Australian Aboriginal. Adelaide. — Bean, B., 1913. Filipino Ears. Manila. — Beck, W., 1925. Das Individuum bei

den Australiern. Leipzig. — C a m p b e l l, T. D., 1937. Physical Anthrop. of the Aboriginals of Central Australia, Z. Ozeania. — C r o o k e, W., 1914. The stability of Caste and Tribal Group in India. Journ. Anthr. Instit. 44 London. — C z e k a n o w s k y, zit. S. 210. — D a v i d s o n, D. S., 1925, The Chronology of Australian Watercraft. I. Polynesian Soc. — D e r s., 1936, Aboriginal Australian Rock Carving and Painting, Oxford. — D a v i e s, H., 1931/32. Aboriginal Songs of Central and Southern Australia, Z. Ozeania. — E l k i n, A. P., 1937, Native Education, with Special Reference to the Australian Aboriginal, Z. Ozeania. — E i c k s t e d t, E. v., 1934, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, Stuttgart. — E y l m a n n, E., 1908, Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien, Berlin. — E x p e d i t i o n t o T o r r e s S t r a i t, 5 Bde, 1901—35, Cambridge. — F l o w e r, W. H., 1855. Additional Observations on the Osteology of the Andaman Islands, London. — F r y u. P u l l e i n e, 1931, The mentality of the Australian Aborigine, Austr. I. Experim. Biol. and Med. Science. — F ü h r e r - H a i m e n d o r f, Chr. v., 1932. Spuren polynesischer Besiedlung in Australien, Z. Anthropos. — D e r s., 1936, Zur Urgeschichte Australiens, Z. Anthropos. — G r a e b n e r, zit. S. 244. — G u s i n d e - L e b z e l t e r, zit. S. 308. — H a b e r l a n d t, A., 1923, Vorderindien. In: Buschan. Ill. Völkerkunde II, Stuttgart. — H e i n e - G e l d e r n, zit. S. 244. — H o w i t t, A. W., 1904, South-East Australia. London. — I m m e n r o t h. W., 1931, Kultur und Umwelt der Kleinwüchsigen in Afrika, Leipzig (Lit.). — I y e r, A n a n t a k r i s h n a, 1909. Cochin Tribes and Castes, Madras. — K e i t e r, zit. S. 308. — K i r s c h b a u m, Fr., 1927, Ein neuentdeckter Zwergstamm auf Neuguinea. Z. Anthropos. — K r o e b e r, A., zit. S. 245. — L o e b, zit. S. 245. — M a n, E. H., o. J., On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, London. — M a r t i n, R., 1905, Die Inlandstämme der malaiischen Halbinsel, Jena. — M c C o n n e l, Ursula, 1936, Totemic Hero-Cult in Cape-York Peninsula, Z. Ozeania. — M a c l a r e n, I., 1927. Ich und meine Wilden, Berlin. — M j ö b e r g, E., 1925, Beiträge zur Kenntnis der Eingeborenen von Nord-Queensland, Arch. f. Anthrop. — M ü l l e r, H. W., 1935. Die Kleinschädelformen Südasiens, Z. f. Rassenkunde (Lit.). — N o v a G u i n e a, zit. S. 245. — P ö c h, R., 1905/06. Bericht über meine Reise nach Neuguinea, Sitz.-Ber. d. Akademie Wien. — P o r t e u s, S. D., 1931. The Psychology of a Primitive People (Australier), London. — R a d c l i f f e - B r o w n, A. R., 1930. Social Organis. of the Austr. Tribes, Z. Ozeania. — R a w l i n g. C. G., 1913, The Land of the New Guinea Pygmies. London. — R e e d s, W. A., 1904, Negritos of Zambales, Ethn. Survey Public., Manila. — R i e d. H., 1925, Über Topnaarschädel. Z. Morphologie und Anthropol. — R i s l e y H., 1908, The Peoples of India, Calcutta. — R i v e r s, W. H. R., 1906, The Todas of the Nilgiri Hills, London. — R ü t i m e y e r, L., 1903, Die Nilgala-Weddas, Z. Globus. — S a p p e r, K., 1923, Die Tropen, Stuttgart. — S a r a s i n, F., 1892/93, Die Weddas von Ceylon, Wiesbaden. — D e r s. und P. S a r a s i n, 1905/06, Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes, Wiesbaden. — S c h e b e s t a, P., 1928, Orang-Utan, bei den Urwaldmenschen Malayas, Leipzig. — D e r s., 1932, Bambuti, die Zwerge vom Kongo, Leipzig. — D e r s., 1934, zit. S. 211. — D e r s., 1936, Der Urwald ruft wieder. — D e r s., 1937, Physiologische Beobachtungen an den Ituri-Pygmäen, Z. f. Rassenkunde. — D e r s. u. L e b z e l t e r, 1928, Anthr. Measurements on Semang and Sakai, Z. Anthropologie. Prag. — S c h m i d t, P. W., 1910. Die Stellung der Pygmäenvölker in der Geschichte der Menschheit, Stuttgart. — D e r s., 1926. zit. S. 245. S c h u l t z e, L., 1928, Zur Kenntnis des Körpers der Hottentotten und Buschmänner, Jena. — S e l i g m a n n. C. G., 1911. The Veddas, London. — S h r u b -

S a l l, F., 1898, A Study of A-Bantu Skulls and Cranias, J. Anthrop. Instit. London. — S k e a t and B l a g d e n, 1906, The Pagan Races of the Malay Peninsula, 2 Bde, London. — S p e i s e r, zit. S. 245. — S p e n c e r, B., 1914, Native Tribes of the Northern Territory of Australia, London. — S u l l i v a n, L. R., zit. S. 245. — T a u e r n, zit. S. 245. — T h o m s o n, 1933, The Hero Cult, Initiation and Totemism. on Cape York, J. Anthrop. Instit. London. — D e r s., 1934, The Dugong hunters of Cape York, J. Anthrop. Instit. London. — W a r n e r, Loyd, 1931, Malay Influence an the Aboriginal Culture of Northeastern Arnhemland, Z. Ozenia. — W i l l i a m s o n, R., 1912, The Mafulu Mountain People of British Newguinea, London. — W o l l a s t o n, A. F. R., 1912, Pygmies and Papuans (Tapiro), London. — W o r c e s t e r, zit. S. 245. — V a n o v e r b e r g h, M., 1925, Negritos of Northern Luzon, Z. Anthropos. — D e r s., 1929, Negritos of Northern Luzon again, Z. Anthropos.

C. Die Afrikaneger

Wenn wir uns nun gerade den afrikanischen Naturvölkern zuwenden, so sind dafür wieder G r ü n d e d e r B e w e i s f ü h r u n g maßgebend, die uns wichtiger sind als etwa eine Anordnung nach Erdgebieten oder nach systematischer Abhandlung aller Rassen. Die Neger sind nämlich wegen der gesamten Lage und Beschaffenheit ihres Erdteiles die in den N a t u r - e x p e r i m e n t e n d e r K u l t u r g e s c h i c h t e e r p r o b t e s t e N a t u r - v ö l k e r r a s s e. Der Untersuchungsstoff, den diese vielen kulturgeschichtlich bekannten Leistungsexperimente mit Negern darstellen, ist kaum geringer als z. B. das Material über die berühmte Vererbungsfliege Drosophila. Es kommt nun nur darauf an, das kulturbiologische Material über die Neger ebenso systematisch durchzuarbeiten, wie es Erbbiologen in ihren Versuchen tun, dann muß sich ebenso sichere rassenbiologische Erkenntnis daraus ergeben.

1. Allgemeine Bedingungen der Kultur

Die Neger Afrikas stellen, schon dem Altertum und dem Mittelalter bekannt, für den Europäer geradezu das Urbild einer inferioren Menschenrasse dar, der er sich überlegen fühlen durfte. Das ist nicht Zufall: Es handelt sich wie gesagt um die e u r o p a n ä c h s t e N a t u r v ö l k e r - r a s s e.

Negerafrika liegt den altorientalischen Hochkulturen nicht ferner als das nordalpine Europa. Das ist für die Kulturbiologie eine Tatsache von außerordentlicher verbreitungsdynamischer Tragweite.

Steppen und Ströme Afrikas sichern zudem gute Wegsamkeit und rasche Kulturwanderung. Trockenes Tropenklima ist dem subtropischen Trockenklima Südeuropas so ähnlich, daß altägyptische oder mesopotamische Kultur nach Afrika übertragen werden konnte, ohne fremde klimatische Voraussetzungen überwinden zu müssen. Wegsamkeit und Klima-

ähnlichkeit rücken Negerafrika sogar viel näher an den alten Orient heran als das nördliche Europa.

Die große Nähe Negerafrikas zum Orient und zu Europa tritt vor allem auch hervor, wenn man mit den anderen Naturvolkgebieten vergleicht. Der größte Teil der Südsee und erst recht die beiden Amerika liegen viel abgeschiedener.

Europanähe Afrikas — das ist die wichtigste Einsicht über die allgemeinen Bedingungen der negerischen Kulturgeschichte.

Charakteristisch für Afrika ist die Trockensteppe. In Amerika liegen die Steppengebiete nördlicher und südlicher als in Afrika, in den ozeanischen Tropen fehlen sie. Das Urwaldgebiet Afrikas ist auf einen verhältnismäßig kleinen Teil des Kontinentes beschränkt.

Die Offenheit der Landschaft macht zu einem guten Teile wett, daß Afrika ein riesiger ungegliederter Landklotz mit geringer Küstenentwicklung ist. Auch Gebirge, welche Völker scheiden und die Kulturverbreitung hemmen, spielen in Afrika eine kleinere Rolle als in den anderen Erdteilen.

Aufgeschlossen und weit ist Afrika. Man muß das umsomehr betonen, als es bis vor kurzem als „schwarzer Erdteil" gerade den umgekehrten Ruf der rätselhaften Verschlossenheit genoß. Dieser kam dadurch zustande, daß die küstenfahrenden Kolonisatoren mit der riesigen Landmasse nichts rechtes anzufangen wußten. Für Völker, die auf Wanderung zu Lande eingestellt sind, bietet Afrika verhältnismäßig geringe Hindernisse.

2. Rassenbiologische Verhältnisse

Will man die Kulturfähigkeit der eingeborenen Afrikaner beurteilen, dann ist zu bedenken, daß zumindest mit vier wesentlich verschiedenen Rassenstufen zu rechnen ist. Unbedingt zu unterscheiden sind:

1. Die hellhäutigen Afrikaner europäider Rasse, aber mit mehr oder weniger Negerbeiklängen (gelegentliches Kraushaar, Wulstlippen usw.) = vorwiegend die Nordafrikaner.

2. Dunkelhäutige Afrikaner, die neben Negermerkmalen vor allem in den Gesichtszügen mehr oder weniger europäid wirken = „Hamitentypus".

3. Dunkle, kraushaarige, wulstlippige Afrikaner mit sehr breiter Nase, starker Prognathie und sonstigen „primitiven Gesichtszügen" = die eigentlichen Neger.

4. Die afrikanischen Zwergrassen = Pygmäen und Buschleute.

Europäerähnliche Gesichtszüge, die sich offenbar in der Vererbung besser durchsetzen als europäische Farbmerkmale oder Haarform, sind in Afrika bei einzelnen Individuen oder ganzen Stämmen weitverbreitet anzutreffen. Das geht so weit, daß derjenige, der dem Neger keinerlei Kultur-

leistungen zuerkennen will, dort, wo eine Leistung besteht, meist auf das Vorkommen solcher europäider Gesichtszüge hinweisen kann.

Man muß sich aber darüber im klaren sein, daß zumindest alle Schwarzhäute doch echte Afrikaner sind und daß die künftige kulturgeschichtliche und politische Stellung Afrikas von allen afrikanisch gezüchteten Rassengruppen zusammen bestimmt werden wird. Darum darf man über die Frage, was der anthropologisch reine Neger leistet und nicht leistet, die weltgeschichtliche Wirklichkeit Afrikas nicht übersehen, in der nun einmal anthropologisch reine Negergruppen nicht allzuhäufig sind.

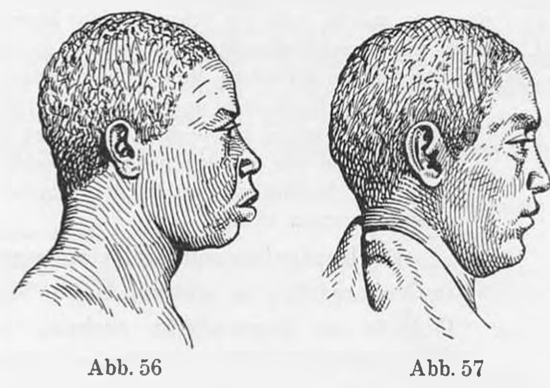


Abb. 56 Abb. 57

Abb. 56 und 57. Primitiver und etwas europäider Negertypus („Offizier und Offiziersbursche") aus dem Sudan. Aus Keiter.

Es gibt keinen reinen Negererdteil in dem Sinne, in dem es einen reinen Europäer- und Mongolenerdteil gibt. Nicht einmal in den Urwaldgebieten blieben die Neger ein geschlossener Block. Wir haben schon früher gesagt, daß es kaum ein Zufall sein kann, daß die Negerrasse sich kein geschlossenes Gebiet bewahrt hat. Würde den Negern nicht ihre unvergleichliche Tropenfestigkeit zugutekommen, dann wären sie wahrscheinlich überhaupt nur mehr kleine zersprengte Reste wie andere Altrassen. —

Sapper (1936) hat den Gegensatz der klimatischen Angepaßtheit der Neger und Tropenindianer sehr anschaulich gemacht. Die amerikanischen Hochkulturen haben sich in Höhenlagen von 3000 m und mehr entwickelt, während in Afrika die Hauptmasse der Neger nach Jäger unter 1000 m wohnt und über 2000 m schon ernsthafte Anpassungsschwierigkeiten auftreten. Tropische Tiefländer werden von den Negern besser vertragen als von Malaien, Melanesiern, Polynesiern und Indianern. Wie immer es also mit ihrer übrigen Anpassungsfähigkeit steht, in der Klimaanpassung verbringen sie eine Höchstleistung.

Neger sind in ungesundesten Tieflandslagen kräftig und lebhaft, also in Vitalität und Temperament nicht geschädigt.

Konstitutionelle und hormonale Besonderheiten der Afrikaneger sind wahrscheinlich. Gegenüber den meisten Südseevölkern ist der hohe Wuchs, die Schlankheit der Hüften und die Länge der Extremitäten bemerkenswert. Wichtig ist auch der geringe erscheinungsmäßige Unterschied der Geschlechter, der sowohl durch die Schmalhüftigkeit und Kurzhaarigkeit der Negerin wie durch die Bartarmut des Negers bedingt ist. Es sehen dabei eher die Negerinnen männlich als die Neger weibisch aus. Z. B. in Indonesien ist es umgekehrt!

Zu Maretts gewagter Theorie, nach der beim Neger der Hypophysenvorderlappen und die Nebennierenrinde besonders stark funktioniere, wodurch die Rasse im ganzen maskulin werde, paßt die Schwäche des Haar- und Knochenwuchses nicht gut. Rassen- und Geschlechtsunterschiede sind nicht ohne weiteres vergleichbar. Seelische Unterschiede zwischen Menschen von durchschnittlichem negerischen Körperbau und durchschnittlichem mongoliden oder indianischen Körperbau sind aber durchaus anzunehmen, und wir werden noch besprechen, daß auch im seelischen Verhalten der Neger manches als maskulin gedeutet werden kann.



Abb. 58. Negrische Wuchsform. Aus Keiter.

Die Kopfgröße und damit Gehirngröße schwankt in Negerafrika in weitem Maße. Wenn man alle Gebiete zu Negerafrika rechnet, in denen das Haar kraus, die Haut dunkel und der Nasenindex sehr hoch ist (etwa nach der Zusammenstellung Montandons), dann findet sich im allgemeinen ein Gehirngewicht bzw. eine LB-Summe, die deutlich unter der europäischen liegt. Neben Stämmen mit offenbar besonders geringem Gehirngewicht gibt es aber, was weniger beachtet zu werden pflegt, auch wichtige Negervölker, deren Kopfgröße sich durchaus nicht von der europäischen unterscheidet. Darunter sind vor allem die südafrikanischen Bantu (Kaffern, Betschuanen), die auch wegen ihrer Leistungen als ein „höherer Negertypus“ gelten (vgl. S. 149).

Das sehr umfangreiche Material zu diesen Fragen kann hier nicht dargeboten werden.

Auch nahe benachbarte Stämme sind von sehr ungleicher Kopfgröße, wie z. B. die Materialien Czekanowskys, Tremearnes, Keiths, Shrubsalls, Strucks, Weningers, Fülleborns ergeben. Genauere Untersuchungen über den Zusammenhang von Kopfgröße und Kulturleistung in Negerafrika müssen noch angestellt werden. In großen Zügen entsprechen die Verhältnisse jedenfalls der Erwartung. Die kulturell und rassisch primitivsten Negervölker haben auch das kleinste Gehirn.

3. Absoluter Reichtum

Wie reich an wesentlich verschiedenen Gütern sind Negerkulturen im Vergleich zu anderen Naturvölkerkulturen? Die Wiedergabe zählender Untersuchungen und der dazugehörigen Kritik erfordert viel Raum, darum wollen wir uns mit einem kleinen, aber lehrreichen Beispiel begnügen.

Tessmann sticht dadurch unter den Ethnographen hervor, daß er eigene Kenntnisse sowohl über Afrikaneger, wie über eine andere tropische Naturvölkerrasse, über Urwaldindianer besitzt, und daß er eine besonders systematische, unmittelbar auf Vergleich abgestellte Darstellung anstrebt. Die von ihm gegebenen Kulturbilder sind wahrscheinlich nicht so vollständig, wie überhaupt möglich, aber sie sind wenigstens doch in ähnlicher Weise unvollständig und besser vergleichbar als anderes ethnographisches Material aus verschiedenen Erdgebieten. Greift man in Tessmanns Schilderungen dreier Urwaldnegerstämme aus Kamerun und einer ausgewählten Anzahl tropischer Indianerstämme aus Peru und Ekuador jene Punkte heraus, die sich auf den Besitz an dinglichen Gütern, an Geräten beziehen, so erhält man folgende Gesamtsummen wesentlich verschiedener Güter:

Neger:		Indianer:	
Mbaka-Limba	91	Mayoruna	68
Mbum	120	Chiwaro	107
Lakka	113	Kokama	115
		Uitoto	95
		Chebero	115
		Tschayahuita	112

Abgesehen von den Mayoruna-Indianern, die deutlich einer viel kulturärmeren Schichte angehören, sind die *in ungefähr gleicher Lebenssituation stehenden Urwaldvölker Afrikas und Südamerikas im großen Umriß also offenbar mit etwa gleichvielen Gerätegütern versehen.*

	Drei Negerstämme:	Gemeinsam:	Drei Indianerstämme:
Tracht, Schmuck	Fell-Gesäßschurze Bastschurze *Sandalen* Stirnbänder *Metallringe* Ziernarben Pudern Brandnarben Zahnfeilen *Zahnbürste* *Rasiermesser* Haare in Mustern geschnitten Zöpfchen	Rindenstoffbinde Gürtel Lendentücher Halsketten Mützen Gewebte Arm- und Beinringe Ohrdurchbohrung Nasendurchbohrung Nasenflügeldurchbohrung Bemalung d. Körpers Seife eur. Kämme Stäbchenkämme	*Hemd eur.* *Hose eur.* *Jäckchen eur.* Federkronen Brustschmuck Kopfringe *Ohrringe eur.* Tätowierung Zahnschwärzen *Schere eur.* Lange Haartracht

	Drei Negerstämme:	Gemeinsam:	Drei Indianerstämme:
Hausrat	Kopfstützen	Pritschen Schlafmatten Schemel Herd = 3 Topfuntersätze Besen Kochtöpfe Mörser Reibsteine Stampfer Kalebassen Rührlöffel Gefäße Feuerquirlen Stein-Eisenfeuerzeug	Hängematten Moskitonetze Wieger Krüge eur. Räuchergestelle Sieb Reibe Holznäpfe m. Griff Fruchtschalenlöffel Muschelschalenlöffel
Jagd, Fischfang Ackerbau	Fangnetze Fangkörbe Wurfmesser Bogenfalle Schlagteller Spaten Hacke Sichel	Zugfallen Schlingen Schlagfallen Fallgruben Speer Bogen Fischspeer Fischgift Angel Reuse Fischkörbe Handnetze Axt Haumesser	Giftpfeile Blasrohr Gewehr Fischwehr Pflanzstock
Nahrung, Genuß	ca. 9 Hauptnährpflanzen (nur angebaut) Durrhabier	ca. 12 Zuckerrohrwein Maisbier Tabak Pfeifen Salz Capsicumpfeffer	ca. 12 (z. T. wild gesammelt) Plantenwein Maniokmassato Guielmiamassato Mauritiasaft Cabana Koka Kaapi Guayusa Zigarren Tabaksyrup
Schiffe		Kanu Ruder	Flöße

	Drei Negerstämme:	Gemeinsam:	Drei Indianerstämme:
Haustiere	Pferd	Hund	Schwein
	Rind	Huhn	
	Biene		
	Ziege		
	Schaf		
Techniken	Töpferscheibe	Töpfe	Spiralwulstarbeit
	Pfeifenköpfe	Rindenstoff	Siebflechterei
	Deißel	Bast	
	Pfriemen	Webstuhl	
	Topfblasebalg	Schnüre	
	Schlauchblasebalg	Spindel	
		Nadel	
	Messer	Mattenflechterei	
		Korbflechterei	
Kriegswaffen	Wurfmesser	Speer	Keule
	Schilde	Bogen	Gewehr eur.
		Köcher	
Musikinstrumente	Glocken	Felltrommeln	Panpfeife
	Signalhorn	Rasseln	
	Sansa	Signaltrommel	
	Bügelxylophon	Doppelfelltrommel	
	Stehtrommel	Längsflöten	
	Klanghölzer		
	Kinderklangspiel		
	Stabzither		
	Erdzither		
	Harfenzither		
	Harfe		
	Musikbogen		
	Pfeife		
	Mirliton		
Spiele	Kugelspiel	Puppen	Kautschukbälle
	Fernsprecherspiel	Stelzen	Maisblattbälle
		Kreisel	Federspiel
	Wurfringe aus Gras	Tauziehen	
	Steinspiel	Speerwerfen	
	Würfel	Schleuder	
	Holzkegel	Ringkampf	
	Glückspiel		
Insgesamt	66	86	59
	152 (Negerstämme + Gemeinsam)		145 (Gemeinsam + Indianerstämme)

Solche summarische Angaben können für sich allein aber höchst irreführend sein. Wir müssen darum auch zeigen, worum es sich handelt. Das soll in der Form geschehen, daß wir die drei Negerstämme zusammengreifen und ihnen drei Indianerstämme (Uitoto, Chebero, Tschayahuita) gegenüberstellen. Die Tabelle S. 131 ff. zählt die Güter auf, die Negern und Indianern gemeinsam sind, und die jeweils nur den einen oder den anderen zugehören.

Da sieht man zunächst, daß von den insgesamt 152 Neger- und 149 Indianergütern nicht weniger als 86 den beiden durch den halben Erdumfang getrennten Naturvölkergruppen gemeinsam sind: ein gutes Beispiel dafür, wieweit die Kultur verschiedener Menschengruppen durch die ähnliche Artveranlagung des homo sapiens und durch die ähnlichen Notwendigkeiten des Erdenlebens auch bei ganz verschiedener Rasse und Kulturgeschichte in gleiche Bahnen getrieben wird.

Die Aufstellung enthüllt aber auch rassenpsychologisch bedeutsame Verhältnisse des Relativen Reichtums. Die Indianer übertreffen die Neger fast nur in einem Punkte: in der Anzahl der Reiz- und Rauschmittel. Wir werden später sehen, daß sich darin ein gemeinindianisches Kulturmerkmal enthüllt (vgl. S. 279 ff.). Die Neger wieder stechen am allermeisten durch die ungewöhnlich reiche Ausstattung mit verschiedenen Musikinstrumenten hervor, was rassenseelisch nicht weniger aufschlußreich ist.

Auch ein anschauliches Beispiel für zählenden Vollkommenheitsvergleich kann unsere knappe Aufstellung abgeben. Jene Güter, die in der einen Gruppe wesentlich vollkommener erscheinen als ihre Entsprechungen in der anderen Gruppe, werden gesperrt gedruckt. Die Vollkommenheit wird objektiv nach der Gestaltungshöhe (nach Kompliziertheit und Wirkungsgrad) und subjektiv danach beurteilt, welches der beiden Güter wohl vorgezogen würde, wenn sie beide gleichartig angeboten würden.

Die Indianer unserer Beispiele haben schon mehr europäisches Zivilisationsgut, während die Neger vor allem durch den alten und volkstümlichen Metallgebrauch überlegen erscheinen. Im ganzen sind 25 Neger- gegen nur 14 Indianergüter als überlegen bezeichnet. Außer Metallherstellung und -verwendung finden sich bei den Urwaldnegern mehr Haustiere, vollkommenerer Pflanzenbau, die Töpferscheibe, entwickeltere Musikinstrumente und Spiele (Steinspiel, Glücksspiel). Die Indianer haben als überlegenes Eigengut Kautschukbälle, Panpfeifen, Moskitonetze, Zigarren, Koka, Blasrohre und Pfeilgift.

Man darf wohl sagen: Urwaldneger- wie Urwaldindianerkulturen sind beide wie schwacher Widerschein der jeweils nächstgelegenen Hochkulturen Südeuropas bzw. des Andengebietes. Die Neger sind den Indianern in gleichem Maße überlegen, wie die südeuropäiden Hochkulturen, die nach Afrika ausstrahlten, den andinen Hochkulturen überlegen waren.

4. Das Adoptionsdefizit

Afrika ist mit Hochkultureinflüssen in einem großen Teil seines Innern und an allen seinen Küsten seit Jahrtausenden so sehr geradezu bombardiert worden, daß ein Studium des Adoptionsdefizits, der ausgebliebenen Übernahme besonders nahe liegt.

Adoptionsdefizit bedeutet natürlich nicht Trägheit an sich, sondern weist nur auf irgendeine dem betreffenden Gute abträgliche Eigenart des Volkes hin. So

bestand z. B. in Europa bis in die Weltkriegszeit ein sehr gesundes Adoptionsdefizit für allzu primitive Kunstwerke. Adoptionsdefizit kann durchaus auch positiv zu bewerten sein.

Neger im weitesten Sinne der Schwarzhäutigkeit, im engeren Sinne „primitiver“ und im engsten Sinne „primitivster“ Gesichtszüge, Gehirngröße usw., müssen natürlich auch bei Betrachtungen der Adoptionsverhältnisse auseinandergehalten werden.

Technische Güter. Die in Afrika weit verbreitete Eisengewinnung und Eisenbearbeitung sticht gegenüber dem übrigen Stand der Negertechnik so bemerkenswert hervor, daß v. Luschan und in seiner Nachfolge Klusemann geradezu erwogen haben, ob nicht die Erfindung selbst auf Neger zurückgehe. Foy hat das wohl mit Recht zurückgewiesen. Bestehen bleibt aber, daß die Neger die Eisentechnik frühe adoptiert haben und daß die alteuropäischen Methoden der Eisentechnik die negerischen lange Zeit kaum übertroffen haben dürften. Es darf freilich auch nicht übersehen werden, daß es innerhalb Negerafrikas noch bis in nicht weit zurückliegende Zeiten auch eisenlose, in Steinzeit lebende Stämme gab.

Im Sinne der Lehre von den einfachen Maschinen wurde Eisen in Negerafrika nur als Keil (als Schneide) verwendet, nicht als Hebel, Schraube, Walze. Die technischen Möglichkeiten des Eisens werden also nur im geringsten Maße ausgebeutet.

Eine ganze Reihe höherer anderer Techniken, welche die Neger ebensogut wie das Eisen von den Ägyptern hätten lernen können, wurde von ihnen nicht übernommen. Der Pflug als das Kerngerät höheren Ackerbaues blieb bemerkenswerter Weise in Nordafrika stecken. Er hat nicht einmal die Steppen, geschweige denn den Urwald Negerafrikas erobert.

Pflugwirtschaft ist müheloser, aber auch extensiver als der mit der Hand betriebene Hack- oder Grabstockbau, der sich mehr der Gartenwirtschaft annähert. Vor allem ist die auf Pflege, Jäten und Behäufelung aufzuwendende Mühe schon beim durchschnittlichen Hackbau ebenso groß, wie nur bei intensivstem mitteleuropäischen Feldbau (z. B. Zuckerrübenbau). In gewisser Hinsicht ist der Pflugbau daher ein Rückschritt in der Bodennutzung, der erst bei modernsten Konstruktionen und intensiver Düngung wieder aufgeholt wird.

Diese wirtschaftlichen Grundlagen stellt Berner (1925) sehr klar heraus, vermag aber mit dem von ihm für das Ausbleiben der Pflugwirtschaft in Negerafrika angegebenen Ursachen nicht recht zu überzeugen. Wo nicht ausgesprochener Gartenbau herrscht, ist auch der Hackbau insoferne extensiv, als die Felder alle paar Jahre gewechselt werden müssen, sodaß kaum mehr als 10 Menschen auf dem Quadratkilometer ernährt werden können. Wenn wegen des üppigen tropischen Unkrautes nicht größere Äcker angelegt werden, als bejätet werden können, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht wenigstens die Arbeit der Bodenauflockerung durch ein höherstehenderes Gerät erleichtert werden sollte. Wenn sich ein Teil der angebauten Körnerfrüchte (Mais) für die mit dem Pflugbau verbundene breitwürfige Saat nicht eignet, so gibt es doch genug afrikanische Getreidesorten, für welche dieser Einwand nicht zutrifft und könnten Hilfseinrichtungen dieser

Schwierigkeit Herr werden. Schon die Tatsache, daß es in Südrhodesia nach Spannaus (1937) um 1910 nur 2794, 1930 aber 50189 Stück Eingeborenenpflüge gab, zeigt, wie gut der Pflug in Afrika technisch brauchbar ist.

Ein wichtiger Grund für das Steckenbleiben der Pflugwirtschaft ist aus der Nähe gesehen die damit verbundene soziale Umwälzung. Der Negermann ist gewohnt, schwere Arbeit, Jagd und Krieg auf sich zu nehmen, der Frau aber den größten Teil der Feldarbeit zu überlassen. Das müßte sich bei Pflugbetrieb ändern (H. Thurnwald 1936). Natürlich gehen aber unter dem Zwange starken Wirtschaftsstrebens noch viel schwerwiegendere soziale Umwälzungen vor sich als diese; das moderne Europa und auch das moderne Afrika im Übergang sind Zeugen dafür.

Das Adoptionsdefizit für Pflugwirtschaft in Negerafrika ist daher wohl nicht wirtschaftlich gerechtfertigt, sondern eher eine in Wachstumsformung und Veranlagung der Menschen begründete „Rückständigkeit“, eine Folge kulturmechanisch trägen Reagierens.

Ebenso wie der Pflug ist der ganze Komplex der „Höheren Drehbewegung“ (Wagen, Rad, Töpferscheibe) vor Erreichung Negerafrikas fast ganz stecken geblieben (vgl. Feldhaus, Pfeiffer, Horwitz). Alle diese zentralen Mittel höherer Technik wurden den Negern seit der Pharaonen- und Römerzeit fast unablässig und in ganz verschiedenen historischen Zusammenhängen zur Übernahme angeboten.

Leichenwagen auf groben Holzscheiben verwenden die Loango-Küstenneger zur Bestattung ihrer Fürsten (Pechuel-Loesche). Portugieseneinfluß?

Abgesehen davon, daß z. B. in Uganda die Hamiten ihre Negeruntertanen zu großartigen Straßenbauten zwangen (Goldenweiser), ist die verkehrsmäßige Aufschließung besonders schlecht und der Rücken des Trägers trotz der Wagen der alten Ägypter und trotz der Kamele der Saharanomaden das einzige einheimische Transportmittel Negerafrikas geblieben. Man halte die großartigen Straßenbauten und den geregelten Post- und Stafettendienst der peruanischen Inkas neben die bloßen Trägerwege afrikanischer Fürsten: dann hat man darin den ganzen Unterschied zwischen leidenschaftlich organisierendem und gestaltenden und zwischen bloß Tribut und Herrschaft heischenden Despotieen.

Großer Steinbau, wie er für alle alten orientalischen und Mittelmeerkulturen so sehr wichtig ist, ist von nördlichen Völkern durch den Sudan und an manchen Stellen z. B. in Yoruba bis an die afrikanische Westküste herangetragen worden. Die Neger selbst haben das Beispiel u. W. nicht und nirgends aufgenommen.

So wie der Hausbau zeigt auch der Bau von Wasserhäusern, von Schiffen in Negerafrika ein recht starkes Adoptionsdefizit. Ströme, Küsten und Seen hätten reichlichen Bedarf danach erwecken können. Auf dem Kongo hat Stanley allerdings Kanus angetroffen, die 70 Menschen gefaßt haben sollen. Am Viktoriasee wurden von Negern arabische „Daus“

(ungefähr unseren Kuttern oder Ewern zu vergleichen) nachgebaut (Cunningham).

Die raffinierte Liebeskunst und der raffinierte Speisezettel der arabisch beeinflußten nordafrikanischen Welt dringt nicht leicht ins eigentliche Negerafrika vor (A. Haberlandt 1922).

Die vollständigere Bekleidung höherer Kulturen, also gerade ein den Klimaanforderungen zuwiderlaufendes „technisches Gerät" wird von Negern in der Regel schnell, der dichteren Berührung schon vorauseilend adoptiert. „Gib einem Neger einen abgetragenen fersenlosen Strumpf, so wird er dir voll Freude dafür danken, während sein anderes Bein barfuß bleibt" (Bryk 1928). Es ist dies keineswegs die allgemeine Einstellung aller Naturvölker. Indianer, aber auch Papuas widersetzen sich der Bekleidung mit allen Mitteln, ziehen sie auch Festtags wieder aus, wenn sie ihnen wochentags zur Arbeit unentbehrlich geworden ist.

Es fehlt im Negerleben nicht an Techniken und Leistungen, die zähen, ja unvorstellbar zähen Fleiß verlangen. Alles was ein hohes Maß an vernünftiger und stetiger Überlegung und planvoller Zusammenarbeit erfordert, ist in reinen Negergebieten aber fast immer verkümmert. Die Neger hatten wegen ihrer nahen Verbindung zur Technikerrasse der Europäiden genug und immer wieder Gelegenheit, derartige Leistungen zu sehen und zu lernen. Insbesondere hätte das Bestehen größerer politischer Einheiten Bedarf und durch den Einsatz von Sklavenarbeit auch die Möglichkeit großzügiger technischer Leistungen nahegelegt. Es kann nach Lage der Dinge kaum anders als in der Rasse begründet sein, daß die Neger das Herrschen über Menschen ihren Lehrmeistern viel besser abgeguckt haben, als jene sachlich strenge Organisierung des Stoffes, die zur technischen „Herrschaft über die Natur" führt.

Politik. Wie steht es denn mit dem Herrschen über Menschen? Das teilweise Mißlingen einiger allzu schwieriger Versuche europäisch zivilisierter Negerstaaten hat zusehr davon abgelenkt, daß die politische Machtzusammenfassung im Vergleich zu anderen Naturvölkern ähnlicher verbreitungsdynamischer Stellung in Negerafrika nicht unter-, sondern eher überentwickelt ist.

In erster Linie bemerkenswert ist dabei nicht die Ausdehnung der Staaten, sondern die feste Gefügtheit auch der kleinsten politischen Gebilde. Auch in Gebieten, wo jedes einzelne Negerdorf keine Gemeinschaft mit seinen Nachbardörfern kennt, herrschen doch Häuptlinge mit starken, aber keineswegs unbeschränkten Befugnissen, besteht also eine fraglose Autorität, der sich alles beugt (Beukes).

Daß hingegen die größeren Reiche auf afrikanischem Boden zumeist nicht originale Negerleistung sind, sondern hellere Menschen mit europä-

iden Zügen zu Begründern haben, ist seit langem aufgefallen. Spannaus hat das ausgedehnte Tatsachenmaterial zu dieser Frage monographisch zusammengetragen (1929).

Wenn die Idee des Großstaates vom vorderen Orient ausging, so müßte sie in Afrika nach Entfernung und Angebotsdichte mindestens ebenso stabil adoptiert sein, wie in Europa und einem großen Teile Asiens. Die Versuche, durch erobernde Einfälle die Organisation des Erdteiles zu beschleunigen, sind in Afrika sogar viel zahlreicher als in Asien. Europa, Inner- und Ostasien hat sich staatlich organisiert, ohne daß seine Völker durch Eroberungszüge aus dem vorderasiatischen vermutlichen Kerngebiete des Großstaatgedankens zuerst mit der Idee großer politischer Gefüge bekanntgeworden wären. Unerobert sind sie selbst der ordnenden Fernwirkung dieser Idee gefolgt, wie Eisenteilchen die sich schon bei der bloßen Annäherung eines Magneten zusammenfügen. Auch bei den Turkvölkern, Mongolen, Chinesen und Japanern war zur Organisierung kein Erobertwerden nötig. Die Neger hätten eine gleich feste Eigenstaatlichkeit aber zumindest lernen können, nachdem sie bittere Eroberung und Knechtschaft von mannigfacher Hand hatten dulden müssen.

Der allgemeine Gedanke des Großstaates ist tatsächlich fast überall in Afrika bekannt oder doch bekannt gewesen. Auch die Anzahl afrikanischer Staaten und Reichsgründungen ist eine sehr große, wozu man sich noch klar darüber sein muß, daß uns allein die Reiche der letzten Jahrhunderte einigermaßen vollständig bekannt sind. Wieviele Reiche früher blühten und verfielen, verschweigen uns der afrikanische Urwald und die afrikanische Steppe.

Was wir an den afrikanischen Staaten vermissen, ist Stetigkeit und Endgültigkeit. Europäische und asiatische Staaten könnten kaum so bald wieder in lauter Dorfhäuptlingstümer auseinanderreißen, bei Negerstaaten geschieht das über Nacht.

Welche von den vielen afrikanischen Bevölkerungen jeweils staatsbildend sind, das hängt von drei Momenten ab:

1. Vom Auftreten seltener politischer Genies, die im Staatsleben der Afrikaner mit seiner Unstetigkeit eine ganz besondere Rolle spielen.

2. Von den Anregungen und Hilfen, die jeweils von außen kommen. Da vielfach von außen nach Afrika kommende Völker die menschlichen Träger dieser Anregungen und Hilfen sind, ergibt sich schon auf diese mittelbare Weise, daß verhältnismäßig oft in Afrika dort, wo größere Staaten sind, auch unnegerische, hellere Menschen zu finden sind. Dieser Zusammenhang hat natürlich nicht unmittelbar mit der rassischen Befähigung zu tun.

3. Von der Rasse. Als körperliche Kennzeichen kommen in Betracht Kopfgröße, europäide Gesichtszüge (schmale Gesichter und hohe Nasen), längeres und weniger krauses Haar, Hellhäutigkeit.

Von diesen Körpermerkmalen ist das erste an sich überhaupt kein Kennzeichen außerafrikanischer Rassenzumischung; auch die europäischen Gesichtszüge

brauchen aber nicht immer auf Europäer zurückgehen. Denn schmaler Bau und feine Gesichtszüge gelten nicht nur uns Europäern als besonders edel und aristokratisch, sondern ein großer Teil der Menschheit ist ähnlicher Meinung. Viele Rassen stimmen darüber überein, was ein aristokratisches und was ein pöbelhaftes Aussehen ist. Ein vornehm aussehender Japaner, Indianer, Malaie, Neger unterscheidet sich trotz ganz verschiedener Rassenbeschaffung in gleicher allgemeiner Richtung von einem Unvornehmen seiner Rasse: in der gleichen Richtung, in welcher auch wir Europäer den Unterschied zu sehen pflegen. Warum soll es nun nicht auch innerhalb der Negerrasse feinere und plumpere Varianten geben? Die feineren werden notwendig gleichzeitig europäerhafter aussehen.

Wir wollen nun für diese drei Punkte einige genauer zu besprechende Beispiele geben.

1. **Das Auftreten politischer Genies.** Sogleich denkt man an den Zuluhäuptling Tschaka, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit seinen Kriegstaten Unruhe ins ganze südliche und östliche Afrika brachte. Von Deutsch-Ost bis Deutsch-Südwest brachte er die Völker in Bewegung.

Man nennt ihn den „schwarzen Napoleon". Damit ist gesagt, wie einmalig seine Erscheinung war. Sein Erorberertum erhob sich etwa ebensoweit über das Normalmaß Afrikas wie dasjenige Napoleons über das Normalmaß Europas. Im gleichen Maßstab war auch seine Organisationsleistung kleiner und einfacher. Der große Umfang seiner Wirkung beruht ja nicht auf eigener Leistung, sondern darauf, daß eine Unmenge anderer Völker seine Methoden und seine Herrschgier freudigst adoptierten — während Napoleon keine Nachfolger fand, sondern nur eine Liga konservativer Staaten, die seine Wirkung so schnell und gründlich erstickten wie irgend möglich.

Ist schon Napoleon vor allem dämonischer Kriegsherr, so ist Tschaka außerhalb seiner Waffentaten erst recht nichts als ein grausamster Despot, dessen Entschlüsse unberechenbaren Launen entsprangen. Aus Furcht vor diesen Launen wurde er schließlich von seinen eigenen Leuten getötet!

Die Zulugeschichte stellt sich als Leistung etwa folgendermaßen dar: Bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts hat sie nichts außergewöhnliches im Vergleich zur Geschichte anderer südafrikanischer Hirten-Kriegerstämme. Um diese Zeit tritt ein großer Vorbereiter auf, der unmittelbar von den Europäern gelernt haben dürfte: Dingiswayo. Er und sein Rivale und endlicher Nachfolger Tschaka machten einige kriegstechnische Erfindungen, die an die Tradition ihrer Völker anknüpfen (also höchstens freischöpferische Nachahmungen europäischer Anregungen waren), aber ihren Heeren entscheidende Vorteile gaben: die doppeltgehörnte Schlachtordnung, Ersatz des Langspeeres durch den Kurzspeer, Ausrottung des Feindes als Kriegsziel. Das ganze Leben des Volkes wird einseitig in kriegerische Richtung getrieben. Die männliche Jugend tritt in Regimenter von ungefähr tausend Mann ein, eine Einrichtung, die ebenfalls aus dem eigenen Volkstum erwuchs, nicht den Europäern entlehnt wurde. Mit diesen

Mitteln kam eine für afrikanische Verhältnisse gewaltige Machtentfaltung zustande, der aber keine höhere Kultur, keine Innerlichkeit, keine Kunst, keine Städtegründung, keine vielseitigere Staatsgestaltung zur Seite stand.

Auf den Vorbereiter Dingiswayo und auf den einzigartigen Vollbringer Tschaka folgten zwei Könige, welche die Macht zum Teil noch hielten, und weitere, unter denen sie vollends einschrumpfte (vgl. Krige). So zeigt die Geschichtsepisode der Zulugröße geradezu beispielhaft die Ablaufsweise einer Machtentfaltung, die über das seelische Maß der sie tragenden Völker hinausfliegt, solange ein außergewöhnlicher Führer dahintersteht. Gleichzeitig zeigt sie aber, daß man Unrecht daran täte, zu glauben, daß sämtliche politische Hochleistung von außen her nach Negerafrika hineingetragen sei. Gerade für die südafrikanischen Bantuneger vergesse man nicht, daß ihre Gehirngröße derjenigen vieler europäischer Bevölkerungen gleichkommt!

Wir überspringen die vielen anderen Fälle berühmter afrikanischer Despoten und wenden uns nur noch kurz dem König Njoja in Fumban-Kamerun zu, welcher den seltenen Fall eines Negerherrschers darstellt, der nicht in erster Linie Despot, sondern kluger und adoptionswilliger „Kulturpolitiker" seines Volkes ist.

Njoja ist im Gegensatz zu Tschaka nicht Emporkömmling, sondern der legitime Führer eines Volkes mit reichem Kulturerbe. Er war 20 Jahre alt als die die Europäer sein Land erstmalig entdeckten. Sofort fühlte er die Überlegenheit des Neuen und war willigster Schüler der deutschen Kolonialherren. „Jahrelang war Bamum ein europäischer Affenstaat" (Thorbecke). Nach wenigen Jahren solcher erfolgreicher Adoptionswilligkeit vollzieht sich in Njoja die zweite Wendung, die erst seine volle und in gewisser Weise wohl einmalige Größe zeigt: er erkennt, daß er letztlich doch afrikanischer Fürst ist und bleiben will und kehrt unter Beibehaltung der vollen Freundschaft mit der Regierung und ohne auf die wertvollen Gaben der Europäer zu verzichten, in vielem bewußt zu seinem afrikanischen Volkstum zurück. Als Zeichen dessen setzt er an Stelle des in der ersten Periode getragenen europäischen Waffenrockes die prunkvoll wallende Tracht der Haussa- und Fulbefürsten: nicht weil sie in Bamum zuhause gewesen wäre, sondern weil er sie für die würdigste Verkörperung seiner Art hält, würdiger als die allzu dürftige Negerkleidung seiner Väter. Er läßt zwar einige Frauen und Anverwandte, nicht aber sich selbst taufen; auf der anderen Seite verschmäht er aber die ihm bekanntgewordene arabische Schrift ebenso wie die europäische und erfindet lieber eine eigene Hieroglyphenartige Bilderschrift von ursprünglich 300 Zeichen, von denen heute noch 70 gebraucht werden. Um die Einfuhr teurer Stoffe zu sparen, läßt er hunderte von jungen Eingeborenen in der Kunst des an sich primitiven einheimischen Webens unterrichten und wird auch in anderer Hinsicht sozusagen sein eigenes Missionszentrum. Sein Reich wächst, seine Stadt Fumban erreicht an 20 000 Einwohner. Echt afrikanische Tänze, Kulte und Schaustellungen zeigen, daß trotz aller europäischen Hilfen die Seele des Fürsten, des Staates und seines Volkes afrikanisch geblieben ist (Passarge, Thorbeke).

Man kann sagen, daß der Zustand sinnvollen Lernens und sinnvoller Volksbewußtheit, wie er eingeborenenfreundlichen Kulturpolitikern (z. B. der Kreise um das Londoner Afrikainstitut) als Ideal vorschwebt, von diesem Negerfürsten innerhalb eines Jahrzehntes erreicht war. Schon dieses eine Beispiel zeigt, daß der durchschnittlich wesentlich hemmungsreichere Verlauf des Europäisierungsvorganges nicht etwa „in der Natur der Sache" liegt. Würde es in Afrika nur halbsoviele Njojas gegeben haben wie es Tschakas verschiedenen Formates gab, dann wäre die ganze afrikanische Kulturgeschichte ohne Zweifel anders gelaufen. Indem aber große Männer in der Regel nur Spitzenleistungen der jeweiligen Volksart sind, müßten die Neger wohl im ganzen anders sein als sie sind, um so viele Njojas hervorzubringen.

Natürlich zeigen beide Beispiele auch, ein wie wesentliches Zufallsmoment in das geschichtliche Geschehen durch das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einzelner auswirkungsstarker Persönlichkeiten hineinkommt. Aber man darf zweierlei nicht übersehen:

Es ist erstens keineswegs so völlig zufällig, daß ein Tschaka gerade unter den intelligenten Hirtenkriegern des Südostens auftauchte und ebenso wenig zufällig, daß Njoja gerade im gewerbefleißigen Bamum mit seiner reichen Kunstüberlieferung geboren wurde. Und zweitens überblicken wir, indem wir die afrikanische Kulturgeschichte im ganzen betrachten eine so große Zahl von Einzelfällen, daß die Zufallsmomente überhaupt großenteils ausgeschaltet sind.

2. **Die Hilfe äußerer Anregungen.** Afrikas Fürstentümer traten in den ersten Jahrzehnten der Europäisierung in zwei Schichten auseinander: in diejenigen, die es verstanden hatten, sich verhältnismäßig früh in den Besitz einer für Neger beträchtlichen Anzahl von Gewehren zu setzen und in diejenigen, die diesen adoptionsgeschickteren Staaten ausgeliefert waren, weil sie es nicht rechtzeitig zu Waffenbesitz gebracht hatten. Dieser Waffenunterschied war viel einschneidender, als es der Unterschied von alter und neuer Zulutaktik sein konnte. Darum gehörte nicht das Genie eines Tschaka dazu, um despotisch erobernde Herrschaftsreiche zu gründen, wenn nur die Gewehre einmal da waren.

Dies das Beispiel einer entscheidenden technischen Hilfe für den an sich in Afrika vorhandenen Großstaatgedanken.

Als Beispiel dafür, wie hellere Hautfarbe mit dem Hereinkommen überlegener Hilfen parallel geht, so daß ein Zusammenhang zwischen Rasse und Kultur entsteht, der an sich noch nicht als Beweis unterschiedlicher Fähigkeit genommen werden darf, sind vor allem natürlich die kolonisierenden Europäer anzuführen.

Auch die Überlegenheit der Araber beruht nicht allein darauf, daß sie sich innerhalb Negerafrikas im Wettstreit mit schwarzhäutigen Völkern als die durchschnittlich überlegenen gezeigt haben. Auch sie kamen mit einem beträchtlichen Anregungsvorsprung nach Afrika.

Solcher Anregungsvorsprung spricht natürlich nicht gegen rassische Überlegenheit. Aber es wäre allzu naiv, zu meinen, daß er für sich allein genommen, solche Überlegenheit schon beweise. Ein großer Teil des Rassenstolzes und Überlegenheitsgefühles der Europäer ist allerdings seit jeher auf solche naive Meinung aufgebaut gewesen — womit nicht gesagt ist, daß er sich nicht auch besser begründen ließe.

Besonders wichtig als Hinweis auf die politische Befähigung der Neger sind immer ihre Versuche genommen worden, in Haiti und in Liberia unter europäischer Anregung Staaten nach europäischem Muster zu schaffen.

Es handelt sich in beiden Fällen um Versuche befreiter Negersklaven. Einige allgemeine Bemerkungen über die *amerikanischen Negersklaven* seien darum vorausgeschickt.

Die Erfahrungen, die Amerika mit Sklaven aus Afrika gemacht hat, sind kulturbiologisch schon an sich in verschiedener Hinsicht sehr aufschlußreich. Man bedenke: Die ansässigen Indianer sterben unter der Hand der Spanier in einigen Jahrzehnten dahin (vgl. noch S. 255 f.). Die Spanier geben ihr System aber keineswegs auf, sondern beginnen aus Afrika die Kinder einer ganz anderen, wenn auch ebenfalls tropischen Erde über den Ozean zu schleppen — beim damaligen Schiffsverkehr wahrhaftig keine Kleinigkeit! — und das Werk gelang. Die Neger überstanden eine ungeheuer grausame Überpflanzung, begannen zu arbeiten, wo die Indianer ausgestorben waren. Heute ist Süd- und Zentralamerika in allen seinen Tieflandlagen im Begriffe, ein ebenso negerischer Erdteil zu werden wie Afrika.

Das hat nicht nur rassenphysiologische Gründe. Die Sklavenbefreiungspropaganda hat uns ein wenig den Blick dafür getrübt, daß den Negern die Tätigkeit unter der sichernden Hut eines anerkannten Patrons recht wohl anschlug, wo ihnen nicht allzu hart geschah (auch wo ihnen hart geschah, wurden sie übrigens kaum härter angepackt als in Afrika von ihren eigenen Königen). Sie haben ein unvergleichliches Talent zum Tropensklaven.

Will man Talent zum Sklaven nicht als „passive Bürgertugend" gelten lassen, dann ist doch auch zu erwähnen, daß die Neger ihren Kolonialherren überall ausgezeichnete, drillfreudige Soldaten wurden. Vor allem aber sehen wir in einem großen Teil Afrikas eine gediegene Kleinbäuerlichkeit und stellenweise auch Kleinbürgerlichkeit der breiten Negermassen, die ohne Zweifel positiv zu wertende „passive Bürgertugenden" sind. Weder die alten afrikanischen Reiche, noch die europäischen Kolonien, noch die amerikanischen Sklavenhalter könnten ohne diese anlagemäßige „passive Bürgertugend" der Schwarzen zurechtkommen.

An dieser Stelle wollen wir auch nicht übersehen, auf welche Weise sich die in den Busch entsprungenen, wirklich befreiten Neger organisiert haben. Obwohl sie von ganz verschiedenen Pflanzungen kamen und in Afrika nur in allervagestem Sinne eine gemeinsame Heimat hatten, fanden

sie sich im Urwald wieder verhältnismäßig leicht zu großen und festen Verbänden nach Art afrikanischer Stämme zusammen.

Ebenso stellten sich revoltierende Negersklaven erfahrungsgemäß leicht unter gemeinsame Führung.

Im ganzen zeigt sich bei den völlig auf sich selbst gestellten Negersklaven also eine recht getreue Wiederkehr afrikanischer politischer Zustände: nicht allzu umfassende, aber auch keineswegs lockere Herrschaft und Führung.

Solches sind allgemeine Voraussetzungen, unter denen wir auch die Versuche von Haiti und Liberia betrachten müssen.

Zunächst nun *Haiti!* 1804 machten sich die Negersklaven dieser Antilleninsel, die französische Kolonie gewesen war, selbständig. Sie erbten eine von Europäern gegründete staatliche Einrichtung. Auch die Idee der Befreiung selbst ist nicht in Negerhirnen gewachsen, sondern war eine Frucht der durch die französische Revolution entstandenen geistesgeschichtlichen Lage. Zudem kam den Negern zugute, daß Europäer, nicht zum wenigsten Deutsche, ihre Arbeitskraft bis in die Gegenwart dem Lande widmeten, sowie daß eine ziemlich breite und für das Land unersetzliche Mischlingsschichte bestand.

Die Negersklaven waren sicher keine negative Siebungsgruppe unter den Afrikanern, denn ganze Dorfschaften wurden von den Sklavenjägern unterschiedslos eingefangen. Die zu Bauern werdende Hauptmasse der haitischen Neger hat auch durch ihre emsige kleinbürgerliche Bürgertugend viel getan, um den Verfall aufzuhalten.

Auf der positiven Seite der Bilanz der Bedingungen, unter denen das Negerstaatswesen geboren wurde, steht letztlich noch das Glück, einen ersten Führer gehabt zu haben, der in gewisser Weise Tschaka und Njoja, revolutionärer Kriegsherr und Kulturpolitiker in einer Person war: Toussaint L'Ouverture.

Auch die Minusseite der Bilanz ist aber schwer belastet. Wie wenig damals die mittelamerikanischen Zustände höheren europäischen Anforderungen entsprachen, geht daraus hervor, daß der nicht von Negern, sondern von Spaniern und Indianermischlingen geleitete Staat San Domingo, der die Osthälfte der Insel Haiti einnahm, der Negerrepublik keineswegs ein lobenswertes Beispiel gab, ja aus dauernder Misere sogar früher unter die Fittiche der USA. flüchten mußte als diese.

Die Hauptmasse der Negersklaven Haitis war recht ungebildet. Es gab aber schon 1804 einen nicht geringen Bestand an durch Schulen gegangenen Schwarzen, und der Schulungsmangel konnte seit der Befreiung lange aufgeholt werden, zumal z. B. französische Patres ein europäisches Schulsystem aufrechterhielten. Schließlich gab es in Europa um 1800 auch noch keinen Schulzwang!

Der Verfall stellt sich äußerlich unter dem Bilde dar, daß die Revolution, aus welcher der Staat geboren wurde, Drachensaat säte und Bürgerkriege mit Gemetzeln, Brandstiftungen, Staatsstreichen usw. kein Ende finden können. Wir können leider heute als Europäer nicht mehr ebenso stolz den Kopf über solche Auswüchse eines ungezügelten negerischen Pöbelregimentes erheben, wie es unsere Väter noch tun konnten. Es zeigte sich ein elementarer Haß der Neger gegen die Stadt als Lebensform, und wäre es die eigene Hauptstadt. Port au Prince wurde mehrmals in Asche gelegt.

Haiti ist seit Anbeginn theoretisch ein parlamentarischer Volksstaat, praktisch aber eine nie endende Militärdiktatur. Man hat gemeint, nur das Parlament müßte in Haiti wirklich eingeführt werden, dann würde gleich alles gut sein. In Wirklichkeit dürfte Diktatur jene Regierungsform sein, unter welcher Neger noch immer am ehesten zu etwas kommen.

In Afrika werden alle öffentlichen Dinge in der Regel vor die Stammesversammlung gebracht und voll ursprünglicher, fast künstlerisch zu nennender Freude am suggestiven Wortstreit durchgegangen. Manchmal sorgt ein amtsmäßig bestellter Zwischenrufer und Hanswurst für ständige Belebung und guten Humor. Primitive Einrichtungen, wie die taktmäßige Ausführung einer Anzahl von Rutenstreichen ersetzen die Uhr und begrenzen die Redezeiten. Dann aber *bestimmt der Häuptling diktatorisch*. (*Frässle*, *Pechuel-Loesche*.)

Die vielen Herrscher (zeitweise Präsidenten, zeitweise Kaiser genannt) von Haiti lassen sich nach *Spencer* St. *Jones* und *Johnston* recht eindeutig als Bösewichter oder als Gutgesinnte klassifizieren. Höchst interessant ist nun das Ergebnis, wenn man ihre Namen danach anordnet, ob Mulatten oder Neger, und ob gute oder schlechte Regenten:

	Neger:	Mulatten:
Gute Regenten:	*Louverture*	Petion
	Simon	*Boyer*
	Riche	(Herard-Riviere)
	Hyppolite	Geffrard
		Nissage-Saget
		Boisrand-Canal
Schlechte Regenten:	*Dessalines*	(Legitime, schwarzer Mulatte)
	Henri Christophe	(Pierrot)
	Soulouque	
	Salnave	
	Dominque	
	Septimus Rameau	
	Salomon	
	Tiresias Sam	
	Nord Alexis	

Gesperrt: Besonders gut oder schlecht.

Eingeklammert: Zu kurz an der Herrschaft um ein Endurteil zu ermöglichen.

Vier Neger haben gut, z. T. sehr gut regiert, ein Zeichen, daß es keine allgemeinen Hemmungen gegen gute politische Leistungen von Negern gab. Die übrigen neun Neger haben schlecht, z. T. teuflisch schlecht, regiert.

Dessalines war scheußlich grausam, „the negro at his very worst“, skrupellos mit dem Staatsschatz, rief sich in alberner Eitelkeit zum Kaiser aus. Henri Christophe war talentiert und ehrgeizig aber außerordentlich grausam, war selbst ungebildet, förderte aber das Schulwesen. Soulouque: ignoranter Heide; blutdürstig und grausam. Seine Regierungszeit ohnesgleichen an politischem Mord und Geldverschwendung. Salnaves Regierung war ein einziger Bürgerkrieg, wurde wegen gemeiner Verbrechen erschossen usw. usw.

Von den acht Mulatten, die an der Regierung waren (prozentual zur Bevölkerung eine hohe Zahl) hat hingegen keiner ähnlich versagt. Drei haben allerdings nur kurz regiert.

Der Lenzsche Korrelationsindex zwischen guter Regierung und Mulatten-, schlechter Regierung und Negerherrschaft beträgt bei Außerachtlassung der zweifelhaften Fälle + 0,62, erreicht also etwa ⅔ seines höchstmöglichen Wertes.

Es besteht also ein gewaltiger Vorsprung der Mulatten vor den Negern, der um so überzeugender ist, als beide in bunter Folge auf dem gleichen Sozialinstrument spielen mußten.

Die Leistung der „guten“ Regenten von Haiti erreicht etwa das Mittelmaß der Staatsmannskunst eines europäischen Kleinstaates. Man kann nicht sagen, daß dieses Maß, ja gelegentlich sogar auch ein höheres, Negern völlig verschlossen wäre. Wenn aber nicht starke rechtzeitig regulierend eingreifende Mächte am Werke sind, müssen sich die viel häufigeren brutalen, ignoranten, launenhaften Herrscherindividuen unheilvoll bemerkbar machen.

Ein volles politisches Versagen der Neger aus der Geschichte von Haiti zu folgern, geht sicher zu weit. Eindeutiger, wenn auch weniger blutrünstig auffallend, dürfte das Versagen im höheren Kaufmanns-, Bildungs- und Kunstleben sein.

Größere kaufmännische Unternehmungen können die Haitineger kaum je zu einem gedeihlichen Ende bringen. In Bildungsdingen haben die Mulatten, die auch eine eigene, an die französische angelehnte Literatur hervorgebracht haben, den Vorsprung behalten, der höchstens unmittelbar nach der Befreiung historisch zufällig gewesen sein kann. In religiöser Hinsicht kehren die Haitineger besonders im Inneren des Landes leicht zu plumpen Zauber- und Geheimkulten zurück. die den afrikanischen auffallend gleichen, obwohl die historische Verbindung zu den Kulten des Heimaterdteiles durch die Jahrhunderte der Sklaverei fast ganz zerrissen gewesen sein muß, und auch tatsächlich die Namen und Riten neu entstanden sind. Z. B. die Himmelmutter Maria spielt darin eine Rolle.

Der Verlauf in *Liberia* ist äußerlich wesentlich anders, das Ergebnis aber doch in vieler Hinsicht das gleiche wie in Haiti.

Liberia an der afrikanischen Westküste ist für den Europäer höchst ungesund, für denjenigen aber, der das Klima erträgt, ein geradezu paradiesisches und in jeder Hinsicht sehr ertragreiches Land.

Amerikanische philanthropische Gesellschaften gründeten den Staat als Heimstätte freigelassener Negersklaven, denen erst ganz allmählich und planvollen pädagogischen Erwägungen entsprechend die Zügel selbst in die Hand gegeben wurden.

Die nach Liberia zurückgeschickten amerikanischen Neger (und Negermischlinge!) waren ausgesprochen gesiebtes Material. Sie mußten sich die Überfahrt z. T. selbst verdienen, also schon ein Leistungszeugnis erbracht haben, als sie ans Land kamen. Daneben wurden allerdings Sklaven, die afrikanischen Sklavenhändlern noch vor der Verschiffung nach Amerika entrissen worden waren, in beträchtlicher Anzahl unmittelbar nach Liberia geschickt.

Die amerikanischen Schwarzen kamen im Vollbesitz amerikanischer Zivilisation und glichen etwa europäischen Kolonisatoren aus niedrigeren Schichten, denen ihre Klimaanpassung gewaltig zugute kommen mußte. Was sie in dieser Hinsicht in Nordamerika verloren hatten, machte das aufgenommene weiße Blut wieder reichlich wett. Erwartungsgemäß wäre daher, daß sie eher erfolgreicher gearbeitet hätten als Europäer. Von den Eingeborenen des Landes trennte sie eine ebensolche innere Kluft, als ob sie Europäer gewesen wären.

Ein umfangreiches Heer und damit das gefährliche Instrument der Selbstzerfleischung Haitis wurde den Liberianern von ihren weisen philanthropischen Mäzenaten von vornherein vorenthalten. Auch in der Wahl des ersten Negerregenten R o b e r t s bewiesen diese eine glückliche Hand. Als R o b e r t s zurücktrat, war unter seinem Nachfolger schnell die erste Krise da, und wurde nur deshalb kein völliges Verderben, weil er darauf nochmals das Staatsruder ergriff. Eine verpfuschte und unselige Anleihe hat der liberianische Staatssäckel aber seit daher wie einen Mühlstein am Halse. Bürgerkriege blieben in der Folge nicht aus, erstickten am Mangel an Kriegsrüstung aber leichter als in Haiti.

Auch Liberia leidet, ohne politisch ganz zu versagen, vor allem an der gleichen bürgerlich-kulturellen Blutarmut, am gleichen Auftriebsmangel wie Haiti. Handel. Unterricht, Ackerbau. Höherführung der Eingeborenen und Straßenbau, also a l l e n ä c h s t l i e g e n d e n A u f g a b e n, i n d e n e n s i c h d i e V o l k s k r a f t ä u ß e r n m ü ß t e, z e i g e n e i n e n e g a t i v e o d e r z u m i n d e s t e i n e k ü m m e r l i c h e B i l a n z. Kennzeichnend ist, daß das Land in finanzieller Hinsicht seine Freiheit überhaupt wieder an einen Beamten der amerikanischen Regierung abgegeben hat.

Wir haben nun an zwei Beispielen gesehen, auf welche Weise Neger sich mit den ihnen besonders fernen europäischen staatlichen Anregungen abfinden. Welche Rolle spielen sie nun im Rahmen der vielen von hell-

häutigeren Afrikanern auf afrikanischem Boden selbst gegründeten Staaten? Als treue Kleinbauern und Kleinbürger haben wir sie schon kennen gelernt. Aber es ist auch nicht zu bezweifeln, daß einmal eingefahrene Staatsmaschinen in Afrika oft für Jahrhunderte von anthropologisch überwiegend als Neger zu bezeichnenden Menschen weitergesteuert worden sind.

So soll der erstaunlich gut organisierte ostafrikanische Staat Uganda, obwohl ursprünglich von Hamiten gegründet, doch in letzter Zeit von reinblütigen Negern aufrecht erhalten worden sein. Auch in Benin (Westafrika) haben sich Neger seit langem an die Spitze des Reiches gesetzt, allerdings sehr blutrünstig regiert und die ehedem blühende Bronzegießkunst verkommen lassen. Der Staat blieb immerhin noch vier Jahrhunderte erhalten und brach auch am Ende nicht in sich zusammen, sondern wurde 1897 von den Engländern regelrecht erobert. Ähnliches gilt von vielen afrikanischen Reichen, deren ursprüngliche Begründer ausgestorben oder untergetaucht waren.

Die afrikanische Staatengeschichte hat wohl den typischen Verlauf, daß unnegerische Eroberer unterstützt von den „passiven Bürgertugenden" der Neger Reiche gründen. Diese sind zumeist unorganische Schichtenstaaten ohne gemeinsames Volkstum. Es bleibt aber nicht aus, daß die Eroberer vernegern, weil sie sich in der Frauenwahl wenig Rückhalt auferlegen, und besonders tüchtige Neger werden auch zu Dienstleistungen verschiedener Art an den Hof gezogen. Es entsteht eine Siebungsgruppe von politisch besonders begabten Negern. Die Dynastie vernegert, die Negerbevölkerung hingegen kristallisiert die staatsfähigsten Elemente aus sich heraus. So ergibt das natürliche Kräfteverhältnis ein Aufrücken reiner Neger.

Wenn Afrika nicht längst auf diesem Wege voll von reinen Negerstaaten ist, kann das nur darum sein, weil das Aufrücken der Neger doch nur für kürzere Zeiten befriedigt und schließlich doch zum Verfall führt. Es rücken Despoten nach, die den Staat in reinem Machtrausch ohne Herrscherklugheit verwüsten, Autorität und Macht, die aus der Zeit der Begründer noch da sind, verbrauchen sich, echtes und tiefes Neuschöpfertum fehlt. So wird der Niedergang durch eine Zeit scheinbaren Negerglanzes nur hinausgeschoben, wobei den schwarzen Fortsetzern die ungemeinen Trägheitskräfte zugutekommen, die ein einmal bestehendes Kultur- und Sozialgebilde durch den gefühlsmehrenden Bedeutungswandel wie durch die Wachstumsformung der Menschen und durch seinen „sekundären Trägheitsleib" an Einrichtungen, Ämtern, Privilegien in sich trägt (I. Band, S. 162 ff.).

3. **Rasse.** Alle hellerhäutigen Völker sind wahrscheinlich auch durch rassische Überlegenheit die hervorragendsten Staatengründer Afrikas geworden.

Als ein Beispiel dafür, wieweit die Parallelen zwischen Hautfarbe und politischer Stellung gehen können, sei Madagaskar herangezogen (Spannaus). Die ursprüngliche Negerbevölkerung mußte indonesischen Eindringlingen weichen, die bis in die Gegenwart in Madagaskar eine auch zahlenmäßig wichtige, ja der Negerbevölkerung etwa gleiche Rolle spielen. Südeuropäide (Araber) kamen seit dem 10. Jahrh. als neue Eroberer, mußten sich aber endlich der französischen Kolonialherrschaft fügen. Diese vierfache Schichtung ist natürlich keineswegs unmittelbar eine rassische Begabungsskala, so genau die Abschattung der Hautfarben dem Maß an politischer Macht parallelgehen mag. Abgesehen von den Franzosen, die — vorläufig? — noch nicht entthront sind, sind übrigens in wechselvollem Schicksal bald mehr die Araber, bald mehr die Malaien nach oben gekommen. So erlangten die Malaien erst im 19. Jahrh. ihre größte Macht. Andererseits waren zwar nicht die Araber, wohl aber schon umgekehrt die Malaien stellenweise in langdauernder Abhängigkeit von der Negerschicht. Dieses mannigfaltige Ringen innerhalb Madagaskars ist als Begabungsbeweis jedenfalls viel aufschlußreicher als Glück, Zufall und äußere Hilfsmittel der ersten Eroberung.



Abb. 59. „Hamitentypus“. Aus Keiter.

Die extremsten „Herrschaftsspezialisten“ Afrikas sind die ostafrikanischen Schwarzhäute mit Europäergesichtern, die langköpfigen, überhoch gewachsenen Kernvölker der hamitischen Sprachgruppe. Sie sind in gewisser Weise vielleicht überhaupt die einseitigste Herrscherrasse der Welt. Sie verstehen es, Menschen zu bezwingen, und sie verstehen es, durch ihre bloße Erscheinung schon eine Hoheit darzustellen, der man sich bereitwillig beugt.

Romantiker des Herrenmenschentums sind in die ostafrikanischen Wa-Hima, Wa-Tussi usw. oft fast verliebt. Wo diese Völker aber nicht Herrscher sind, dort sind sie kulturell nichts — das ist für die Niloten, für die Fulbe und für die Watussi bezeichnend, die alle zum einen Teil auf Thronen sitzen, zum anderen Teile aber arme herumziehende Hirten sind. Das Adoptionsdefizit für alles, was außerhalb des politischen Fanatismus liegt, ist ungemein bezeichnend.

Die Schilderungen Czekanowskys, Cunninghams, Schebestas u. a. zeigen für Ruanda und andere ostafrikanische Hamitenstaaten geradezu eine großartige Groteske allzu einseitigen anlagemäßigen Aristokratentums auf. Groß ist der Wille, weiträumig der Herrschaftsblick — in diesen beim Neger schmerzlich vermißten Zügen besteht die

hamitische Überlegenheit. Dürr ist aber das Gemüt und karg die Buntheit des Lebens und der Leistung außerhalb der Politik.

Psychiatrisch müßte man von affektlahmen Schizoiden mit einseitig auf Beherrschung gerichteten überwertigen Ideen sprechen, was zu ihrer extrem leptosomen Körperform auch ausgezeichnet paßt.

Die Kopfgröße bleibt hinter der europäischen deutlich zurück, was angesichts des übergroßen Wuchses besonders ins Gewicht fällt. Die LB-Summe beträgt bei 180 cm Durchschnittsgröße 343 mm (Czekanowsky), bei nordeuropäischen, 173 cm messenden Männern aber 353. Das Verhältnis wird für die Hamiten umso ungünstiger, wenn man die besonders schmale Engförmigkeit ihres Kopfes berücksichtigt, welche auch noch einen im Vergleich zur LB-Summe geringen Gehirninhalt vermuten läßt.

Die Kopfgröße der meisten ostafrikanischen Neger wird von den Hamiten noch immer wesentlich übertroffen (Zahlen Czekanowskys und Fülleborns).

Interessant wäre, wie weit Negerherrscher überhaupt von ihren Untertanen abweichen. Die sieben von Fülleborn gemessenen „Sultane" ostafrikanischer Negerstämme übertreffen mit einer LB.-Summe von durchschnittlich 346 (337—356) nicht nur ihre eigenen Untertanen, sondern sogar den Durchschnitt der Watussi. Photographiert hat Fülleborn noch einige Negerherrscher mehr, darunter grob negerhafte neben irgendwie aristokratisch oder auch halbeuropäid aussehenden Erscheinungen. Cunningham bildet 48 Könige, Häuptlinge und Minister aus dem Protektorat Uganda ab. 17 davon haben groben, 18 feinen Negertyp. 13 sehen mäßig europäid aus. Man darf nicht vergessen, daß Reinerhaltung der Herrscherrasse wegen der ausgedehnten Hareme der Fürsten in Afrika in der Regel unmöglich ist. Selbst die Araber heiraten ohne weiteres Negerinnen. Die Fulbe sind mit ihrem Rassenfanatismus (Frobenius 1912) eine seltene Ausnahme.

Auch im Vergleich ganzer Negervölker gilt, daß die politische Leistung parallel zur Kopfgröße und zur relativen Feinheit der Gesichtszüge zunimmt (Südbantus mit Kaffern, Betschuanen, Basutos und Sudanesen stehen in dieser Hinsicht an der Spitze). Es kann sich dabei um höhere Züchtung innerhalb der Negerrasse, es kann sich aber auch um sehr alte Zumischung von europäiden Menschen handeln.

Es fehlt in Afrika also auch an direkten Zusammenhängen zwischen Rasse und politischer Leistung nicht.

Glaubensleben. Es handelt sich in Negerafrika um folgende Formen und Schichten:

1. Die Dreiheit Naturgeister, Ahnenkult, Zauberei, welche den lebendigsten Inhalt der Negerreligion ausmacht, ist anscheinend allgemein-

menschlich. Über Herkunft und Adoptionsdefizit kann daher nichts gesagt werden.

2. Altorientalische und altmediterrane Vielgötterreligionen. deren Vorkommen und Verfallsweise wir weiter unten noch besprechen werden. finden sich im Guineaknie der afrikanischen Westküste mehrfach auffallend gut erhalten. Vor allem das Göttersystem der Y o r u b e n in Nigeria wird von E l l i s und F r o b e n i u s als trotz dauernder Umbildung geordnet erhalten beschrieben.

Ständig entstehen aus irgendwelchen religiösen Erlebnissen neue Götter. Die bisherigen Götter erhalten Beinamen, die nachher zu ihren Hauptnamen werden. sodaß auf diese Weise gänzliche Namensverschiedenheit mit Wesensgleichheit der mythologischen Gestalten wohl vereinbar wird. Wenn trotz solcher fließender Lebendigkeit eine Ordnung hochgestalteter Art sich erhält, dann ist das ohne Zweifel ein Begabungszeugnis für das betreffende Volk. Allerdings wird die Erhaltung im Yorubenland auch durch stumpfsinnige und geistlose Anklammerung an das Alte gestützt — besonders soll das im Yorubischen „Vatikan", einem steinernen Palastbau in Ife der Fall sein (F r o b e n i u s).

Die Yoruben sollen trotz vieler unangenehmer Züge auch außerhalb der Religion hoch über dem Stumpfsinn der afrikanischen Westküste stehen und auch einen wesentlichen europäiden Blutanteil haben. Sicher stammen sie aus dem Norden.

Eine soeben erschienene psychologische Untersuchung (N a d e l, 1937) hat gezeigt, daß sich Yorubajungen genau in der gleichen Richtung von anderen Negerjungen (Nupe) unterscheiden, in der der Unterschied der beiderseitigen Volkskultur liegt. Die jungen Yoruben sind u. a. stärker als andere Neger geneigt und befähigt, das Wesentliche an Situationen zu sehen und nüchtern und systematisch zu ordnen. wie ja auch die Yoruba k u l t u r durch systematische Ordnung des Göttersystemes, der Orakel usw. auffällt. Ob dieser Zusammenhang so zu deuten ist, daß sich in beliebig herausgegriffenen Yorubaleuten die gleiche Veranlagung zeigt, welche die eigenartige Volkskultur trägt und erhält, oder ob umgekehrt die Kultur ganz allgemeine Wachstumsformungen bei den in ihr lebenden Menschen setzt, bleibe unentschieden.

Solche zwischen Seelenforschung und Kulturforschung genau in der Mitte liegende Untersuchungen tun jedenfalls ganz besonders not!

3. Das C h r i s t e n t u m ist als nächste Schichte zu nennen; denn es ist natürlich auch in Afrika älter als der Islam. Wenn man bedenkt, wo seine Wiege stand, dann wäre es ja überhaupt die nächstliegende geschichtliche Logik, daß die Afrikaner früher und vollständiger Christen geworden wären als die Nordeuropäer.

Abessinien ist nur der letzterhaltene Horst der in Nordostafrika im ersten Jahrtausend nach Christus viel ausgedehnteren christlichen Reiche. die im Islam oder im Negertum wieder untergegangen sind. Insbesondere Nubien. das Reich Napata, war ein Keimzentrum christlicher Lehre und christlicher Staatsformen. Viele von den Sudanreichen sollen ihre Kultur

und Staatsidee aus dieser Quelle bezogen haben (Frobenius). Einrichtungen, die uns als Erinnerung an unser heimisches Mittelalter ehrwürdig sind, wie Krone, Szepter und Reichsapfel, oder die Einrichtung der Erzbeamten des Hofes, sind auf diesem Wege tief nach West- und Zentralafrika hinein verbreitet worden (Schilde 1930). Ungemein kennzeichnend für die relativ große politische Begabung der Neger ist nun, daß diese Einrichtungen und Hoheitszeichen ebenso wie ein Teil der Reiche bis zum Eindringen der europäischen Kolonialmächte im 19. Jahrhundert am Leben waren — daß aber der Kern des ganzen, die Christlichkeit der Staaten, schon vor der Moslemzeit verblichen war: Das Kreuz als Zauberzeichen und Issa (Jesus) als Dämon sind die kümmerlichen Reste, die sich in Negerafrika von dieser ältesten Christianisierung her noch erhalten haben. Also: starkes Adoptionsdefizit für die geistlichen Elemente, gute Erhaltung der politischen Seite.

Ein zweites Mal gab es in der Portugiesenzeit christliche Negerreiche. Frobenius schildert den Verlauf der Dinge im Kongoreiche sehr drastisch:

Als echt afrikanische Stadt am Ende des 15. Jahrhunderts aufgefunden, entstand hier im 16. Jahrhundert unter portugiesisch-klerikalem Einfluß aus ihr ein christliches Reich, dessen Pomp in Europa eine zeitlang sprichwörtlich war, und dessen Träger doch nur schwarze Eingeborene waren. In einer mächtigen Kathedrale predigten schwarze Bischöfe, gehüllt in köstliche Meßgewänder. In der Tracht der damaligen Zeit, mit der spanischen Mantille und mit dem Degen an der Seite schritten Herzöge, Prinzen und Edle hinter dem Kaiser her. Alles Schwarze! Wie durch Zauberspruch war aus dem „rohen Heidentum“ eine prunkvolle europäische Welt entstanden.

Und dann ein Jahrhundert später! Der mächtige Kaiser vom Kongo von einem Priester geohrfeigt! Ein weiteres Jahrhundert nachher: nur elende Trümmer, elende Negerhütten und Buschvolk in Lumpen. So schnell verging die herrliche Samt- und Seidenpracht. Und weshalb? Weil man die Tragfähigkeit jener Rassen überschätzt hatte, weil man vergessen hatte, zu unterscheiden was äußerlich angenommen und innerlich als Saat aufgegangen war; weil die Rassenfrage verkannt war. („Und Afrika sprach“ I. S. 40 f.)

Über die zu seiner Zeit noch in Westafrika spürbaren Reste dieser portugiesischen Christianisierung schreibt M. Buchner (1888):

Kruzifixe sind zur Medizin gegen Kobolde geworden, und unter die Kobolde rechnet der Neger auch die Santos, die katholischen Heiligen überall da, wo portugiesischer Einfluß einst maßgebend war. Katholische Kulthandlungen, Nachahmungen von Gottesdiensten finden sich oft bei Negerstämmen, die längst ins Heidentum zurückgefallen sind. Geistlicher und Ministranten, Segen und Messe, Kreuz und Kelch, alles wird gewissenhaft nachgeahmt, aber ohne jede Ahnung von der wirklichen Bedeutung und in schauerlicher Karikatur, um dem Fremden zu beweisen, daß man mit der Medizin des Weißen wohl vertraut sei.

Die Orientalen und die Südeuropäer (Portugiesen) haben mit ihrem Missionswerk also schon lange Schiffbruch erlitten, bevor dieses im 19. Jahrhundert von einem noch ferneren Erdgebiet, vom nördlichen Europa

her, mit so viel neuer Schwungkraft aufgenommen wurde, als wäre es das erste Mal, daß sich die armen Heiden am Tranke christlicher Lehren laben könnten. Die bisherigen Erfolge sprechen dafür, daß sich zum dritten Male das gleiche Schauspiel wiederholen wird.

Bedenkt man die vielen widrigen Momente, so sind die Fortschritte der afrikanischen Mission in vielen Gebieten erstaunlich. Das Negerchristentum ist auch sicher insoferne keine rein äußerliche Sache, als die schnell entflammte Emotionalität des Afrikaners in ihm ohne Zweifel stark mitspricht. Es gibt wieder afrikanische Bischöfe, ja im evangelischen Gebiete selbständige Negerkirchen, was wiederum auch eine anzuerkennende politische Leistung ist. Während aber in anderen Erdgebieten die Missionare gleichsam auf Granit, oder in bodenlosen Sumpf oder auf unfaßbar zurückweichenden Gummi geraten, ist die Negerseele dem Sande zu vergleichen, der eben wegen seiner Haltlosigkeit schnell in eine Form gebacken werden kann.

Eine interessante Frage wäre, wieweit die in Negerafrika bemerkenswert verbreiteten Begriffe einer universellen Moral vielleicht doch Fernwirkungen christlicher Einflüsse sind.

5. Nun erst kommen wir zum Islam, der in Afrika das Christentum lange Zeit so sehr überholt hatte. Mit ihm ging es folgendermaßen: Als die Religion arabischer Wüstennomaden entstanden, breitete er sich ungeheuer schnell über die nach Rasse und Kulturform gleichartigen Gebiete Nordafrikas aus. Das ergab den gewaltigen Völkersturm des 7. Jahrhunderts, der bald auch Spanien überschwemmte. Im Sudan hingegen neigten die schwarzen Menschen keineswegs zu gleichem Glaubensfeuer. Weder die Negerreiche, noch die vielen von den Moslim propagandistisch wie kriegerisch ständig heimgesuchten kleinen Heidenstämme wurden so bald Mohammedaner.

Wie sehr das an der Rasse gelegen haben mag, zeigt sich daran, daß sich das Glaubensfieber auch in neueren Zeiten wiederholte, wenn Menschen araberähnlicher Artung erstmalig den Islam vollinhaltlich aufnahmen. So wanderten die Fulbe als staatenlose aber ungeheuer fanatisch auf Rassenreinheit bedachte Hirtennomaden im Sudan umher. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts warf sich ihr beispielloser Fanatismus auf die unterwegs kennengelernte Prophetenreligion. Die noch heidnisch verbliebenen Staaten des zentralen Sudan wurden in grausamen aber auch großartigen Kriegen von diesem Hirtenvolk, das plötzlich seine Bestimmung erkannt hatte, erobert und bekehrt. Plötzlich saßen überall die Fulbe im Sattel und bewährten ebensosehr im schlauen Ränkespiel wie in harten Kriegen und höchst geschickter Organisation der Staaten die vordem unsichtbaren Fähigkeiten ihrer Rasse. Genau so wie mit den Fulbe im 19. war es mit den Saharanomaden im 7. Jh. n. Chr. gegangen (Frobenius 1912).

Sobald aber der Islam auf Negervölker stieß, wurde aus dem Strom ein Sickern, ein zähes und vielfältiges Ringen um die Seelen und um die Macht. Dabei ist er für den Neger leicht anzunehmen, denn er läßt die Vielehe und die Verehrung der meisten heidnischen Geister bestehen, kennt kein „Rassenvorurteil“, gewährt aber sämtlichen Anhängern ein anmaßen-

des Gefühl prinzipieller Überlegenheit und viele angenehme kulturelle Gaben. Der nach dem Sudan gekommene Islam ist zudem noch die ursprüngliche. verhältnismäßig primitive Wüstenreligion (Frobenius). nicht der schwerer verständliche Hochkulturislam. der sich erst durch Berührung mit antikem und byzantinischem Erbe gebildet hat. Um so mehr ist die Langsamkeit der Erfolge unter den Negern bemerkenswert. Auch wo er durchdringt, bleibt er vielfach oberflächlichste Tünche, wie das z. B. Eberl-Elber (1936) für Sierra-Leone beschreibt.

Die europäiden Afrikaner werden vom Islam zu fanatischer Tatkraft beseelt; auf die Neger wirkt der gleiche Kismetgedanke nicht befeuernd. sondern erschlaffend.

Kunst. Auf diesem Gebiete kann man dem Adoptionsdefizit der Neger am ehesten die positive Deutung geben. daß sich die afrikanischen Werte in erstaunlichem Maße immer wieder durchzusetzen und zu erhalten wußten. So sind z. B. die Götterfiguren und Tempel der Yoruben den Ahnenfiguren und Hütten eines kulturell niedrig stehenden Bantustammes ohne Zweifel viel ähnlicher als die beiderseitigen Religionsformen. Daß schönes Maß. Regelmäßigkeit, Harmonie und Eleganz, also die Hauptwertmaßstäbe der antiken Kunst, auf Afrika so durchaus unanwendbar sind. wird besonders auffällig. wenn man durch vergleichende Forschung erfährt, wie unmittelbar viele negerische Kunstmotive aus der Antike stammen.

Man kann die Techniken und Motive des sudanischen Kunstgewerbes fast restlos als asiatisch-indisch-persisch-antikes Lehngut entlarven (H. Baumann 1929). und doch stößt man selbst im Sudan selten auf Schöpfungen. denen man ihre afrikanische Herkunft nicht schon aus der Entfernung ansieht. „Eine besondere Stellung nehmen in ganz Afrika meist die Küstenstämme ein. die ihre Vorbilder meist aus einer höher stehenden. aber mißverstandenen Ornamentik entlehnen. Im Suaheli-Kunstgewerbe beispielsweise treten neben einheimischen arabische. persische. indische und europäische Motive auf“ (Heydrich 1914) — und doch wirken die Arbeiten afrikanisch. Die Muster der getriebenen Metallarbeiten der Nupe sind eine der seltenen Ausnahmen. in denen die „schöne Pflanzenranke“, wie sie das antike Zierat so weitgehend beherrscht, nach Afrika übertragen erscheint. Von der antiken Plastik sind wohl Motive nach Afrika übertragen — aber Fratzen und Götzen sind daraus geworden! Der antike Steinbau wurde zur hölzernen Hütte mit zentral gelegenem Impluvium (Regenhof), wie sie sich im Guineaknie der Westküste findet. Aus der strenge monumentalen Ordnung der Steinarchitektur wird die — übrigens meist nicht auf reines Negergebiet übergreifende — Lehmbauweise des Sudans, deren Reiz gerade in der Ungeordnetheit und in den unbestimmten Formen liegt. die sich aus dem weichen Baumaterial ergeben. Die Tambermaburgen Nordtogos wirken wie aus einzelnen Zellen ohne bestimmten

Plan zusammengeklebte Termitenbauten. Die Stadthäuser der Lehmzone des Sudan wallen und schwanken wie die Burnusse ihrer Bewohner. Antikes Maß und antike Grazie sind nicht wiederzuerkennen.

Höchst bemerkenswert ist ferner, daß die islamische Kunst großen Bauens und feinst gesponnener Zierat wohl alle südeuropäiden Moslemvölker von Persien bis Marokko erobert hat, nicht aber die Negergebiete.

Musik. Und nun auf einmal ein wichtiges Lebensgebiet, auf dem man von einem Adoptionsdefizit der Neger eigentlich nicht sprechen kann. Was die Neger in ihrer Geschichte an Instrumenten und Ausdrucksformen der Tonkunst kennen lernen konnten, ist auch gleichwertig hoch in ihre Kultur übergegangen (Hornbostel, Chauvet). Das kommt wohl z. T. davon, daß der alte Orient und die Antike nur verhältnismäßig wenig hoch gestaltete Musik selbst besaßen, während die Neger von der neueren Tonkunst Europas durch das breite Nordafrika abgetrennt blieben, das sich mit Reminiszenzen an Orient und Antike durchaus begnügt und z. T. noch heute in griechischen Tonarten singt.

Die Negermusik hat mit der Musik aller anderen außereuropäischen Völker gemein, daß sie reine Melodie ist. Nur in Europa ist im Mittelalter die Harmonie erfunden worden. Die Negermusik führt an Anfänge des Auseinandertretens der Stimmen heran, wie sie in Europa im 11. nachchristlichen Jahrhundert vorübergehend gefunden werden (Hornbostel 1928).

Die neuere europäische Musik wird, seit sie in den Kolonien bekannt ist, lebhaft aufgenommen, obwohl das nicht ohne völligen Bruch mit der Vergangenheit möglich ist. Hornbostel hält die beiden Musikwelten für so unvergleichbar, daß er gerade für die Musik an die Möglichkeit einer eigentlichen Weiterbildung des Negerischen durch europäische Einflüsse verzweifelt. Europäische Instrumente wie Guitarre, Konzertina, Mundharmonika kommen zu Stämmen, die sie noch gar nicht in diatonisch-harmonischem Sinne anzuwenden wissen (Kirby für Südafrika). Äußerst wenig von Kultur beleckte Urwaldgemeinden empfangen den Europäer mit Blasorchestern nach Art unserer Bauernkapellen. In den Kirchen wird mühelos vierstimmig gesungen und die Negerchristen versagen nicht in der Wiedergabe schwieriger Bachfugen usw. Unter den Sklavennegern Amerikas hat die protestantische Methodistenkirche mehr Zulauf als der Katholizismus, weil sie den Ohren mit Psalmensingen und Hymnen mehr bietet, während die katholische Kirche das Auge unmittelbarer befriedigt, worauf die Neger aber nicht ganz so großen Wert legen. In den nordamerikanischen Spezialinstituten für Negererziehung hat die Musik eine zentrale Stellung wie im Mittelalter die Theologie oder im klassischen Gymnasium Latein und Griechisch. (Johnston 1910). —

Gerade dieses Herausfallen der Musik aus dem sonstigen Rahmen beleuchtet gut den Wert der Betrachtung des Adoptionsdefizites für die Rassenpsychologie.

Schule. Auch auf dem Gebiete der europäischen Schulbildung scheint ein so lebhafter Auftrieb zu herrschen, daß es fast untunlich erscheinen könnte, von einem negerischen Adoptionsdefizit zu sprechen. Aber wo die Bewegung schon etwas älter ist, zeigen sich nicht immer entsprechende Fortschritte, so in Südafrika, wo noch immer nur 25% der Eingeborenen Schulen besucht (Westermann 1936), obwohl die südafrikanischen Neger hoch über den Tropennegern stehen sollen (Willoughby 1923). Viel zu wenig beachtet wird jedenfalls, daß von vorneherein nur ein ausgesiebtes Material in die Schule kommt.

Im ehemaligen Deutsch-Ost mit seinem hochentwickelten Negerschulwesen (3000 Buschschulen) wird immer noch nur jedes achte Kind erfaßt. Das kommt nicht davon, daß die Schulen das Land zu ungleich dicht überziehen, sondern davon, daß in jedem Dorfe nur wenige Eltern ihre Kinder zur Schule schicken, und daß nur die erfolgreicheren Kinder auf der Schule verbleiben. Wieviel ließe sich wohl in Europa aus solchen „Begabtenzügen" machen?

Über den Buschschulen stehen die Internatsschulen, die an sich nur von wenigen Knaben besucht werden. Auch von dieser Siebungsgruppe bleibt aber nur jeder vierte bis achte im letzten Schuljahr übrig, die oft genug auch noch in einem künstlichen Verdummungszustand zweifelhaften Wertes die Schule verlassen. Diese schlechten Erfolge sind umso erstaunlicher, als außer der strengen zahlenmäßigen Siebung auch noch die Teilung des Unterrichtes in eine sprachliche und eine praktische Richtung dafür zu sorgen trachtet, daß Begabung und Beanspruchung richtig zusammenkommen (nach Angaben bei H. Thurnwald 1935).

Sicher ist trotzdem, daß Negerkinder viel besser lernen, als das von vielen Europäern für möglich gehalten wird. Die Rassenfrage pflegt überhaupt viel zu einseitig als Intelligenzfrage betrachtet zu werden.

In voreuropäischen Zeiten zeigt Negerafrika ein ausgeprägtes Adoptionsdefizit für Schrift und alle Schriftkultur. Ägypter und Karthager, Römer und Araber waren in Afrika gewesen. Von ihren Staatsformen hat der Neger allerlei gelernt, das Schreiben nicht, obwohl es vor allem auch als indirektes Mittel der Politik höchst wichtig ist. Der König von Benin sandte zur Beglaubigung seiner Meldegänger ebenso Botenstäbe mit wie der primitivste Australierführer. Wie sehr kann hingegen die Schrift den Befehlenden von seiner eigenen Gegenwart unabhängig machen!

Mehrfache Versuche von Negern, unter fremdem Einfluß selbst eine Schrift zu schaffen (bekannt von den Vey Liberias, von den Mende Sierra Leones und aus Bamum) sind sehr bemerkenswert, hatten aber keine weitreichenden Ergebnisse.

Auch abgesehen von der Schrift hat systematische Schulung die Neger in voreuropäischer Zeit wenig berührt. Es fehlt natürlich nicht an Unter-

weisung der Kinder. Diese geht aber nebenher und ist auch in den „Buschschulen", in denen die Knaben vor der Einweihung in den Stamm abgesondert werden, für unser Gefühl reichlich mit Hokuspokus durchsetzt. Andere Naturvölkergruppen betreiben die Schulung viel zäher, insbesondere diejenige der jungen Medizinmänner. Wenn der Wahrsageradept der Yoruba in dreijähriger Lehre die mystische Bedeutung von über 4000 Orakelausfällen studieren muß, so ist das im afrikanischen Rahmen genau so eine Ausnahme wie die ganze Yorubenkultur.

Europäische Berufe. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine Unzahl moderner europäischer Berufe auch vom Neger ausgeübt werden kann. Versucht man eine quantitative Schätzung, so ist es wohl sehr niedrig gegriffen, wenn man annimmt, daß jeder dritte europäische Mann beruflich nichts leistet, was nicht auch ein Neger könnte. Hinsichtlich zivilisatorischer Eignung ist die Negerfrage ohne Zweifel vorwiegend gleichbedeutend mit der Frage nach der Möglichkeit, Begabungseliten zu bilden. Die Durchschnittsleistungen der europäischen Berufserfüllung sind eben nicht so gewaltig, daß sie nur einer besonders begabten Rasse zukämen.

Gewiß gibt es unter europäisierten Negern auch Doktoren, Schriftsteller und Künstler — etwa ebenso, wie es solche auch unter europäischen Frauen gibt. Der Vergleich paßt wohl auch qualitativ nicht schlecht. Ebenso wie die wenigen geistig tätigen europäischen Frauen erscheinen auch die geistig tätigen Neger aber zumindest vorläufig nur auf zweitrangige Leistungen beschränkt. Die große technische Erfindung, die große wissenschaftliche Leistung von Negern läßt noch immer auf sich warten. Dazu kommt, daß die nordamerikanischen Neger, die natürlich die meisten Beispiele für zivilisierte Berufserfüllung stellen, zu einem großen Prozentsatz nahe weiße Vorfahren haben.

Johnston beschreibt Berufswünsche und Vorziehungsneigungen mittelamerikanischer Neger folgendermaßen:

Die Negersklaven haben auch nach ihrer Befreiung eine ausgesprochene Abneigung gegen Ackerbautätigkeit gezeigt. Das geht so weit, daß ostindische Kulis die Neger von den Plantagen verdrängen. Auch ein guter Geschäftsmann ist der Neger, abgesehen vom kleinen Straßenhandel, nicht. Hingegen füllt er gerne handwerkliche Berufe und ist überall ein geschätzter Minenarbeiter.

Ein nordamerikanischer Wirtschaftler fragt sich: Wie kommt es, daß die Neger, obwohl sie in einer wesentlich auf Geldverdienen aufgebauten Welt leben, sich lieber der Dichtung, Musik, Malerei zuwenden als dem Geschäftemachen, sobald sie einmal wirtschaftlich in einigermaßen gesicherten Verhältnissen sind. (Nach Herskovits 1930.)

5. Relativer Reichtum

Was fällt auf, wenn man Negerkulturen im allgemeinen mit Naturvölkerkulturen anderer großer Erdgebiete vergleicht? Welche Seiten der

Kultur sind bei Negerstämmen im Durchschnitt wahrscheinlich bemerkenswert stark oder schwach entwickelt?

Besonders interessant muß ein Vergleich mit den Indonesiern sein. Denn Afrikaneger und Indonesier leben unter den relativ ähnlichsten verbreitungsdynamischen Bedingungen der Kultur.

Wenn man vom vorderen Orient als dem Zentrum der in Betracht kommenden älteren Kulturströme ausgeht, dann ist die reine Entfernung nach Negerafrika und Indonesien hin etwa gleich. In beiden Richtungen durchmißt man zunächst ein breites Gebiet mehr oder weniger ausgesprochener Hochkultur: das arabisch-sudanische Gebiet in Afrika, das persisch-indische gegen Insulinde zu. Im Osten kommt allerdings noch ein anderer Hochkultureinfluß in Betracht: der chinesische. Dafür ist aber die Wegsamkeit der indonesischen Urwaldinseln geringer als diejenige der afrikanischen Steppen, so daß die allgemeine Einwirkungsdichte der Hochkulturen in Indonesien und in den nicht allzu sudanferne gelegenen Teilen Negerafrikas ungefähr die gleiche sein dürfte. (Vgl. die Karte S. 72.)

So ist auch die Kulturschichtung in den allgemeinen Zügen hier und dort die gleiche. Neger wie Indonesier sind beide wohl ursprünglich aus Asien gekommen, die letzteren allerdings, was wichtig ist, wahrscheinlich aus einem wesentlich östlicheren Teil dieses größten aller Kontinente als die ersteren. Beide umfassen sie verschiedene Kulturschichten, deren Extreme einerseits fast bloße Wildbeuter, andererseits fast Hochkulturvölker sind. In Afrika wie in Indonesien hatten zwergenhafte Bevölkerungen ursprünglich das Land besessen, und suchen Hochkulturvölker (Araber, Europäer, Inder) in das Gebiet der Afrikaneger und der indonesischen Malaien schon seit langem einzudringen.

Ein Unterschied besteht darin, daß sich an Indonesien noch die besonders hochkulturfernen australischen, melanesischen und polynesischen Naturvölkergebiete anschließen, während Afrika mit dem Lande der Buschleute im Süden zu Ende ist. Dieser Unterschied hat aber für die negerische und indonesische Kultur gewiß keine große Bedeutung.

Der Gleichläufigkeit der verbreitungsdynamischen Bedingungen entsprechen viele unbezweifelbare Ähnlichkeiten zwischen Neger- und Malaienkulturen. Diese kommen historisch unabhängig durch gleichartige Reaktionsweise unter bestimmten Bedingungen, also durch ähnliche Veranlagung zustande; die Unterschiede aber, die trotz gleichartiger Bedingungen auftreten, sind eben deshalb um so wahrscheinlicher auch in ungleicher Veranlagung begründet.

Gleichartig ist die **allgemeine Wirtschaftsstufe**, der tropische Bodenbau unter starker Beteiligung von Körnerfrüchten. In Indonesien wird an erster Stelle Reis, in Afrika aber Hirse gebaut, was schon zeigt, daß nur die allgemeine Idee des Körnerbaues, nicht seine spezielle Ausgestaltung auf eine gemeinsame historische Grundlage zurückgehen kann. Körnerbau ist im ganzen fortschrittlicher Feldbau, „abstrakter“ und

schwieriger als tropischer Knollenbau, wie er z. B. im hochkulturferne gelegenen Melanesien tatsächlich noch herrscht. Düngung und künstliche Bewässerung sowie Anbau auf Terrassen sind weitere fortschrittliche Ackerbauideen, welche in beiden Erdgebieten jeweils in vereinzelten Landstrichen vorkommen.

Die fleißige Intensität der Ackerwirtschaft ist innerhalb beider Gebiete lokal sehr verschieden. Im ganzen dürften die Indonesier öfter und vollkommener zu Maximalleistungen gekommen sein als die Neger. In Afrika herrscht nur in wenigen Gebieten, z. B. in Togo und in Ruanda, ähnliche Intensivierung wie in Java, Bali, Luzon, Menangkabau.

Das kann allerdings ebensogut geographisch und historisch bedingt sein wie die Erscheinung, daß die Viehzucht auf den offenen Steppen Afrikas eine viel größere Rolle spielt als in Indonesien, welches so großer zusammenhängender Weideflächen ermangelt. Mit den Indonesiern vergleichbar sind aus diesem Grunde vor allem die von Urwald erfüllten west- und zentralafrikanischen Gebiete.

Eisen kommt in beiden Erdgebieten seit Jahrtausenden vor. Es ist in Insulinde vorhinduisch, in Negerafrika zumindest schon im ersten vorchristlichen Jahrtausend vorhanden. Die Verbreitung war beiderseits bis in die Gegenwart unvollständig, in Negerafrika aber viel allgemeiner als in Insulinde.

Gewerbe sind im allgemeinen in Afrika nur im Sudan ähnlich hochentwickelt wie in einem viel größeren Teile Insulindes.

Es wäre, wie man aus dem Gesagten schon ersieht, verfrüht, in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht von einem generellen Leistungsunterschied der beiden Rassen sprechen zu wollen.

Gehen wir zur **Gemeinschaftsorganisation** über, so findet sich in beiden Gebieten zumeist ein erbliches Häuptlingtum. Während aber im größten Teile Afrikas der schwere Schritt getan ist, daß sich eine Vielheit von Siedlungen als politische Einheit fühlt (so daß also die Mehrzahl der Volksgenossen nur abstrakt bekannt sein kann), finden wir bei den Naturvölkern Insulindes oftmals im Gegenteil, daß sogar innerhalb der Siedlung keine politische Einheit herrscht, sondern verschiedene unabhängige Sippen und Häuptlinge im gleichen Dorfe zusammenleben. Während der Negerhäuptling besonders in der „Innenpolitik" sehr häufig absoluter Herr ist, ist die Häuptlingsmacht in Insulinde viel öfter schattenhaft. In Insulinde wäre auch kaum denkbar, daß die verschiedenen Zwergengruppen so systematisch in ein Hörigkeitsverhältnis gepreßt würden, wie es die Urwaldneger mit den Zwergen tun. Der Malaie setzt eher ökonomische an Stelle politischer Abhängigkeit. Die Neger hingegen benehmen sich ihren Zwergen gegenüber so, wie ihre eigenen Herren bzw. die Weißen es ihnen

gegenüber halten. Sie erinnern damit fast an Kinder, welche ihre jüngeren Geschwister die gleiche Macht fühlen lassen wollen, die in Gestalt der Eltern über ihnen selbst steht.

Wir sehen in Negerafrika eine auffallend starke Entwickelung des Sinnes für Machtausübung, sowie seiner Kehrseite, des Sinnes für selbstverständliche und kindliche Unterwürfigkeit unter einen anerkannten Herrn.

Auch die Kolonisten in Afrika machen die Erfahrung, daß der Neger ein ausgezeichneter Diener und ein leicht zu disziplinierender Soldat ist. Behn schildert z. B. besonders anschaulich, wie er als einziger Europäer an der Spitze von 200 Schwarzen reiste, die er strenge behandeln mußte, aber deren er auch sicher war.

Die Strenge und das Zwingenkönnen gehört für den Neger zum Bilde des Herren. Bemerkenswert ist aber vor allem, wie deutlich der Neger überhaupt das Bild des Herrenmenschen in sich hat und wie selbstverständlich er es für richtig findet, sich ihm zu beugen. Das größte an der Macht afrikanischer Despoten ist doch die freiwillige Gefolgschaft, die sie finden. Wenn man bedenkt, daß keine Erziehung aus einem dummen Schaf einen klug-treuen, gezwungen-freiwillig gehorsamen Hund machen kann, wird man auch kaum glauben, daß der überall in Afrika zu findende Sinn für Herrschaft dem Neger rein anerzogen sein könnte. Er muß tief in seinem Wesen liegen.

Dadurch, daß der Sinn für Macht und Machtausübung unter Negern offensichtlich über viele andere Kulturfähigkeiten hinausschießt, kommt es in Afrika verhältnismäßig leicht zu Staatenbildungen, die ebenso gewaltig wie gewaltsam sind, zu barbarischen Reichsgründungen ohne entsprechende Kulturentfaltung und ohne rechten Zusammenhang mit organischer Volkskraft. Genau das Gegenteil gilt für Insulinde: Für die höheren Naturvölker Indonesiens ist kennzeichnend, wie oft höchst verfeinerte Leistungen des Gewerbefleißes, des Rechtes und des Glaubens sich in Gemeinschaften von gering entwickelter politischer Organisation finden: Die Ifugao auf Luzon, die Naga in Assam, die Batak auf Sumatra, insbesondere aber die Dayak in Borneo sind Beispiele dafür.

In Borneo beobachtet man geradezu eine ungewöhnliche Umkehr des Kulturgüterflusses. Die Küstensultanate beziehen ihre feinsten Waffen und Handwerksgüter von den unorganisierten Bodenbauern des Inlandes (Nieuwenhuis). An welcher Stelle Afrikas wäre es wohl denkbar, daß die Hochkulturen, nicht die Naturvölker der passiv aufnehmende Teil sind?

Erscheint der Sinn für Macht als eine besonders männliche, eine vielleicht als „Maskulinismus" zu wertende Eigenschaft der Negerseele, so ist die relative politische Formlosigkeit der Indonesier umgekehrt eher feminin. Hängt damit etwa zusammen, daß in Südostasien das Vaterrecht verhältnismäßig selten, das Gleichrecht und das Mutterrecht aber besonders rein und folgerichtig ausgeprägt sind (Heine-Geldern 1924)?

Gewiß wurden an den Unterschied von Vaterrecht und Mutterrecht oft zu weitgehende weltanschauliche und geschlechter-psychologische Schlußfolgerungen ge-

knüpft. Es handelt sich beim Mutterrecht keineswegs typischerweise um Frauenherrschaft oder durchgehenden Feminismus in der Kultur, sondern um eine von den von vorneherein nur drei grundlegenden erb- und familienrechtlichen Möglichkeiten (Mutterrecht, Gleichrecht, Vaterrecht); es entspricht auch der alten Weisheit des „pater semper incertus“ und ist in dieser Hinsicht vielleicht überhaupt die naheliegendste von diesen drei Möglichkeiten.

Wenn sich aber in einem hochkulturnahen Erdgebiet das Mutterrecht so zähe erhält, daß z. B. auch der Islam vergeblich damit fertigzuwerden sucht, und wenn im Zuge dieses Mutterrechtes Erscheinungen wie Bräutigamskauf, Werbung durch das Mädchen, Dienstehe des Mädchens auftreten —, dann ist vielleicht doch eine gewisse feminine Einstellung der Gesamtkultur und der Männer der betreffenden Völker daran beteiligt.

Gewiß gibt es auch in Afrika ein ausgedehntes Mutterrechtgebiet. Aber es bleibt an Bedeutung und Umfang hinter dem Vaterrecht doch weit zurück und wird auch vom Vaterrecht immer weiter verdrängt, was nicht immer durch Gewalt bedingt ist, sondern auch Vorziehensneigung für Vaterrecht bezeugen könnte. Ferner ist das afrikanische Mutterrecht ganz vorwiegend nur Erbfolgerecht. „Herr der Familie ist fast überall auch bei weiblicher Versippung der Mann“ (A. Haberlandt 1922). „In Afrika ist das Mutterrecht nie Matriarchat“, bedeutet keine Herrschaftsstellung der Frauen (H. Baumann, 1926).

Die gefundenen Unterschiede im Gemeinschaftsleben der Afrikaneger und Indonesier können kaum auf Unterschiede der Anregung zurückgehen, denn das indisch-orientalische Gebiet liefert seit Jahrtausenden hier wie dort die Vorbilder. Chinas Einfluß in Insulinde ist in dieser Hinsicht ohne Bedeutung. Das Festhalten sehr alter Gemeinschaftsgesinnungen ostasiatischer Herkunft durch die Völker, die über Hinterindien in neolithischer Zeit nach Insulinde gekommen sind, kommt wohl nur in Betracht, wenn sehr zähe Vorziehensneigungen solches uraltes Gut stützen; solche sehr alten Traditionen bestärken die Vermutung rassenpsychologischer Bedingtheit der aufgezeigten Unterschiede also eher als daß sie sie widerlegen.

Vergleicht man das **Glaubensleben** von Afrikanegern und Indonesiern, so fallen am ersten wieder vielfache Übereinstimmungen in die Augen.

Vor allem tritt eindringlich hervor, wie ähnlich viele Hauptantriebe und Hauptmittel des Glaubenslebens bei verschiedenen Menschenrassen in ähnlicher kultureller Lage sind; doch fehlt es auch nicht an Hinweisen auf Gradunterschiede des Interesses.

Zweck und Sinn der Religion ist in Negerafrika wie bei den Naturvölkern Insulindes noch vorwiegend Sicherung und Förderung des diesseitigen Lebens (D. Westermann, 1936, Loeb 1935). Das Jenseits interessiert weniger, doch ist das Totenland und der Weg dahin vom Malaien immerhin mit viel kühnerer Phantasie ausgemalt worden als vom Neger.

Animistische Beseelung toter Dinge. also ein weitgehender „metaphysischer Dualismus“ herrscht hier und dort. Vielfach werden im Menschen noch mehr verschiedene Wesenheiten unterschieden als Leib und Seele. Die reichere spekulative Ausschmückung zeigt sich wohl wieder bei den Malaien. wo stellenweise bis zu neun Seelen unterschieden werden. Auch die Neger sind aber besonders in Westafrika nicht faul in der weiteren Aufspaltung der Seele.

Unter den Geisterwesen sind vor allem die beiden großen Klassen der Natur- und der Totengeister zu unterscheiden. Es kommt in Afrika wie in Insulinde vor, daß stellenweise entweder die Dämonen oder die Ahnengeister bevorzugt beachtet werden. Das Gespensterheer dürfte bei den Malaien phantastischer ausgestaltet worden sein. während die Negerreligion eher den nüchternen Ahnenkult bevorzugt.

Für beide Rassen haben die Natur- und Ahnengeister weitaus größere Antriebsmacht als die an sich überall auch bekannten höheren Götter. Das Wissen um diese Götter und ihren Kult ist in Afrika wie in Indonesien großenteils Sache der Religionsspezialisten. der Priester. Organisierte Priesterschaften finden sich hier wie dort. Der Eindruck ist. daß die priesterliche Seite des Lebens in Indonesien entwickelter ist. daß die indonesischen Priester auch mehr spekulieren. die Negerpriester hingegen vorzüglich zaubern und regieren. Die Antriebe und Formen des Glaubenslebens fremder Rassen sind allerdings besonders schwer gegeneinander abzuwägen. auch fehlt es an großzügig vergleichenden Voruntersuchungen.

Eine zwar nicht vergleichende. aber doch großzügig zusammenfassende Voruntersuchung über eine wichtige Teilfrage, über „Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythus der afrikanischen Völker“ verdanken wir H. Baumann (1936). Folgendes Urteil daraus ist eine Zusammenfassung der rassenpsychologisch wichtigsten Ergebnisse:

„Die verhältnismäßig schwache Begabung des Negers. der nun einmal das Hauptelement des Afrikaners darstellt. für Mythenbildung hat es vielleicht mit sich gebracht. daß die vorhandenen Mythen so wenig zur Untersuchung reizten. Tatsächlich sind sie bei weitem farbloser als etwa die Mythen der Polynesier. Indonesier oder Amerikaner.“

Die afrikanischen Mythen handeln vorzüglich vom Menschen und von der Entstehung der Kultur. nur wenig von den Vorgängen der Natur oder vom Aufbau der Welt. Das an sich geringe theoretische Interesse des Negers beschränkt sich vorwiegend auf das unmittelbare Selbst. während es Indianer. Polynesier und Indonesier zum Entwurf eines universalen Weltbildes drängt. das letzten Endes eine keimhafte Vorstufe unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes genannt werden kann.

Wie Westermann schildert, fehlt es dem Neger nicht an theoretisch-kausalem Interesse. Dazu ist er zu aufgeweckten Geistes. Alle Freude an Problemen bleibt aber an der Oberfläche, ermüdet rasch und begnügt sich gerne mit einem spielerischen Bonmot. Der Neger blieb in dieser Hinsicht bis in die Gegenwart jenen praktischen Menschen vergleichbar, für welche jede ideale Bestrebung Dummheit, Erkenntnisbestreben Verstiegenheit und Kunst ein gelegentlicher Genuß ist: die sich in dieser ihrer Einstellung sehr lebenstüchtig vorkommen, aber nicht bemerken, daß solche allzugroße augenblickliche Lebenstüchtigkeit auch die Keime jeder Aufwärtsentwickelung erstickt. Solche ist nun einmal nur dort möglich, wo die unmittelbare Ergriffenheit schöpferischer Menschen durch außerhalb des Lebensnotwendigen liegende Fragen und Aufgaben allmählich auch benutzbare Güter aus sich hervorgehen läßt.

Auch die große Lernbegier der gegenwärtigen Afrikaner in den europäischen Schulen entspricht nicht einem endlich erwachten theoretischen Interesse der Rasse, sondern einfach der Vorstellung: „Wissen ist Macht". Der Missionar und der Forscher werden leicht mit einem mitleidigen Lächeln ob ihrer Weltfremdheit bedacht.

Über Naturgeistern und Ahnenseelen stehen in Afrika wie in Indonesien umfassendere übernatürliche Gestalten, sogenannte „Götter". Die Grenze zwischen Göttern und Geistern ist fließend. Götter haben den Charakter der Erhabenheit und werden gewöhnlich als umfassende Vertreter gewisser Weltprinzipien betrachtet, als Donner-, Liebes-, Kriegs-, Sonnen-, Himmelsgötter usw.

Für die Beurteilung der Götterwelten beider Rassen ist wichtig, daß es sich zum großen Teil nicht um originale Erzeugnisse der Afrikaner und Indonesier handelt. Indonesien und Afrika sind von versunkenen oder versinkenden polytheistischen Hochreligionen durchtränkt. Beide Rassen waren nicht imstande, dieses von Völkern europäider Rasse übernommene Religionsgut zu erhalten.

Die Verhältnisse liegen in Indonesien klarer als in Afrika. In Indonesien handelt es sich um das Versinken der geschichtlich wohlbekannten vorderindischen Religionen des Hinduismus und Buddhismus. In Afrika hingegen weiß man über die Quellen der noch in Resten vorzufindenden Göttervorstellungen viel weniger. Einerseits kommt das wohl daher, daß die Anregungen viel weiter zurückliegen als in Indonesien, dessen hinduistische Beeinflussung 2000 Jahre alt ist, während die altmittelländischen und altorientalischen Kulte, die sich in Benin, Yoruba, Dahomey usw. noch spiegeln, weit in vorchristliche Zeit zurückreichen und zumindest seit dem Einsetzen von Christentum und Islam keinen Nachschub mehr bekamen. Der vorderindische Polytheismus ist hingegen selbst heute noch nicht tot! Außerdem dürfte das Versinken des Polytheismus bei Negern überhaupt rascher vor sich gehen.

Eine auffallende Erscheinung ist, daß es in beiden Erdgebieten fast nie an einem Hochgott fehlt, der häufig neben den Dämonenheeren und Ahnenseelen geradezu der einzige Gott ist, so daß ein Monotheismus vorliegt, der an die Zweiheit von Gott und Heiligen im Katholizismus erinnert.

Das verwundert im Falle der Naturvölker, weil wir gewohnt sind, die Religionsgeschichte immer nach dem Schema zu sehen, daß Eingottglaube die letzte und entwickelste Form der Religion sei. Wenn aber die Vorstellung eines Allgottes psychologisch so schwierig wäre, dann würde der liebe Gott im Himmel, der alles sieht und kann, auch für unsere europäischen Kinder nicht so früh erfaßbar werden. Monotheismus ist eben nicht durchaus gleich Monotheismus. Der Eingott eines sechsjährigen Kindes ist durch Welten vom Einen Gott etwa eines Leibniz getrennt.

Keinem afrikanischen Volke fehlt nach H. Baumann die Vorstellung von einem Gotte schlechthin, der mehr ist als primus inter pares nach Art Zeus' oder Odins. Auch die Zwergrassen bilden darin keine Ausnahme.

Wie kommt das? Ein übernatürliches väterliches Wesen, welches zudem alles Kausalbedürfnis befriedigt, indem alles, was unverständlich ist, eben von Gott stammt, liegt dem primitiven Denken sicher ebenso nahe wie dem kindlichen. Andererseits dürfte historisch eine in Afrika wie in Insulinde nach gleichem psychologischem Prinzip vor sich gegangene Umbildung polytheistischer Religionen vorliegen.

Es ist allgemein bekannt, daß Vielgötterreligionen in der Richtung entarten, daß aus den Götterordnungen ungeordnete Dämonenhaufen werden. Das dürfte aber nur die eine Seite des Prozesses treffen: Neben dem Absinken in konkretere Gestalten scheint die Ballung der primitiv erfaßten Idee des Göttlichen, die nicht so ohne weiteres verschwinden kann, in einen Hoch- und Vatergott zu stehen. Besser als in Afrika lassen sich solche Abläufe aus den genannten Gründen in Indonesien verfolgen, man vergleiche etwa die Götterlehre der Batak von Sumatra mit der originalhinduischen Lehre (Loeb 1935). Unmittelbar beschrieben wird solche Simplifizierung von den Alfuren Halmaheras (Zondervan 1930).

Wenn Neger zur Anerkennung eines Gottes neigen, so spricht sich darin wohl die gleiche Seelenverfassung aus wie bei der freiwilligen Unterwerfung unter einen Herrn.

In Afrika wie in Indonesien leben die Hochgötter häufig in erhabener Untätigkeit („otiose Gottheiten"), auch dieser Zug hat sich also aus gleichen Voraussetzungen heraus in beiden Erdgebieten unabhängig voneinander eingestellt. Er bedeutet, daß Gott für das praktische Religionsleben belanglos wird.

Man wird vielleicht fragen, ob die afrikanischen Götter nicht christlichen oder islamischen Ursprunges sind. Dies ist aber nach der ganzen Sachlage nicht anzunehmen.

Tabu, Opfer, Kultfeste und kultische Tänze, Totemismus, Zauberhandlungen, Schamanismus (Wahrsagen und Krankenheilung in Trancezuständen), Orakelglauben und viele andere Hauptformen des Religionslebens gibt es in Afrika und in Indonesien. Man müßte Wege zur quantitativen Abschätzung des Entwickelungsausmaßes dieser Erscheinungen finden, um auch in diesen Dingen typische Unterschiede aufweisen zu können. Einige Andeutungen müssen vorläufig genügen:

Spielen nicht grobstoffliche Zauberkörper („Fetische“) in der Religionsausübung der Neger eine besondere Rolle? Sind die Kultfeste der Malaien nicht feinnerviger, farben- und einfallsreicher? Ist Schamanismus in Afrika nicht wesentlich seltener und dürftiger als bei den Malaien und den meisten östlichen Völkern? Nach der Zusammenstellung Fischers (1929) über afrikanische Divinationsformen treten andere Orakel gegenüber der Schamanenbefragung weit in den Vordergrund und sind die Erlebnisse der Schamanenseele auf ihrer Jenseitsreise dürftig im Vergleich zu dem, was malaiische, indianische, nordasiatische Schamanen zu erzählen wissen.

Willoughby (1923) schreibt geradezu: „Trance ist (in Negerafrika) ein ungewöhnliches Mittel des Verkehres mit der Geisterwelt. Alle Fälle von Trance, die mir begegnet sind, waren durch Krankheit verursacht; meistens waren sie Vorboten des Todes“. Schebesta hingegen hat es allerdings erlebt, daß in der gleichen Pygmäenhorde nacheinander zwei Individuen mediumistische Hellseherleistungen vollbrachten. Wirz erzählt von einem neuen Fetisch, den ein aus französischem Militärdienst heimgekommener Soldat erfand und um teures Geld käuflich abgibt. Er wird mit Vorliebe von Medien auf dem Kopfe getragen. Die mittelamerikanischen Neger in Surinam scheinen das indianische Schamanentum bereitwillig aufgenommen zu haben (Herskowitz 1936).

Sicher wird man in dieser Frage feinere psychiatrische Unterscheidungen machen müssen. Die Suggestibilität der Neger ist ohne Zweifel groß, der Willens- und Vorstellungsfluß von Mensch zu Mensch sehr gut gebahnt. Damit dürfte der negerische Mediumismus zusammenhängen. Der typische schamanistische Trancezustand hingegen ist „autistischer“ Art, d. h. er sperrt ganz im Gegenteil das Individuum wohl eher von seinen Mitmenschen ab. Gesichert ist jedenfalls die geringe Phantasieentfaltung der negerischen Medien.

Die **Kunstbetätigungen** der Rassen sind, als in stofflichen Werken verdinglicht, besser vergleichbar als die Formen des Glaubenslebens. Allerdings kommt es uns eigentlich ja nicht auf die Kunstwerke, sondern auf mit ihnen zusammenhängende bewußte und unbewußte seelische Lebenserscheinungen in den zugehörigen Menschen an.

Von Afrikanegern wie Indonesiern liegen viele bedeutende Werke vor, die auf so verschiedene Völker und so verschiedene Zeiten zurückgehen, daß sie ohne Zweifel historisch weitgehend voneinander unabhängige Vielfachfälle darstellen, deren gleichläufige Verschiedenheit Schlüsse auf rassische Neigungsunterschiede ermöglicht.

In Afrika wie in Indonesien finden sich alle Hauptformen der bildenden Kunst, ihre relative Bedeutsamkeit aber ist hier und dort eine andere. In Afrika muß es heißen: Zuerst die Plastik, dann die Zierkunst, zuletzt die Architektur. In Indonesien aber: Zuerst die Zierkunst, dann die Architektur, zuletzt die Plastik (nicht so sehr die geringere Zahl als die geringere geistige Bedeutung der indonesischen Plastiken veranlaßt diese Reihenfolge).

Die geringe Entwickelung negerischer Architektur ist angesichts der vielen Reiche und Königssitze besonders bemerkenswert. Meist ist der Palast des Negerherrschers nur durch die umfangreichere Reihung der an sich gleichen Hüttenformen vor Dorf und Einzelhof ausgezeichnet. Die berühmten Hallenbauten der Mangbetu und die Paläste Kameruns gehen nicht über das hinaus, was niedrig organisierte andere Naturvölker schon für einzelne Großfamilien bauen (z. B. die Sippenhäuser am Fly River im äußersten Melanesien oder die amazonischen Malokas).

An der naturvölkischen indonesischen Architektur sind im allgemeinen die phantastischen, von keinem Zweckgedanken diktierten Dachbauten besonders kennzeichnend, die vielleicht mit ähnlichen Erscheinungen in den ostasiatischen Hochkulturen (China!) zusammenhängen und sich auch nach Neuguinea in abgeschwächter Weise fortsetzen. Ferner bauen verschiedene südasiatische Völker überdeckte Brücken von großer Schönheit, was in Afrika nicht vorkommt. Ebenso bauen die Neger nicht mit Stein, wie z. B. die alten Bewohner der Insel Nias bei Sumatra oder die unter Hindueinfluß stehenden indonesischen Baumeister in Java oder Bali. Indonesische hinduistische Architektur übertrifft in manchem noch die heimatländisch-vorderindische und steigert sich in Java und in Hinterindien zu Maximalleistungen aller menschlichen Baukunst, die als Leistung und Ausdruck von gleicher Bedeutung sind wie etwa die gotischen Dome, ja ihnen an Umfang noch überlegen (Candi Borobodur, Angkor Wat). Wir kommen im dritten Band noch auf die Frage zurück, wieweit an ihnen Malaien beteiligt sind (Abb. S. 236).

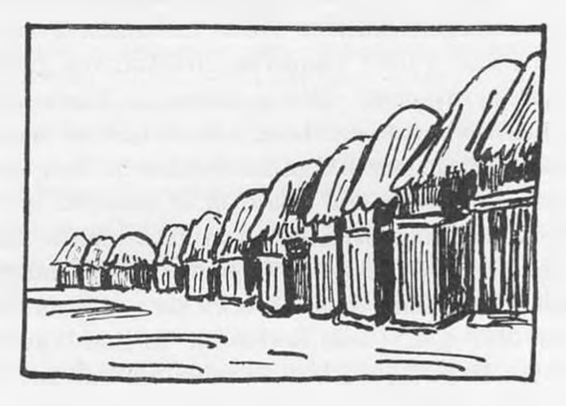
Während diese Bauten wie gewaltig geballte „Weltberge" sind, sind die Negerbauten aus lauter kleinen Einzelhütten „atomistisch gereiht". Wir stoßen damit zum ersten Mal auf eine besonders kennzeichnende negerische Stileigentümlichkeit, die uns im folgenden mehrfach beschäftigen wird. Wenn man auch skeptisch gegen die meisten Versuche sein muß, in bestimmten Eigenschaften praktischer Güter allzu tiefe seelische Symbolik zu suchen, wie das in der Nachkriegszeit üblich war (z. B. Spengler, H. Kühn, E. v. Sydow) — so scheint das Wohnen der Neger in kleinen Hütten doch nicht rein technisch oder historisch zufällig zu sein, sondern fügt sich dem noch zu besprechenden Gesamtausdruck der Negerkulturen ein.

Am technischen Können dürfte es nicht liegen, denn gerade selbst viel primitivere Kulturen bringen, wie erwähnt, Großbauten fertig, in denen eine ganze Reihe von Einzelfamilien durch Verschläge getrennt zusammenhaust. Siedlungen, die nur aus einem einzigen Hause bestehen, finden sich in Indonesien, Melanesien, Nord- und Südamerika.

Nieuwenhuis hat darauf hingewiesen, ein wie hohes ordnendes Vorstellungsvermögen für die hochkomplexen aber durchaus geregelten

Muster nötig ist, die von vielen Indonesiern ohne Vorlage und Vorzeichnung aus dem Kopfe entworfen und ausgeführt werden (vgl. die Beispiele Abb. 61). Bei negerischen kunstgewerblichen Erzeugnissen sieht man selten gleichartige Schwierigkeiten auftauchen. Für die Neger ist





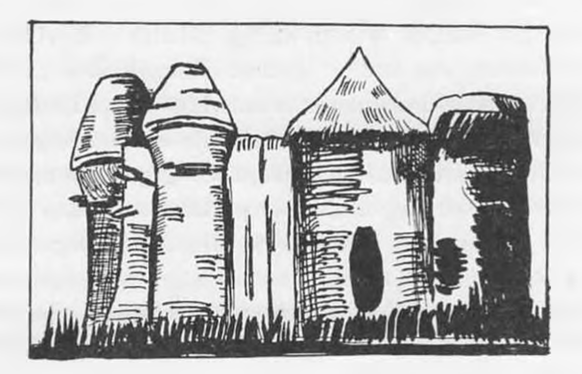


Abb. 60. Atomistisch-klitterndes negerisches Bauen in Dorf (oben. Palast (Mitte) und Wehrburg (unten). Nach Buschan.

vorzüglich Reihung gleichartiger Einzelteile das Mittel. zu umfangreicheren Gebilden zu kommen. Solche Reihung ergibt Umfang bei verhältnismäßig geringer geistiger Mühe. ist aber wohl auch an sich im Wesen der Neger verankert (vgl. auch S. 200 f.).

Es gibt in Afrika wie in Indonesien eckige und gerundete Zieratformen. In Afrika hat aber eckiges, mit starken Farbkontrasten arbeitendes Zierat fast überall die Führung. Lehmann bringt Beispiele aus ganz verschiedenen afrikanischen Gebieten, die sich doch sehr ähneln (Abb. S. 181).

Von den 212 „typischen afrikanischen Ornamenten", die Baumann (1930) zusammenstellt, sind 107, also genau die Hälfte, nur aus geraden Linien zusammengesetzt. Von den gesamten im gleichen Buch abgebildeten kunstgewerblichen Negerarbeiten aber sind sogar 75% ganz oder vorwiegend eckig geziert, bei weiteren 10% sind runde und eckige Formen gemischt und nur bei 15% überwiegen die runden Formen. Die Neger machen offensichtlich von den ihnen bekannten runden Formen auch unterdurchschnittlichen Gebrauch, auch sind runde Formen vorwiegend auf gewisse westafrikanishe Gebiete mit stark sudanischen Anregungen und Rassenanteilen beschränkt (Yoruba, Bakuba). Von den afrikanischen Ornamentmustern, die J. Lehmann (1921, vgl. genauere Besprechung S. 191) zusammenstellt, sind sogar nur 37/293, also 13% rundlinig, 208/293 = 72% aber eckig geformt.

Auch die kurzlinigen Negerornamente sind zumeist „atomistisch gereiht", d. h. sie bestehen vorwiegend aus etwa kreisrunden oder rosettenartigen Einzelteilen, die im ganzen ebenfalls ein statisch in sich ruhendes, verhältnismäßig starres und unverbundenes Bild ergeben.

Flechtbandzierat spielen in Yoruba und bei den Bakuba, ferner in der neuentstandenen Zierkunst der Buschneger Südamerikas eine Rolle. Die Bänder wirken aber immer sehr körperlich-handgreiflich und keineswegs dynamisch geladen. Für die Bänder der Bakuba macht Baumann folgende charakteristische Bemerkung:

Das entwickelte Flechtband ist das charakteristische Ornament der Bakuba, die im übrigen aus ihrer Weberei eine Unsumme von Ornamenten erwarben, die alle nicht nach ihrer Gesamtheit, sondern nach bestimmten Details benannt werden. Das Flechtband existiert für den Mukuba nicht, nur seine einfachen (etwa quadratisch geschlossenen) Formen, die auch selbständig vorkommen.

Das Pflanzenrankenornament, das in Mittelmeer und Orient schon so lange herrscht, hat in Afrika so gut wie keinen Anklang gefunden. Nur die getriebenen Metalltöpfe der Nupe im Sudan, die Frobenius beschrieben hat, fallen in dieser Hinsicht aus dem afrikanischen Rahmen heraus.

Die Eckigkeit der afrikanischen Zieratformen ist nicht materialbedingt, denn sie beherrscht auch die Holzgegenstände, die Töpferei, Malerei und einen großen Teil der Metallarbeiten.

Wie anders sind die Vorziehensneigungen, die demgegenüber in der indonesischen Kunst zutagetreten!

Von den Indonesiern bildet J. Lehmann 561 verschiedene Ornamente ab, also annähernd doppelt so viel wie von den Negern Afrikas. Das gibt den Unterschied in der Erfindungsfülle wahrscheinlich nicht übertrieben, sondern eher noch viel zu abgeschwächt wieder. Während aber die Anzahl verschiedener

eckiger Zieratformen von 208 bei den Negern auf 253 bei den Indonesiern kaum nennenswert gestiegen ist, haben sich die runden Ornamente von 37 auf 248 vermehrt, also fast versiebenfacht! Auf 106 von 161 in den Werken Nieuwenhuis, Loebs und Heine-Geldern wiedergegebenen Werken indonesischen Kunstfleißes überwiegen die kurven Linien (also auf etwa 66%). Von den 36 vorwiegend eckige Formen zeigenden Stücken sind die Mehrzahl Flechtarbeiten, deren Zierat aus technischen Gründen nur mit Mühe und gegen den Sinn des Materiales ankämpfend gerundet werden kann, was aber trotzdem oft geschieht.

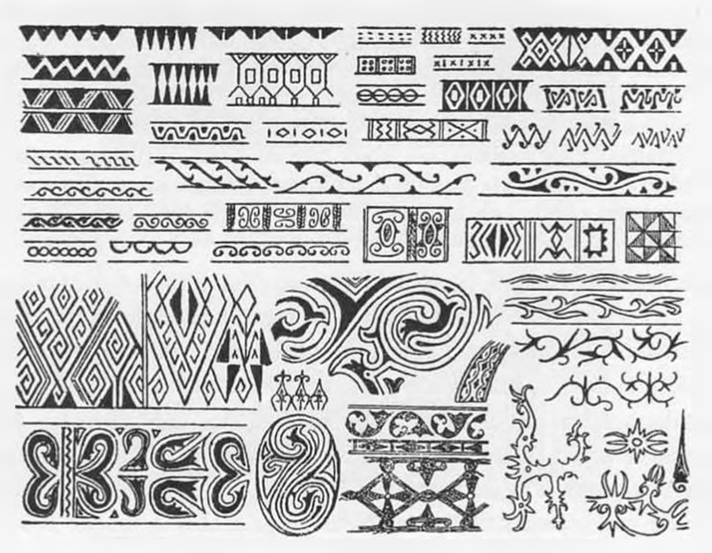


Abb. 61. Ornamenttypen aus Insulinde (Dayak Borneos). Aus Lehmann.

Da es sich um viele, völlig verschiedene indonesische Einzelstile handelt, die nur die Vorziehensneigung für runde Formen gemeinsam haben (ohne daß eckige Formen etwa ganz fehlen oder bedeutungslos wären!), kann man diese glatte Umkehrung der afrikanischen Verhältnisse kaum für historisch zufällig halten; dazu kommt noch, daß die Rundung der Formen in der indonesischen Kunst nicht allein dasteht, sondern zusammen mit ihrer Geschmeidigkeit, ihrer gedämpften Farbigkeit und zarten Verfeinerung eine eindrucksstarke Sinneinheit des Ausdrucks abgibt.

Die Erzeugnisse indonesischer Naturvölker sind weitgehend im Sinne formaler Schönheit, d. h. augenwohlgefälliger Regelmäßigkeit entwickelt, sind daher oft weniger als Ausdruckskunst denn als Schönheitskunst zu betrachten. Man hat bei malaiischen Erzeugnissen oft den Eindruck, als hätte sich das Werk eines griechischen Zieratkünstlers in den Urwald verirrt. Viele indonesische Vorbilder kann man in die europäische Hochkultur übernehmen, ohne daß sie überhaupt exotisch wirken (z. B. Batiken, Matten, Metallarbeiten sind auch tatsächlich übernommen worden). Bei

Negerarbeiten wäre das trotz der großen Staaten der Neger und trotz der reichen arabischen, indischen, persischen und europäischen Anregungen wohl niemals möglich.

Die relative Überentwickelung des Sinnes für kunstgewerbliche Fertigkeiten, die mitten in der Wildnis betrieben werden (vgl. auch die S. 104 erwähnten hervorragenden Flechtarbeiten der wildbeutenden Punannomaden!) ist wohl sicher ein besonders kennzeichnender rassenseelischer Zug der Indonesier. Ob man nicht neuerdings etwas Feminines darin finden kann?

H. Baumann urteilt in seiner Darstellung des afrikanischen Kunstgewerbes, daß die Gerätekunst in Afrika so vielseitig sei wie kaum in einem anderen Naturvölkergebiet. „Wenn trotzdem in Afrika nicht immer die Spitzenleistungen anderer Naturvölker erreicht werden, so liegt das eben an der schon so oft bestätigten Nüchternheit und Zweckmäßigkeit afrikanischer Produktion".

Heydrich (1914), der zusammenfassende Untersucher afrikanischer Zierkunst, urteilt am Schlusse folgendermaßen:

Gar mannigfaltig ist das Bild, das die Ornamente des einförmigsten der Erdteile bieten, und doch tragen sie alle einen eigentümlichen ... Zug, der sie sofort von den Ornamenten aller übrigen Erdteile unterscheiden läßt. Der einförmig nüchterne Charakter drängt sich vor. Nichts ist von der Farbenpracht der Südseeornamente, nichts von der Formenfülle Indonesiens, nichts von der Symbolik amerikanischer Ornamente zu erkennen. Eine ungeheure Phantasiearmut läßt sich nicht verkennen.

Man sehe solche Äußerungen aber nicht als durchaus abfällige Urteile an. Die besten Negerornamente sind ohne Zweifel von einmaligem Reiz und afrikanische Kunst ist im ganzen ein nicht zu missender Bestandteil universaler Kunstkenntnis und eine erstaunlich einheitliche und stilstarke Ausdrucksform der vielen Völker der einen ganzen Kontinent bewohnenden Negerrasse.

Zum Schluß sei noch auf die bemerkenswerten Gradunterschiede der Kunstentfaltung innerhalb Afrikas kurz eingegangen. Es handelt sich tatsächlich um Gradunterschiede, welche den allgemeinen Charakter nicht mehr beeinträchtigen als verschiedener Boden, der die gleiche Pflanze entweder üppig wuchern oder dürr verkümmern läßt.

In Negerafrika ist die künstlerische Leistung vor allem im Westen und im zentralen Waldgebiet besonders gesteigert, während sie in den Steppengebieten der hamitischen Viehzüchter Ostafrikas und der Niloten am meisten verkümmert. Zu den Bantunegern gehörige Viehzüchter nach Art der Kaffern, Basuto und Betschuanen nehmen eine Mittelstellung ein.

Die Plastik reagiert im allgemeinen am ersten und stärksten auf diese Gradunterschiede, aber auch die Zierformen wandeln sich grundsätzlich in gleichem

Sinne. Wenn man nur der Verbreitung einzelner Kunstformen, wie z. B. der Holzmaske oder der hölzernen Ahnenfigur, nachgeht, übersieht man leicht, daß es sich um eine die ganze bildende Kunst betreffende Erscheinung handelt.

Eine Erklärung solcher Gradunterschiede sucht zweckmäßig immer von den trivialsten Möglichkeiten auszugehen. Der Werkstoff Holz ist den Steppenafrikanern zwar vielleicht weniger vertraut, aber er wird doch überall für so viele andere Zwecke gebraucht, daß er auch plastisch beschnitzt werden könnte. Die geringe Transportfähigkeit kann bestimmte Kunstformen in Nomadenkulturen zurückdrängen, doch bleiben

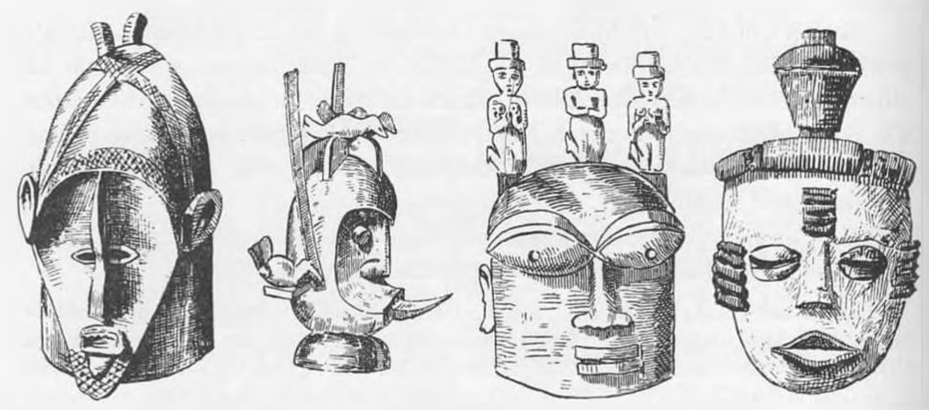


Abb. 62. Afrikanische Masken: Körperballende Plastik in mehr naturnaher oder kubistischer Formgebung. Aus Frobenius.

kunstsinnigen Nomaden, wie andere Beispiele zeigen, noch immer viele künstlerische Möglichkeiten, und ziehen die Steppenafrikaner auch keineswegs dauernd umher, sondern haben zumeist sogar Felder. Die „trivialen" Erklärungen versagen also.

Bestimmte kulturelle Ideen können befördernd oder hemmend wirken. So deckt sich die Geheimbundverbreitung einigermaßen mit der Maskenverbreitung, was insofern selbstverständlich ist, als die Maske ein technisches Mittel der geheimen Kunstfeiern ist. Ahnenkult tritt in den ostafrikanischen plastikarmen Gebieten aber sogar stärker in den Vordergrund als im Urwald und im Westen. Hofhaltungen großer Reiche, die nach imponierendem Prunk verlangen, sind keineswegs auf Westafrika beschränkt. Die Kaffern- und Zwischenseenreiche sind aber ungleich kulturdürrer als Benin, Dahomey oder Lunda im Westen.

Auf keinen Fall kommt in Betracht, daß die Ostafrikaner durch geschichtlichen Zufall weniger Anregungen gehabt hätten. Die Hamiten stammen aus dem Nilgebiet, in dem die Anregungen Abessiniens, Ägyptens, Arabiens und Indiens in ganz besonderer Dichte zusammengetroffen sein müssen. Wieso die Nilotenstämme außer

einigen politischen Formen fast nichts Höherstehendes in ihrer Kultur aufgenommen haben, ist angesichts dieser Tatsache geradezu ein verbreitungsdynamisches Rätsel zu nennen.

Auch ist bekannt, daß die Hamiten auf ihren Wanderungen die Kunst, die ihnen entgegengetreten ist, ihrerseits gelähmt und zerstört haben. Man denkt in diesem Zusammenhang leicht daran, daß ja auch die Religion der arabischen Wüstennomaden, der Islam, bilderfeindlich ist, was aus gleichen rassischen Wurzeln stammen könnte. Es handelt sich im Islam aber nur um das Verbot, den Menschen darzustellen, und Architektur wie Zierkunst haben dieses Verbot reichlich wettgemacht, während die ostafrikanischen Hirtennomaden keine reichen Ersatzkünste aufweisen.

Ohne Zweifel ist es der allgemeine „Geist" der Viehzüchterkultur, also die typisierte Auffassung von Stil und Wert des Daseins, welche am meisten kulturhemmend wirkt. Die Ostafrikaner sind einem rauhen, kriegerischen und unsteten, einem extrem männlichen und heroischen Leben mit größter Hingabe zugetan. Es soll das nicht heißen, daß der Sinn für unmittelbar eindruckswirksame Ausstattung des Lebens fehlt; aber die Leistungen verbleiben im Rahmen der Schönheitswünsche von Militär und Ingenieur, wenn ein europäischer Vergleich erlaubt ist. Die Krieger treten in pittoresker Uniform auf, die Geräte sind sachschön und sachstrenge gebildet. Arm ist die bilderschaffende Kunst.

Woher kommt dieser „Kulturgeist"? Wird er nicht durch konstitutionskundliche Zusammenhänge wesentlich unterstützt? Die ostafrikanischen Hamiten sind die schmalwüchsigsten, die extrem leptosom gebauten Menschen der Erde, die westafrikanischen Bodenbauer als die ausgeprägtesten Träger der afrikanischen Kunstbetätigung hingegen die kurzwüchsigsten, untersetztesten und breitköpfigsten Neger. Die Negervölker mit schwach entwickelter Plastik stehen auch körperlich in der Mitte zwischen diesen Extremen. Sollten diese Zusammenhänge nichts besagen? Sollte nicht jede afrikanische Völkergruppe im Laufe der Zeit mit beträchtlicher Wahrscheinlichkeit zu jenem „Kulturgeist" und damit zu jener Art von Kunstbetätigung gekommen sein, die sie verdient und wünscht?

Im ganzen erscheint die Hamitenkunst als äußerste Steigerung der afrikanischen Kunstgesinnung der Kargheit und harten Formung.

Nach allgemeiner Meinung und Erfahrung lieben die Neger **Musik** in ganz besonderem Maße. Im Vergleich zur malaiischen Musik läßt die Entwickelung der musikalischen Mittel wie der Melodieformen, des Rhythmus oder der Musikinstrumente in Afrika diese Vorziehensneigung der Neger nicht ohne weiteres erkennen. Auch die Malaien sind musikalisch und fortgeschritten in musikalischen Techniken. Die negerische Musik ist aber im Vergleich zur negerischen bildenden Kunst höher entwickelt als die indonesische Musik im Vergleich zur indonesischen bildenden Kunst.

Die ohne Zweifel bestehenden qualitativen Unterschiede im Musizieren der beiden Rassen sucht M. Schneider (1937) folgendermaßen zu kennzeichnen:

Die Musik des Bantunegers wirkt außerordentlich impulsiv und sangesfreudig. Nirgendwo tritt die ruhelose Bereitschaft stärker zutage als im Wechsel von Solo und Chor. Mit minimalen Pausen, die in der Geschwindigkeit des musikalischen Ablaufes meist in übereifrigem Einsatz verschluckt werden, kreist das schmiegsame Melos in einem relativ kleinen Tonraum. Das Organ des Negers ist „füllig", saturiert und intensiv wie seine Plastiken ... Überdies kennzeichnet den Neger die Neigung zu einem raschen, aber tonvollen Parlando und einer sehr vielseitigen rhythmischen Gestaltung des Melos.

Demgegenüber sei die Singart der Indonesier von ausnehmend schleppendem und schwerem Charakter, von dumpfem Stimmklang und hartem Stimmansatz. Lange Pausen gliedern das gelassen dahinschreitende biegsame Melos. Einen auffallenden Glanz und eine Fülle modulatorischer Möglichkeiten habe hingegen der Gesang der Küstenmalaien.

Wie man sieht sind Malaien und Afrikaneger in der Art ihres Musizierens in mehrfacher Hinsicht geradezu Gegensätze, während sich in der ähnlich hohen historischen Entwickelung der musikalischen Mittel ihre ähnliche verbreitungsdynamische Stellung spiegelt. Mit rassenpsychologischer Bedingtheit des Unterschiedes afrikanischer und indonesischer Musik kann man um so eher rechnen, als Stimmklang und Vortragsweise, wie Hornbostel schon lange betont hat, fast ebensogut physiologische wie psychologische Eigenheiten sind und dem historisch unbeeinflußbaren Kerne der Persönlichkeit großenteils zugehören dürften. „Der Mensch kann eher seinen Glauben ändern als die Manier seinen Löffel zu halten" — dieser Ausspruch gilt sicher auch für die hier gemeinten Persönlichkeitseigenarten.

Enge mit primitiver Musik hängt primitiver **Tanz** zusammen. Der Tanz als klarster Ausdruck der Bewegungsform eines Volkes ist sicher ebenso rassenverschieden wie die Musik. Geschriebene Berichte können beim Tanz aber den unmittelbaren Eindruck noch weniger ersetzen.

Gerade zwischen dem Tanz der Neger und der Malaien sind die Unterschiede jedoch so groß, daß sie gar nicht übersehen werden können. Die Indonesier tanzen wohl ebenso gerne nächtelang wie die Neger; aber sie tanzen ruhiger, gemessener, nicht zappelnd und zuckend wie die afrikanischen Schwarzen. Der Neger ist „Bewegungserotiker", er will „Erregung durch Bewegung". Das gilt auch für die nicht geschlechtlich gemeinten Tänze und setzt sich auch in den pantomimischen Darstellungen, im kultischen Tanz und Maskentanz durch, der in Negerafrika bemerkenswert leicht entartet. „Die Mimik ist oft großartig; der begleitende Gesang eintönig und melancholisch; niemals fehlt rhythmische Bewegung des Körpers. Aber was die Poesie der Bewegung angeht — davon schweige man. Manche Tänze sind amüsant und witzig. Aber ich habe niemals einen

(afrikanischen) Eingeborenentanz gesehen oder davon gehört, der von auch nur einem Funken Ritterlichkeit. Schönheit. Harmonie oder Grazie inspiriert war“ (Willoughby 1923).

Noch zwei Schilderungen von Augenzeugen: „Die Tanzbewegungen sind ein wahnsinnig rasches Erzittern. unsinnig schnelles Trippeln. Arm- und Beckenbewegungen. Zitterakrobatik. konvulsivische Zuckungen“ (Weule für Ostafrika). „Das Wort bul (Tanz) strahlt elektrische Kraft aus. Die Augen funkeln und alle Muskeln zucken vor Erregung und Enthusiasmus. Die Tänze sind nicht obszön“ (Hofmayr für die Schilluk des Obernilgebietes).

Am eindeutigsten tut sich die urtümliche Bewegungserotik des Negers vielleicht in den „Ngomas“ kund. welche die Negerarbeiter auf europäischen Pflanzungen zum Wochenende abhalten: Reine Männertänze unter kärglicher Musikbegleitung. armseliger „Schwoof“. wie er anderswo nur unter dem Antrieb geschlechtlicher Wünsche den Mann reizen kann. Nur Mädchen tanzen in Europa ähnlich aus reiner Tanzlust auch einmal untereinander. Nur zu religiösen oder kriegerischen Anlässen tanzen Männer anderer Rassen für sich allein. In Amerika tanzen Negermänner ebenfalls in den Kneipen zu Grammophonmusik miteinander. während europäische Kneipbrüder nur trinken. höchstens gröhlen.

Die Indonesier hingegen gestalten im Tanz ohne Zweifel ästhetisches Linienspiel. seelischen Ausdruck und tiefere Bedeutung mystischer Stellungen.

Die Eigenart des negerischen Tanzens bedingt es. daß Entartung ins Obszöne immer sehr nahe liegt. obwohl man den Berichten glauben darf. nach denen die unbeeinflußten Negerstämme vorwiegend aus reiner Tanzlust und ohne allzu drastische Sexualbetonung Tage und Nächte für diesen „Sport“ aufwenden.

Wir kommen damit zur schwierigen Frage. wieweit die Negerkultur wohl einer besonders starken **Entwickelung des Sexualtriebes** entspricht? Daß im Sinne der Frage nach dem relativen Reichtum der Kulturseiten das Geschlechtliche auch im Vergleich zu anderen Naturmenschen bei den meisten Negervölkern besonders offen zutageliegt, ist von vornherein ebenso klar. wie es umgekehrt klar ist. daß die Sublimierungsformen der höheren Erotik. z. B. Liebeslieder. ideale Schwärmerei. Keuschheits- und Treuewertung im Negerleben gleichzeitig eine sehr unterdurchschnittliche Rolle spielen. Dämmelos fließende Geschlechtsbetätigung muß dem Kulturleben gleichzeitig viele verfeinerte Blüten entziehen.

„Im Weibe erblickt der Neger nicht nur die Mutter seiner Kinder. vor allem bedeutet es ihm die Wonnespenderin. an der er seine Wollust befriedigt. später die auszubeutende Arbeitskraft. Ihm verdankt er auch das Bier. In seinem Gefühlsleben jedoch räumt er dem Weibe nur so viel. oder richtiger. nur so wenig ein. als zur Eroberung und Festhaltung des

Weibes durchaus erforderlich ist. Sonst ist der Einfluß der Frau auf seine Bewegungsfreiheit im Alltag sehr gering, um nicht zu sagen Null" (Bryk 1928).

Es ist sogar die Ansicht vertreten worden, daß der geistige Entwickelungsstillstand des Negers, der nach der Meinung vieler Beobachter etwa in der Pubertätszeit einsetzt, geradezu eine Folge zu frühen und ungehemmten Geschlechtslebens sei (z. B. von Franke 1911). Das ist aber eine gewaltige Übertreibung des „Sublimierungsprinzipes". Der Mann betätigt sich nicht nur dann geistig, wenn ihm das Weib abgesperrt ist. Es drängt ihn ebenso mächtig wie zum Weibe hin auch vom Weibe fort, wenn er entsprechend veranlagt ist.

Gerade die Naturvölker könnten ohne Zweifel am ehesten Material liefern für eine sachliche Entscheidung der Frage, wie sich verschiedene Formen der Sexualmoral auf die gesamte Lebensleistung auswirken. Denn gerade unter Naturvölkern findet man nahe beieinander und unter zum großen Teile ähnlichen Bedingungen des Lebens Völker, welche die verschiedensten Normen in bezug auf geschlechtliche Betätigung haben. So kann man hier zuverlässigere Korrelationen erkennen als im Falle der Kulturvölker, wo Unterschiede der Sexualmoral zeitlich oder örtlich so weit voneinander abliegen, daß parallel mit ihnen sich auch viele andere Seiten der Kultur ins Unvergleichbare verschoben haben werden.

Welche Sexualmoral adoptiert wird, hängt nach den gleichen Erfahrungen an Naturvölkern sicher zu einem großen Teil von historisch-zufälligen Momenten ab und ist nicht einfach selbst auf die Veranlagung zurückzuführen. Man darf hierbei auch nicht vergessen, daß die gültige Moral ja eher von den Erwachsenen gesetzt wird, welche die Nöte der Jugend nicht an sich selbst spüren. Es gibt auch nicht wenig Negervölker, die auf Jungfräulichkeit Wert legen. Rassenbedingt könnte immerhin sein, daß sich solche Morallehren in Afrika selten durchsetzen.

Entspringt die Offenheit alles Geschlechtlichen im Negerleben besonderer Stärke des Triebes oder besonderer Schwäche der Hemmungen? Beides ist möglich.

Die Behauptung, der Neger sei besonders geschlechtlich interessiert und besonders geschlechtskräftig, ist alt. Hinsichtlich der Geschlechtskraft neigen die erfahrenen Forscher aber immer öfter der Meinung zu, daß der Neger gesunde und kräftige Europäer in dieser Hinsicht nicht übertrifft (R Stigler, F. Bryk, Pechuël-Lösche). Sicher sind aber die Tropenindianer geschlechtsträge im Vergleich zum Afrikaneger. Wir können uns für diese Tatsache auf die eingehenden Beobachtungen Tessmanns stützen, der beide Rassengruppen persönlich genau kennengelernt hat (1930). Auch die Indianermärchen (Koch-Grünberg) zeigen im Vergleich zu den Negermärchen, wo alles stark, selbstverständlich und höchst offen zugeht, häufig Geschlechtsträgheit, Geschlechtsscheu und Angst vor bedrängenden Frauen, dementsprechend aber auch Züge einer „seelischeren" Liebe. Diese Unterschiede sind angesichts der ungefähr gleichen Lebensverhältnisse umso eher rassenseelisch zu deuten.

Ein Zeichen für wirklich große Geschlechtskraft könnte die in einem großen Teile Afrikas tatsächlich durchgeführte Polygamie sein. Die meisten anderen Naturvölker sind zwar nicht theoretisch, aber praktisch in der Mehrzahl monogam — Monogamie ist ja auch insofern die einzige naturgemäße Regelung, als jede Mehrehe der einen Männer erzwungene Junggesellenschaft der anderen bedeutet.

Der wohlhabende, aber durchaus nicht allein der ganz reiche oder hochgestellte Neger verbringt seine Nächte reihum in den Hütten verschiedener Frauen, hat also nicht e i n e n Harem, sondern lebt gleichsam mehrere ineinander geschachtelte Ehen. (Die Zerspaltung der Ehe in kleinste Zeitabschnitte, die nicht in einem Heim, sondern in verschiedenen Heimen und Haushalten geführt werden, könnte übrigens wiederum symbolisch für den Stil der Negerkultur sein, vgl. S. 165 und 200 f.!)

Diese Polygamie soll ein wichtiger Schutz der Negerin vor der sexuellen Überbeanspruchung durch einen monogamen Gatten sein (H. T h u r n - w a l d 1936) — man kann sich kaum vorstellen, daß in unseren Breiten viele Frauen ihren Mann aus diesem Grunde mit anderen teilen wollten.

Die berüchtigten Vergewaltigungsakte von Negern gegen weiße Frauen in Nordamerika sind der Zahl nach reichlich übertrieben worden. Zudem spielt Alkoholeinfluß dabei eine so große Rolle, daß sie kaum als Zeugnis eines absolut starken Sexualtriebes genommen werden können (J o h n s t o n 1910).

Die raffinierte afrikanische Sexualbetätigung gehört als „hochgestaltetes Kulturgut“ auch den nordafrikanischen Hochkulturen von Menschen hauptsächlich „orientalider Rasse“, also Europäiden mit etwas Negeranklang, nicht den afrikanischen Negern selbst zu. In reinen Negergebieten kann man nur von naiver Offenheit, nicht von raffinierter Verderbtheit des Geschlechtslebens sprechen (F r o b e n i u s).

Wir wollen noch ein Beispiel dafür nennen, daß solche naive Offenheit keineswegs allen Naturvölkern eignet: auf den melanesischen (paramikronesischen) Admiralitätsinseln betrachten die Weiber jeden Koitus als etwas eigentlich Unziemliches und sind regelrecht frigide, die Männer oft Neurotiker (M e a d, N e v e r - m a n n 1931, 1934).

Gerade auch in Indonesien ist das Geschlechtsleben keineswegs allgemein von naiver Offenheit, und erst recht nicht ohne raffinierte Lüsternheit.

Das wichtige Gebiet der **Sprachen** darf ich aus früher genannten Gründen (I. Band, S. 242) nur ganz beiläufig betreten, möchte aber wenigstens einige Hinweise geben.

Negersprachen und Indonesiersprachen sind b e i d e v o k a l r e i c h u n d k o n s o n a n t e n a r m. S i e b e s i t z e n d a m i t e i n f a s t a l l g e - m e i n e s K e n n z e i c h e n d e r i n h e i t e r e m u n d h e i ß e m K l i m a g e s p r o c h e n e n S p r a c h e n. Wenn J e s p e r s e n in seinem Buche, das an sich ein ausgezeichneter Versuch einer Kulturbiologie der Sprache ist, diese von P. W. S c h m i d t (1926) und W. K o p p e l m a n n hervorgehobene, ganz auffällige Korrelation abzustreiten geneigt ist, so liegt das wohl an seiner zu geringen Beachtung der primitiven Sprachen.

Nord- und Südeuropäer. Nord- und Südasiaten. Gebirgs- und Tropenindianer unterscheiden sich durchschnittlich darin. daß die südlicheren Sprachen klangvoller. weicher. die nördlichen härter und bestimmter sind. Auch die polynesischen und melanesischen Südseesprachen sind in dieser Hinsicht typische Tropensprachen.

So heißen etwa die ersten vier Zahlworte auf Italienisch uno. duo. tres. quattro mit 44% Vokalen, auf Rhätisch hingegen un. dus, treis, kuator mit 36% Vokalen. in einer tropischen Indianersprache aba. biama. kabutim, bibiti mit 52% Vokalen. in einer nördlichen Indianersprache hingegen nko. siselo, ketchles, mos mit nur 33% Vokalen.

Schmidt versucht hierfür physiologische Gründe anzugeben. die Koppelmann aber wohl mit Recht entkräftet. Die Theorie des letzteren geht dahin. daß Völker unter harten und rauhen Umweltsverhältnissen eine Vorziehensneigung für scharfes und bestimmtes Sprechen entwickeln. welche ihrerseits mittelbar im Verlaufe der Zeit zur Konsonantenanhäufung führe. Die Auseinanderentwickelung von Sprachen bei verschiedenem Volkscharakter wäre damit ein sehr anschauliches Beispiel dafür. wie sich die typische Wesensart der Menschen im Stil der Kulturen und Künste auswirkt.

Die besprochene Korrelation ist jedenfalls eine feststehende Tatsache. Wenn zur Erforschung ihrer Ursachen auch noch vieles getan werden muß. so ist doch das eine wohl sicher, daß sie als ein Indikator für tiefgreifende Charakterverschiedenheit von Völkern. die in ungleichen Klimazonen wohnen. gewertet werden muß. Es gibt wohl keine andere Erscheinung der „geistigen Kultur“. die so deutlich mit Klimaverhältnissen korreliert wäre, wie die ungleiche Konsonantenfreudigkeit bzw. Vokalfreudigkeit der Sprachen.

Nun sind Klimaverhältnisse auch bestbekannte Ursachen rassischer Umzüchtung. Es wäre durchaus denkbar. daß die vermehrte Vokalfreudigkeit der meisten in milde oder heiße Klimate gelangenden Völker verschiedenster Rasse ebenso ein Indikator dafür wäre, daß die Klimate auch in charakterlicher Hinsicht typische und gleichgerichtete Züchtungswirkungen entfalten. Diese Gleichrichtung kann soweit führen. daß Tropenvölker ungleicher Ausgangsrasse einander in gewisser Hinsicht ähnlicher werden als ihren Rassenverwandten in wesentlich anderen Klimaten. Tropen- und Gebirgsindianer könnten darum in mancher Hinsicht verschiedener veranlagt sein als Tropenindianer und Indonesier. Südinder und Nordeuropäer verschiedener als Südinder und Neger.

Wir können auf die damit gegebenen Forschungsaufgaben hier nur hinweisen.

Reichtum und Ausdrucksfähigkeit der Neger- wie der Indonesiersprachen. haben u. a. in Fligelmann und Renward Brandstetter (1919 ff.) beredte Anwälte gefunden. Das Vokabular für seelische Vorgänge soll in beiden Sprachengruppen gut entwickelt sein. Soweit man ohne direkte Vergleiche des Gesamtmateriales erkennen kann. kommen

aber die indonesischen Sprachen der „höheren“ und verfeinerten Ausdrucksweise der europäischen Sprachen doch wesentlich näher als die untersuchte Negersprache (das Ful Westafrikas).

Um eine Vorstellung von den zählenden Verfahren zu geben, welche den Linguisten anempfohlen seien, mögen einige eigene Versuche kurz vorgebracht werden, die nicht an die Texte selbst, sondern an annähernd wörtlich gemeinte Übersetzungen anschließen. Es kommen hierbei allerdings nicht die Eigenarten der Sprachen selbst, sondern gleichsam nur ihre Wiederspiegelung in der Ausdrucksweise des gleichen Übersetzers ins Licht. Für Afrika wählen wir die Atlantisbände von Frobenius, weil hier der gleiche Übersetzer vom primitivsten Urwaldneger bis zum europäiden Kabylen die Literaturen aller afrikanischen Rassenstufen bearbeitet hat, was bei anderen Autoren, die an sich vielleicht getreuer arbeiten, nicht der Fall ist.

Die Wortzahl der Satzgebilde von Punkt zu Punkt wird genau parallel dem Anteil nichtnegerischer Rassenelemente von den Urwaldnegern zu den berberischen Kabylen hin immer größer. Weitaus am größten ist sie aber dort, wo Frobenius in seinem ethnographischen Text selbst von afrikanischen Völkern erzählt:

Durchschnittliche Wortzahl der Satzgebilde:

Urwaldneger (Kongo-Kassaigebiet)	6,3
Yoruben (Staatsgründer der Westküste)	7,0
Malinke (Staatsgründer des Westsudan)	7,3
Kabylen (Nordafrika)	10,0
Frobenius-Text	17,5

Die Satzbildungen der Neger sind, wie man sieht, ebenso kurzläufig und wenig differenziert gestaltet wie ihre meisten anderen kulturellen Leistungen. Textbeispiele mögen das veranschaulichen:

„Der erste Bursche wurde herangerufen. Der Osi sagte: Gebt ihm sieben Pfeile! Mit einem dieser Pfeile muß er den Himmel treffen. Der Bursche trat mit dem Bogen heran. Er nahm die sieben Pfeile. Er schoß den ersten Pfeil ab. Der Pfeil traf nicht. Er kam wieder herab. Der Bursche schoß den zweiten Pfeil. Der Pfeil traf nicht. Er kam wieder herab. Der Bursche schoß den dritten Pfeil. Der Pfeil traf nicht. Er kam wieder herab. Der Bursche schoß den vierten Pfeil. Der Pfeil traf nicht. Er kam wieder herab. Der Bursche schoß den fünften Pfeil. Der Pfeil traf nicht. Er kam wieder herab. Der Bursche schoß den sechsten Pfeil. Auch der sechste Pfeil kam wieder herab. Der Bursche nahm den siebenten Pfeil. Der Bursche sagte: Das ist mein letzter Pfeil. Mein zweiter Bruder hat das beste Pferd des Osi gewonnen. Mein dritter Bruder hat die beste Kuh des Königs gewonnen. Mein letzter Pfeil muß mir die schönste Frau des Königs gewinnen. Olorun (Gott) helfe mir dazu“ usw. (Atlantis X, S. 308. Es handelt sich um Yoruben, um Staatsgründer der Westküste mit für Afrika maximal entwickelter polytheistischer Religion!)

Folgendes besonders wortgetreues Beispiel aus Finck (1910) zeigt das gleiche:

„Diese Mädchen spielen mit der Schlange im Walde. Diese Schlange hieß Mulala. Diese Schlange wohnt in ihrem Loche. Dort, in der Nähe des Dorfes war ihre Wohnung. Eines Tages beschlossen die Mädchen hinauszugehen. Es war gegen Abend. Als die Mädchen gingen, hörten sie die Schlange zu ihnen sagen: Ihr da Mädchen, bringt mir etwas zu essen. Als die Mädchen dieses hörten, sagten sie:

Was redet da drinnen zu uns? Nun gingen sie zu ihr. Sie sahen, wie sie ihren Kopf herausstreckte. Das sehend sagten sie: Schön ist dieser Mann! Da sagten sie nun: Bleibe da! Wir werden Dir morgen Brot bringen" usw. (Ssubijassprache, südostafrikanisches Sambesivolk).

Die geringe Gestaltung der Negersätze ist einerseits kulturhistorisch eine primitive Erscheinung, dürfte andererseits aber dem negerischen Kulturstil und der negerischen Veranlagung auch qualitativ besonders gemäß sein. Dafür spricht, daß auch die Ausdrucksweise von Negervölkern mit verhältnismäßig komplexen sonstigen Kulturgütern (Yoruben, Malinke) keine komplexeren Sätze hervorgebracht hat.

Einen anderen skizzenhaften Einblick wollen wir, nachdem wir uns mit der Gestaltungshöhe der Sätze beschäftigt haben, in die Gestaltungshöhe der Worte tun. Wir verteilen die Hauptworte der gleichen Frobeniusschen Texte auf einige große inhaltliche Gruppen und zählen deren prozentuale Häufigkeit aus.

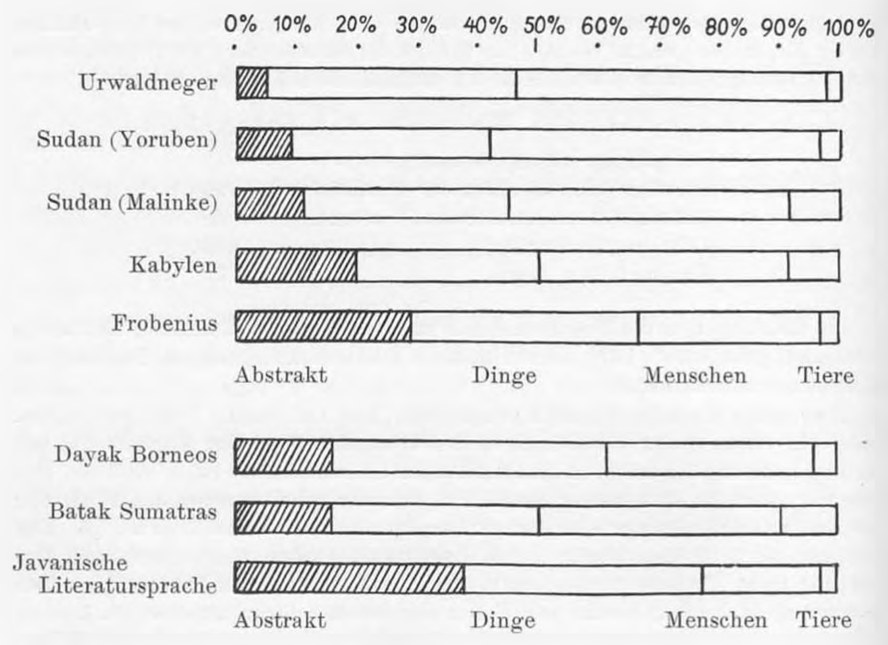


Abb. 63. Die Verteilung der Hauptwörter verschiedener Texte (deutsche Übersetzung Frobenius' und Bezemers) auf einige große Gruppen. (Vgl. im Text.)

Im Anteil belebter und unbelebter Wortinhalte finden sich keine überzeugenden Unterschiede zwischen den verglichenen Völkern. Hingegen nehmen Abstrakta, die in dem weiter oben erörterten Sinne (vgl. S. 61 f.) merkmalsreiche, aber sinnenferne Begriffsinhalte bezeichnen, schon von den Urwaldnegern zu den Sudannegern aufs doppelte, zu den Kabylen hin aber aufs vierfache zu, während sie im eigenen Texte Frobenius' sogar einen sechsmal so großen Anteil haben als bei den Urwaldnegern.

Die zunehmende Komplizierung der Wortinhalte wird qualitativ erst dann anschaulich, wenn die Abstrakta, um die es sich handelt, im einzelnen genannt werden:

Die Übersetzungen von Texten der Kassaineger enthalten die Worte Sache, Zeit, Kraft, Jahr, Nacht, Morgen, Namen, Rat, Ton, Arbeit, Antwort, Zustand, Monat, Gesundheit, Schamgefühl. Bei den Sudannegern aber ist von Vorschlag, Auftrag, Eile, Bescheid, Rat, Beute, Last, Überfluß, Unterschied, Lebenskraft, Inhalt, Empfang, Geschichte, Sache, Arbeit die Rede.

Nochmal ganz wesentlich reicher ist das abstrakte Vokabular der Kabylen: Freundschaft, Stärke, Gewalt, Hinterlist, Wille, Teil, Kraft, Tag, Zeit, Folgen, Bitte, Wunsch, Not, Warnung, Liebe, Kummer, Abstand, Gegenwart, Gehorsam, Ordnung, Preis, Freude, Menge, Nahrung, Art usw. nennt unsere keineswegs vollständige Liste.

Leider besitzen wir keine Übersetzungen indonesischer Texte, die von Frobenius stammen. Lassen wir dafür die indonesischen Märchen Bezemers eintreten, so erhalten wir für die indonesischen hochentwickelten Naturvölker der Dayak und Batak Abstraktaprozente, die zwischen denen der Sudanneger und Kabylen genau in der Mitte liegen. Die javanische Literatursprache gar übertrifft selbst den wissenschaftlichen Text von Frobenius an blühendem Reichtum der verwendeten sinnenfernen Begriffe (letzte Zeile des Schaubildes).

Darin, daß die Abstrakta auch zwischen Urwald- und Sudannegern sowie zwischen indonesischen Natur- und Literatursprachen so große Häufigkeitsunterschiede zeigen, sehe ich eine Bestätigung meiner weiter oben vertretenen Auffassung, daß die Kenntnis und der Gebrauch abstrakter Worte nicht unmittelbarer mit der Wesensart zusammenhängt als Kenntnis und Gebrauch anderer komplizierter Kulturgüter (vgl. S. 62 ff.).

Darin aber, daß es keine Negersprache geben dürfte, welche auch nur die indonesischen Naturvölkersprachen, geschweige denn die indonesischen Literatursprachen an Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der verwendeten Abstrakta erreicht, darf man trotzdem eine Unlust und Unfähigkeit des Negers zu höherer und sinnenferner Begriffsbildung gespiegelt sehen.

Woher diese Unlust und Unfähigkeit kommen könnte, zeigt die dritte Probe eines sprachpsychologischen Zählungsversuches, die noch vorgebracht sei. Wir zählen an Texten verschiedener Sprachen aus, wie häufig Worte mit stofflich-räumlich-zuständlichem, mit zeitlich-ablaufszusammenfassendem und mit rein logischem Sinne sind.

Die Worte (selbständigen Sinngebilde) mit zeitlichem Sinn machen nach der äußerst wortgetreuen Interlinearversion Fincks im Chinesischen 61%, im Türkischen 47%, im Samoanischen 43%, in einer Bantunegersprache aber nur 30%, ja wenn man die Kategoriebezeichnungen als selbständige Sinngebilde gelten läßt, sogar nur 15% aller Worte aus.

Die Negersprache übertrifft alle anderen Sprachproben in der Betonung und Hervorhebung stofflich-räumlich-zuständlicher Verhältnisse. Das ist nicht einfach Primitivität, sondern eher Ausdruck eines qualitativ besonderen Stiles des Wirklichkeitserlebnisses. Wieweit diese an einer Bantusprache festgestellte Eigentümlichkeit für alle Neger kennzeichnend ist, würde sich aus Vergleichen mit den verschiedenen Sudansprachen ergeben müssen.

Nahe liegt jedenfalls, daß bei so sehr auf stoffliche und zuständliche Momente gerichteter Weltauffassung die Zusammenfassung nach Zeit als eine der wichtigsten Quellen abstrakterer Ausdrucksweise verstopft sein muß. Dieses eine Moment schon könnte das Zurückbleiben der Neger in vielen

geistigen Dingen erklären. Es würde sich dann weniger um mangelnde Klugheit als um eine zum weiteren Fortschritt weniger geeignete spezifische Geistesrichtung handeln (vgl. S. 64).

Auch eine zweite Quelle „höherer" Ausdrucksweise, die mystische Analogie zwischen Sinnennahem und Sinnenfernem, dürfte dem nüchternen Sinn des Negers übrigens wenig liegen.

Am Schlusse dieser Hinweise auf die Frage Rasse und Sprache muß nochmals ausdrücklich betont werden, daß es sich um nach Technik und Überblick ganz vorläufige Stichproben handelt, die aber immerhin zeigen dürften, daß eine kommende Kulturbiologie der Sprache außerordentlich lohnende Aufgaben vor sich hat.

Die Betrachtung des relativen Reichtumes der Negerkultur hat uns im ganzen jedenfalls gezeigt, daß Naturvolk keineswegs gleich Naturvolk ist. Auch wenn wir die geographischen und verbreitungsdynamischen Bedingungen und die allgemeine Entwickelungshöhe beachten, gibt es doch außerdem noch tief greifende qualitative Besonderheiten ganzer Erdgebiete. Von der Völkerkunde wurden diese am wenigsten herausgearbeitet, denn diese Wissenschaft befaßte sich entweder mit der allerallgemeinsten Menschheitsentwickelung, oder aber mit ganz speziellen historischen Ereignissen. Die Art zusammenfassender Überblicke, die wir für die rassenbiologische Frage brauchen würden, liegt gerade in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen, und bedeutet daher auch für die Völkerkunde als solche eine neue und sicherlich nicht unergiebige Fragestellung.

In den folgenden Abschnitten wird sich das schon gewonnene Bild negerischer Eigenart weiter verdeutlichen.

6. Ausdrucks- und Stilähnlichkeit der Güter

Alle Lebensäußerungen Negerafrikas, insbesondere aber seine künstlerischen Schöpfungen, erscheinen dem feinfühligen Beobachter als etwas irgendwie Besonderes und in aller Verschiedenheit vom Senegal bis zum Nil und Sambesi Einheitliches. Wir machen uns diesen Stil, von dem schon mehrfach ausführlich die Rede war (vgl. vor allem den Vergleich mit Indonesien S. 164—171), im folgenden dadurch weiter deutlich, daß wir den Negerkunstwerken die Erzeugnisse der ozeanischen Melanesier, die schwarzhäutig und kraushaarig wie die Afrikaneger sind, gegenüberstellen.

Nicht wenig ist gemeinsam, und der ungeübte Neuling wird zunächst beide Kunstwelten kaum auseinanderhalten: Werkstoff ist hier und dort vorwiegend das Holz, das bedingt schon viele Stilähnlichkeiten. Melanesische wie afrikanische Schnitzereien wirken „exotisch", erscheinen beide einem europäischen Auge fratzenhaft. Weder hier noch dort lockt die technische Virtuosität oder die Exaktheit zur Bewunderung, es sei denn, man bedenkt die Unvollkommenheit der verwendeten Werkzeuge. Unter Schönheitsgesichtspunkten schneiden beide Kunstwelten schlecht

ab. Es mußte in Europa erst ein neues, den Ausdruck in den Mittelpunkt stellendes Kunstgefühl erstehen, damit diesen sonderbaren Fremdlingen überhaupt Gerechtigkeit widerfahren konnte.

Hat man sich dann aber tiefer hineingesehen, dann erscheinen melanesische und afrikanische plastische Kunst ebensosehr auch geradezu als gegensätzlich geartet. Man möge den beigegebenen Bildern den Nachweis zu folgenden Behauptungen entnehmen (Abb. 62—83. 90—98).

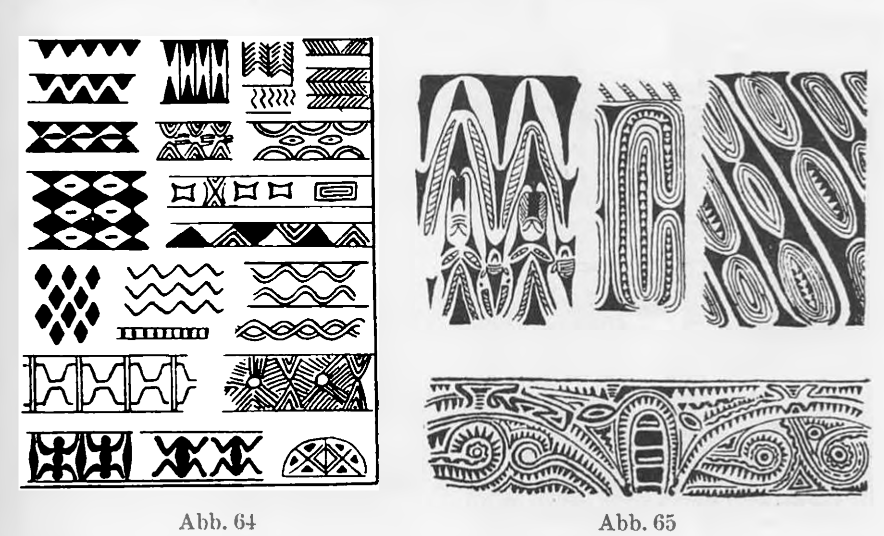


Abb. 64 Abb. 65

Abb. 64 u. 65. Afrikanische (links) und melanesische (rechts) Zierformen. Aus Lehmann.

Negerkunst besteht aus geballten körperlichen Wirklichkeiten. Diese sind keineswegs naturalistisch in europäischem Sinne wiedergegeben, aber sie wuchten in voller raumerfüllender Stofflichkeit. Selbst aufs äußerste simplifizierte und stilisierte Gestalten, wie Abb. 77, lassen keinen Zweifel darüber, daß sie vor allem im Raume sind, daß sie dastehen, ewig wie die Materie, von der nicht das kleinste Stück im Weltengetriebe verlorengehen kann.

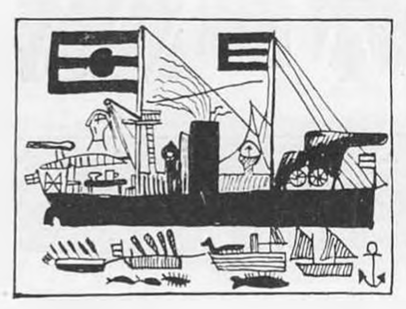
Die meisten Figuren stehen still, voll einer unheimlichen Beharrlichkeit. Auch wenn einmal Bewegungen wiedergegeben sind, erscheinen sie nicht kraftgetrieben, sondern eher in die angenommene Stellung gleichsam hineingefroren. Auch wenn Neger mit Bleistift und Papier zeichnen, zeigt sich der nämliche Charakter (Beispiele Ankermanns).

Negerkunst ist — wohl am eindeutigsten von allen Kunstgebieten der Erde — Plastik. Schnitzen die Volkskunst der Neger.

Klitternde Reihung führt über das Einzelelement, die Einzelfigur zu größeren Gebilden. Man beachte etwa, wie an dem Elefantenzahn Abb. S. 183

jede Figur für sich dasteht! Nebeneinander gereiht, übereinander getürmt erscheint alles wie die Atome, von denen im Grunde keines mit seinen Nachbarn etwas zu tun hat. Sehr bezeichnend für den allgemeinsten Charakter der Negerkunst, aus isoliert und statisch raumerfüllenden Körpern zu bauen, ist es, daß die reizvollsten unter den mehrere Figuren enthal-





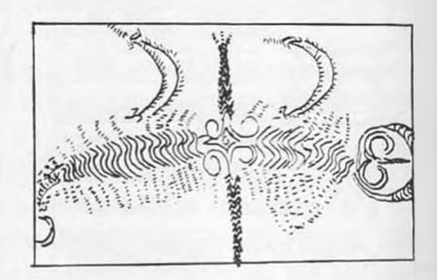


Abb. 66. Afrikanische (links) und melanesische (rechts) Eingeborenenzeichnungen mit europäischem Material. Nach Ankermann u. Roesicke.

tenden Negerschnitzwerken richtiggehende statische Probleme sind: wie können Köpfe oder Tiere oder Arme eine Stuhlfläche oder einen Torbogen tragen (Abb. 71).

Demgegenüber die melanesischen Werke: ebenso geschnitzt, ebenso aus Holz und ebenso vor allem kultischen Zwecken dienend. Aber welche Üppigkeit der Einfälle, der Gestalten und Formen gegenüber der afrikanischen Kargheit! Wie zerfließt da jedes Gesicht, wandelt sich ins mystisch Unbestimmte jeder Leib, wird zur Linie, wird zur Kraft, wird zur Dämonie. Wie ein Stück Zucker im Wasser, so verfließt dem melanesischen Künstler jede körperliche Wirklichkeit, sobald er sie anpackt. Neigt der Neger dazu, die schlichte Holzfarbe bestehen zu lassen, so triumphiert in Melanesien die malerische Wirkung. Malerische Wirkung heißt nicht durchaus Farbigkeit. Jede Art von ganzheitlicher Oberflächenwirkung muß darin einbegriffen werden, so auch jedes Ornament, das so verwickelt ist, daß man nicht die Einzelgebilde, sondern nur den Gesamteindruck auf-

fassen kann. Negerische Ornamente sind selten solcher Art. Sie zeigen vielmehr klare Linien oder Flächen und bestehen aus übersichtlichen Einzelfiguren (vgl. S. 192 ff.). Dem Melanesier hingegen verhilft auch das Ornament vor allem zu malerischer, musikhafter, schwingender und schwebender, kräftedurchpulster und mystisch durchschauerter Wirkung. Wäh-



Abb. 67

Abb. 68 Abb. 69 Abb. 70

Abb. 67—70. Afrikanische (links) und melanesische (rechts) Flachschnitzerei.

Abb. 67: Beschnitzter Elefantenzahn. Aus Ethn. Album Congo. Abb. 68: Ifabrett. Aus Frobenius. Fig. 69 u. 70: Brett und Schild vom Seyik in Neuguinea. Nach u. aus Reche.

rend ferner in Negerafrika Darstellung und Zierkunst scharf geschieden erscheinen und das mystische Symbol eine geringe Rolle spielt, sind melanesische Kunstwerke in der Regel alles drei gleichzeitig. Sie entsprechen der undifferenzierten Einheit von Vorstellungsersatz, Mitteilungsmittel und Ausdruckswirkung, von der im I. Band, S. 235 die Rede war.

Soweit der Gesamteindruck. Will man aber solchen höchst bezeichnenden Unterschieden ganzer Naturvölker-Kunstgebiete eine kulturbiologische Deutung geben. dann heißt es natürlich. an die Erscheinungen viel näher herankommen. sich vom Gesamteindruck führen lassen. aber ihn auch in greifbarere Tatsachen auflösen.

Gilt der angegebene Gegensatz in gleicher Weise für jede Kunstprovinz und für jedes Kunstwerk Afrikas bzw. Melanesiens? Wir brauchen nur etwas tiefer in den Stoff einzudringen. dann finden wir eine große

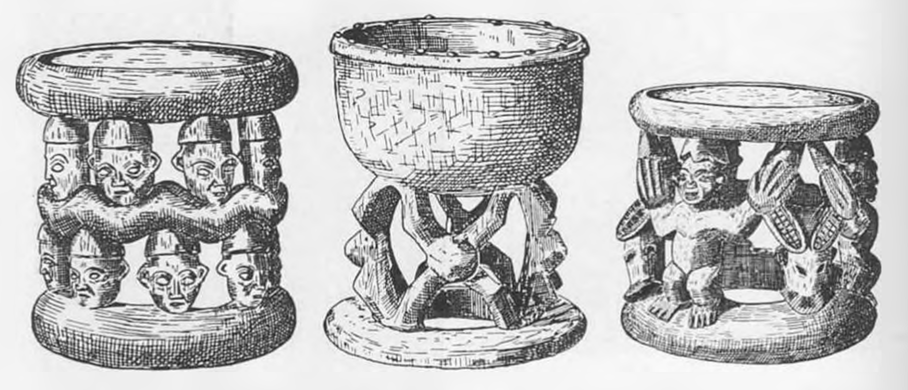


Abb. 71. „Statische Probleme" in der afrikanischen Kunst (Kameruner Grasland). Aus Heydrich.

Mannigfaltigkeit örtlicher und völkischer Einzelstile. Für den berühmten Kunstbezirk des Kameruner Graslandes allein schon versucht E. v. Sydow (1930) die folgende weitere Differenzierung:

Der Balistil ist eine gewissermaßen elegante Ausgabe des allgemeinen Graslandstiles. Ein bestimmter Typus des menschlichen Kopfes kennzeichnet ihn. Bei den Babadju und einer Reihe anderer Stämme findet man diesen Balistil zu einem Teil wieder. auf den Masken und Freiplastiken nimmt der Balistil aber eine härtere und vollere Prägung an. Außer ihm treten in diesen Landschaften auch andersartige. selbständige Formen auf. in denen die eigentliche Kunstleistung höherer Qualität des Graslandes zu finden ist. Bei den Bekom ist der Stil zu besonderer Kräftigkeit gediehen. Hier haben wir monumentale Königsfiguren. die hinter den Thronsitzen aufrecht stehen. Das allzu Glatte, Elegante Balis ist konzentriert. ins Gedrungenere überführt. Eine Parallele zu Bekom in weniger monumentalem aber vielseitigerem Sinne zeigt sich in Bamum in Masken und Figuren an Sitzen und Gefäßen. Der Balistil ist hier nicht nur kräftiger, auch fülliger geworden — die Masken, ebenso wie die Figuren an den Objekten der Gebrauchskunst sind rundlicher. fleischiger. Den Gegenpol des Balistiles bildet Bafum, eine nördliche Landschaft. Hier ist das dramatische Moment ausschlaggebend. Es tritt vor allem in den Masken in Erscheinung. die sich kennzeichnen durch niedrige aber stark vorgewölbte Stirn mit breitem, z. T. kantigem Wulstrand und vorragender Mittelspitze. tief ansetzendem. aber mit starker Wölbung vorspringendem Nasenrücken (mit groß gewölbten Nasenflügeln) und mit stark aufgeblasenen Backen. Im südwestlichen Bangwa hat sich

eine besondere Kunstart herausgebildet, in der ein ungewöhnlich starker Trieb zur Bewegtheit lebt, die ihre großen Figuren mehrfach aus der Gesetzlichkeit der Frontalität herausführt. Es sind zumeist schwere, massige Gestalten, die in einer Atmosphäre epischer Schwerblütigkeit atmen. B a n s s a hat ein paar Stücke voll monumentaler Kraftfülle hervorgebracht: Signaltrommeln in der Form eines nilpferdhaften Mittelkörpers mit zwei mächtigen Büffel- und Elefantenköpfen ... alles ist hier auf dekorative Wirkung eingestellt. Neben diesen besser bekannten Bezirken kommen andere wegen zu geringen Materiales weniger zur Geltung, würden aber weitere Abwandlungen des Graslandstiles zeigen ...

Das Kameruner Grasland, das nur einen Teil der früheren deutschen Kolonie Kamerun und einen winzigen Zipfel ganz Negerafrikas ausmacht, zeigt im ganzen einen unter sämtlichen afrikansichen Plastiken unverkennbaren Stil. Und dieser differenziert sich, wie wir gesehen haben, nochmals in verschiedene landschaftliche Ausdrucksschattierungen. Elegante Stile stehen neben derben, bewegte neben starren, dekorative neben naturabbildenden, monumentale neben Kleinkunststilen. Schon dieses wenig ausgedehnte, von uns herausgegriffene Gebiet zeigt also, daß d i e n e g e r i s c h e K u n s t b e t ä t i g u n g e i n e r e c h t l e b e n d i g e, t r i e b s t a r k e u n d d a m i t a u c h w e c h s e l v o l l e S a c h e i s t. Hätten wir genug Raum und Zeit, um E. v. S y d o w s eindringender Schilderung im Handbuch der afrikanischen Plastik noch weiter zu folgen, so würden wir sehen, daß das Kameruner Grasland hierin wirklich keine Ausnahme macht.



Abb. 72. „G r a s l a n d s t i l" (nach G e r m a n).

Die Verhältnisse im Kameruner Grasland zeigen auch, daß es sich nicht etwa vorwiegend um Unterschiede von außen gekommener Anregungen handeln kann, denn die formalen Grundgedanken sind ja in den verschiedenen Einzellandschaften großenteils die gleichen. Die Differenzierung in verschiedene Gefühlsfärbungen und Ausdrucksgehalte muß daher wohl oder übel an Ort und Stelle vor sich gegangen sein, mit anderen Worten: es ist gar nicht anders möglich, als daß sich d i e n e g e r i s c h e n K u n s t s t i l e a u c h i n z e i t l i c h e r H i n s i c h t w a n d e l n, n e u e B l ü t e n t r e i b e n u n d v e r g e h e n.

Für die „geschichtslosen" Naturvölker Afrikas läßt sich der Stilwandel begreiflicherweise nicht so leicht unmittelbar belegen. Man braucht aber vom Grasland gar nicht weit wegzugehen, um in B e n i n mit seinen weltberühmten Bronzewerken eine „geschichtliche" Kunst Afrikas zu finden, die im ganzen nur ein halbes Jahrtausend geblüht und in dieser Zeit noch mannigfache Wandlungen mitgemacht hat.

Der Ablauf wäre nach L u s c h a n - S t r u c k etwa folgendermaßen zu denken: Um 1300 frühe karikaturenhafte und die Einzelheiten vernachlässigende Stücke. Um 1500 Porträtköpfe in weicher und glatter Arbeit. Das Auge hat nicht die später übliche Härte der Isolierung. Das Ohr hat eine bestimmte typische Gestalt. Anmut des Gesamteindruckes. Also um 1500 ein Höhepunkt von ganz besonderer Feinheit! In der „großen Zeit" von 1500 an setzt der Guß der mit Relieffiguren versehenen Bronceplatten ein. Die Gesichter sind nun derb geworden. Von 1575—1648 reicht nach v. L u s c h a n die „beste" Zeit. Es zeigt sich eine Tendenz zur Ornamentalisierung der Gesichter. Angesichts der Verbindung von malerischem (mit Licht und Schatten arbeitendem) Element und dramatischer Tendenz könnte man geradezu von Parallelbildungen zur europäischen Barocke sprechen. In der Zeit der Nachblüte von 1648—91 dringen neue Motive ein, das Können entartet aber allmählich. Im 18. Jahrhundert charakterisiert sich die Mehrzahl der Arbeiten als Produkte des Niederganges: mit ungenügender Technik geht parallel ein nichtssagender Ausdruck

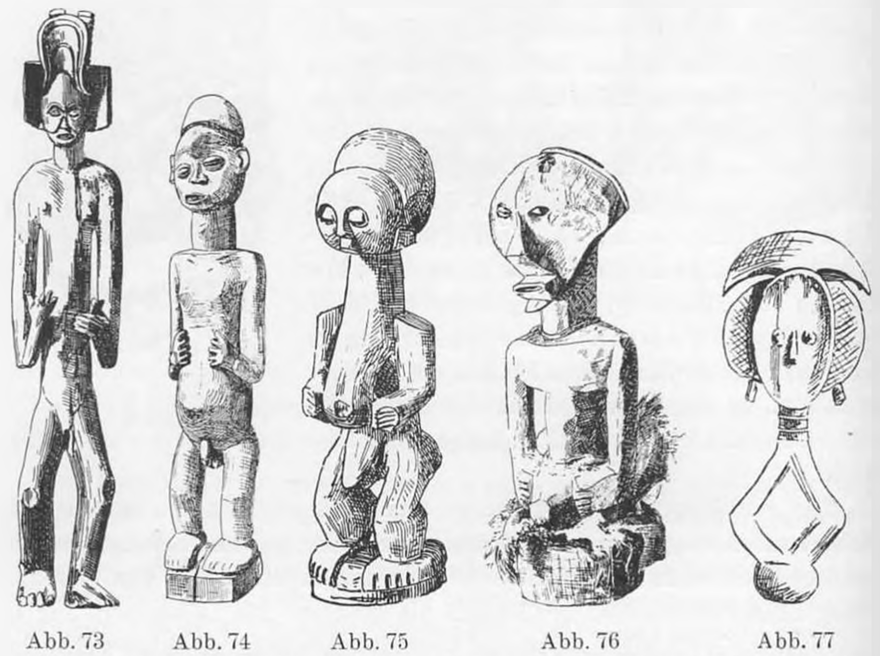


Abb. 73 Abb. 74 Abb. 75 Abb. 76 Abb. 77

Abb. 73—77. D i e a f r i k a n i s c h e A h n e n f i g u r, körperballende Plastik, variierend zwischen naturnaher und kubistischer Formgebung. Westafrika. Abb. 73—76 aus Ethn. Album Congo, Abb. 77 aus F r o b e n i u s.

in den breiten, aufgedunsenen Gesichtern mit gewulsteten Lippen und völlig leeren Augen. Die Dekadenz zeigt sich an innerer und äußerer Verarmung. Der Typus an sich hat nicht gewechselt, aber er ist ohne den alten Gehalt der Kraft (vgl. S y d o w, 1930, S. 165—78).

Man kann sagen: Seit Anbeginn der Kunst des Beninreiches sah zumindest der Enkel immer schon ein wesentlich anderes Schaffen als der Großvater. Höhepunkte und Verflachungen haben dabei mehrfach gewech-

selt, auch zur gleichen Zeit sind recht verschieden geartete Kunstwerke geschaffen worden. Es handelt sich also nicht um einen einzigen Ablauf. der mit innerer Notwendigkeit erfolgt wie das Blühen und Vergehen einer Pflanze. sondern um das Auf und Ab, Hin und Her, das entsteht, wenn verschiedene Schöpfermenschen an derselben Sache arbeiten. Sie haben einen Teil der Voraussetzungen gemeinsam und durch gegenseitige Beeinflussung kommt es zu weiterer Typisierung; aber schließlich hat doch jeder seinen eigenen Kopf und seine eigene Fähigkeit.

Nun wird etwa eingewendet: Gewiß. die Kunst am Hofe eines großen afrikanischen Reiches mag sich ebenso wandeln wie die Kunst sonstiger Hochkulturvölker. Die Naturvölker aber leben in starrer Traditionsgebundenheit.

Wir haben schon mehrfach besprochen, warum das ein Aberglaube sein muß (vgl. II. Band, S. 93). Die einzelnen Stammeseinheiten, die wir bei Naturvölkern finden. haben schon an sich eine viel labilere Geschichte als Hochkulturvölker. Wenn wir also nur annehmen, daß die einzelnen Spitzenleistungsgebiete primitiver Kunst nicht länger dauern können als die völkische Macht ihres Stammes, dann ist schon klar, daß der heutige Zustand z. B. der afrikanischen Kunst nicht mehr sein kann als ein Einzelquerschnitt durch einen bestimmten Zeitmoment eines wogenden und sich wandelnden Geschehens.

Aber auch abgesehen vom Steigen und Fallen der völkischen Substanz der Menschen ist primitive Kunst in gewisser Weise sogar ärmer an Momenten. die Gleichbleiben erzwingen können. als Hochkulturkunst. *Nur unter den Umständen gewisser Hochkulturen ist ein Zurückdämmen des Kunstwandels einigermaßen möglich gewesen.*

Daß z. B. die chinesische Kunst oder die ägyptische Kunst immerhin durch Jahrtausende einen für den Laien (aber auch nur für den Laien!) einheitlichen Eindruck macht. wäre ohne das ebenso gigantische, die Jahrtausende überblickende Geschichtsbewußtsein dieser höchstkonsolidierten Völker der Weltgeschichte unmöglich. Nur weil die Glanzzeit der Pharaonen und weil die Zeit der großen Väter des chinesischen Volkes vor den immer neuen Generationen des Volkes mit den immer gleichen Forderungen der Treue und der Einfügung stand. ist die verhältnismäßige Stetigkeit dieser Kunstgeschichten überhaupt zu erklären.

Der vielleicht noch schärfer auf Traditionserhaltung gerichtete *Wille* mancher Naturvölker kann in dem so sehr dem Gefühl und dem unbewußten Seelenleben unterstehenden Gebiet der Kunstübung nicht entfernt so erfolgreich sein wie die Hochkultur*einrichtungen*. welche die Leistungen alter Zeiten über viele Geschlechterfolgen hin stetig bewahren. Man bedenke etwa. daß alle naturvölkische Holzplastik in ganz kurzer Zeit dem Verderben ausgesetzt ist. zumal tropischer Regen und Temperaturwechsel meist ungehinderten Zutritt haben.

Die Stetigkeit der Kunstübung beruht also bei Naturvölkern ganz auf dem, was „in den Herzen der Menschen aufbewahrt ist", und auf der „Fortpflanzung" des Kunstwerkes auf jeweils eine weitere „Geschlechterfolge". Nr. 1 einer Figur entsteht, wird nachgeschnitzt, vergeht. Nr. 2 ist

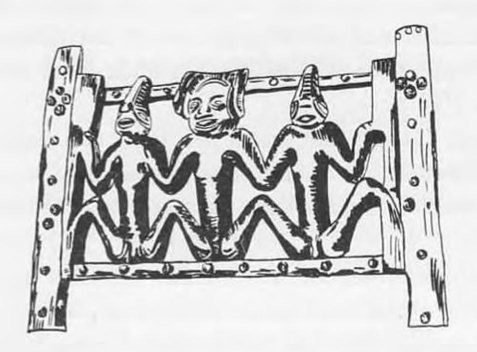




Abb. 78. Motivgleichheit in Afrika (links) und Melanesien (rechts). Ineinandergehende Arme. Nach Arts Sauvages und Reche.





Abb. 79. Afrikahafte Motive in Neuguinea. Trägerfigur. Köpfchenreihung vgl. Abb. S. 184. Nach Reche.

nach Nr. 1 geschnitzt, wird zu einer Zeit nachgeschnitzt, wo Nr. 1 schon verrottet ist. Nr. 4 wieder entsteht nach dem Muster von Nr. 3, denn Nr. 1 und 2 sind zu dieser Zeit schon vermorscht usw. usw., mindestens jedes Jahrhundert eine weitere Ausgabe. Die Gleichheit von Nr. 1 und Nr. 10 der gleichen Figur kann nicht viel größer sein als die Gleichheit einer Klatschgeschichte, die durch zehn Münder gegangen ist.

Ergibt sich aber nicht aus Anregungsmangel Stetigkeit der primitiven Kunstbetätigung? Anregungsmangel ist ein rein negatives Moment. er führt für sich allein nicht zu starrer Erhaltung, sondern zum Niedergang; besteht aber überhaupt künstlerische Fähigkeit, dann werden die bekannten Motive und Techniken zwar vielleicht nicht vermehrt, aber sie werden produktiv abgewandelt werden. Zumindest im engen Kreis kann Stilwandel darum nicht ausbleiben, wo es überhaupt Künstler gibt. Und treffen einen Hochkulturkunststil überhaupt mehr äußere Anregungen als einen Naturvolkstil? Wußte ein gotischer Bildschnitzer wirklich mehr von außergotischen Kunstwelten als ein Graslandbildschnitzer von außerkamerunischen Kunstwelten? Vielleicht liegt es gerade umgekehrt, denn Hochkulturen sind wie Dickichte. die nichts Fremdes hineinlassen, Naturvölker kommen aber schon wegen ihrer Schwäche und Unstetigkeit mit verhältnismäßig vielerlei Kunstwelten in Berührung. So haben z. B. alle negriden Völker schon europäide Menschen in ihrem Land gehabt, während umgekehrt der Neger für die Mehrzahl der Europäer auch heute noch ein völlig vages und weltenfernes Wesen ist.

Für außerafrikanische Gebiete haben wir auch eine Reihe direkter Belege über raschen Kunstwandel in naturvölkischen Gemeinschaften. Auf den Marquesasinseln in Polynesien hat sich der Stil der Tätowierung in der kurzen, europäischen Augen zugänglichen Zeitspanne gründlich geändert. Die ganze symbolische Welt der Musterzeichnungen ist in nicht viel mehr als hundert Jahren entstanden (K. v. d. Steinen). Ebenso hat die eigenartige, an nordische Wikingerkunst erinnernde Spiralbandschnitzerei der Maori auf Neuseeland erst vor wenigen Jahrhunderten das Erbe einer ganz anders gearteten Kunst angetreten. Diese hat nicht mit dynamikgeladenen Bewegungsfiguren, sondern ähnlich wie die neuere Marquesaskunst mit der Aneinanderklitterung stark ins Symbolische umgebildeter Einzelfiguren und mit einfachen geometrischen Flechtmustern, mit „plektogener Ornamentik" gearbeitet (Hamilton, 1896). Die berühmten Totempfähle vor den Hütten der nordwestamerikanischen Indianer, die so sehr an alte Mayakunst erinnern, sind erst im 19. Jahrhundert aufgekommen (Boas). Freilich verläuft der Stilwandel bei diesen sehr begabten Naturvölkern wahrscheinlich schneller als in Negerafrika (Abb. S. 240, 242, 302).

Wir können also folgendes feststellen: Die Kunstübung der Neger beruht auf einem gewissen Schatz von allgemeinen formalen und inhaltlichen Ideen, die örtlich stark differenziert und sicherlich auch historisch in stetem Wandel begriffen sind.

Die gleiche starke örtliche Differenzierung und historische Wandelbarkeit gilt ohne Zweifel auch für Melanesien. Leider fehlt für dieses Gebiet eine handbuchmäßige Bearbeitung nach Art der E. v. Sydowschen. Es sei aber darauf hingewiesen, daß z. B. Reche schon auf einige hundert Kilometer Stromlauf des Sepikflusses in Neuguinea vier verschiedene Stilprovinzen fand.

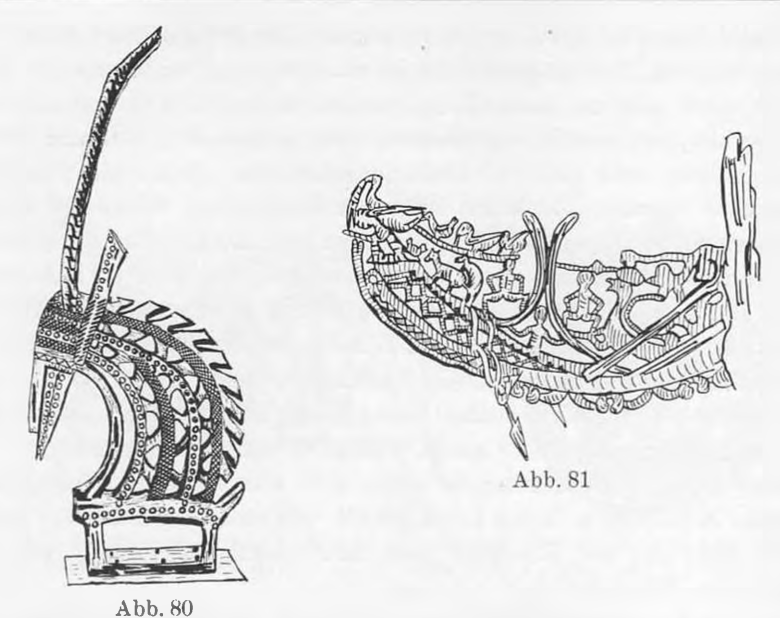


Abb. 80 Abb. 81

Abb. 80 u. 81. Südseehafte Körperauflösung in Afrika.
Abb. 80. Maskenaufsatz. Nach Arts Sauvages.
Abb. 81. Kameruner Schiffsschnabel. Nach Frobenius.



Abb. 82 Abb. 83

Abb. 82 u. 83. Afrikaähnliche Plastik in der Südsee (Neupommern).
Nach Kraemer.

Nun aber zurück zu der Ausgangsfrage, welche diese nähere Betrachtung des Lebens naturvölkischer Kunst hervorgerufen hat: Gilt der anfangs dargestellte Stilgegensatz zwischen Afrika und Melanesien für jedes einzelne Kunstwerk und für jede einzelne Kunstprovinz der beiden Erdgebiete?

Aus dem inneren Variieren der Kunst der zwei Erdgebiete ergibt sich schon durch einfache Schlußfolgerung, daß der Abstand nicht zwischen allen Einzelwerken und Einzelstilen gleich stark sein kann. Manches wird sich besonders schroff unterscheiden, anderes aber sich aneinander annähern, ja vielleicht überschneiden.

Ebenso wie es Afrikaneger gibt, die körperlich melanesisch wirken, und auch wieder einzelne Melanesier, die man für afrikanische Neger halten würde, während die Mehrzahl der Individuen unverkennbar dem einen oder dem anderen Gebiete zugehört, steht es tatsächlich auch mit den Kunstwerken. Z. B. wirkt der Kameruner Schiffsschnabel farbig und gelöst wie ein Südseekunstwerk, ebenso der Bambara-Maskenaufsatz. Umgekehrt könnten Ahnenfigur und Maske aus Neupommern zur Not als afrikanisch durchgehen (Abb. S. 190). Motivparallelen bringen die Abb. S. 188.

Noch stärker und zahlreicher werden die Überschneidungen zwischen den Kunstformen der beiden Erdgebiete, wenn man etwa **Einzelmerkmale der Zieratformen** hier und dort auszählt.

Wir setzen mit solchen Versuchen das fort, was S. 167 über die Häufigkeit eckiger und runder Zieratformen in Negerafrika und Indonesien gesagt wurde. Ausgangsstoff ist uns die Ornamentensammlung J. Lehmanns (1921), welche annähernd vollständige Inventare der Zieratformen aller naturvölkischen Kunstgebiete zu geben sucht. Ein Herauslösen einzelner Merkmale wie Eckigkeit oder Flächenkontrast oder Gestaltungsgrad darf nicht „atomistisch" verstanden werden, als seien wir der Meinung, der Künstler baue seine Werke aus solchen Merkmalen zusammen. Gerade umgekehrt! Eben weil sie ihm nicht bewußt sind, und weil sie nicht den historischen Anregungen gleichzusetzen sind, sind Unterschiede, die sich in ihnen finden, um so wahrscheinlicher nicht der Anregung, sondern der Wesensart zuzuschreiben! Auch das aber natürlich mit all den kritischen Vorsichtsmaßregeln, deren wir uns im folgenden befleißigen werden.

Um die Ergebnisse übersichtlich zu machen, tragen wir sie in Kärtchen der beiden Erdgebiete ein. Betrachten wir das erste dieser Kärtchen über die Häufigkeit eckiger, eckig-runder und runder Zieratformen! Wir sehen zunächst, daß fast in allen Einzelgebieten alle drei Möglichkeiten vorkommen. Solche Mannigfaltigkeit innerhalb des Stiles wird, das kann vorausnehmend gesagt werden, bei zählender Betrachtung einzelner Stilmerkmale keinem einzigen menschlichen Kunststil fehlen. Die kunstgeschichtlichen Typisierungsvorgänge gehen selten so weit, daß Mannigfaltigkeit in bestimmten Richtungen überhaupt unterdrückt wird. Auch der Unterschied verschiedener Kunststile ist viel öfter durch ungleiche Häufigkeit als durch völlig einseitiges Vertretensein bestimmter Merkmale bedingt!

Des weiteren sehen wir die verschiedenen afrikanischen und ebenso die verschiedenen melanesischen Kunstgebiete aber recht ungleich oft mit

eckigen und runden Formen arbeiten. Z. B. kennt das Zierat des ostafrikanischen Zwischenseengebietes gar keine gerundeten Formen. Benin hingegen, die weiter oben besprochene westafrikanische Hofkunst, hat zu ca. ¼ gerundete Zieratformen. Wie gleichartig ist aber Negerafrika immerhin in dieser Hinsicht gegenüber Melanesien, wo die einen Inseln eckige, die anderen runde Ornamente bevorzugen, so daß man nur im Gesamt-



Abb. 84

Häkchen: eckige
schraffiert: gemischte
schwarz: runde
Zierateinzelmuster

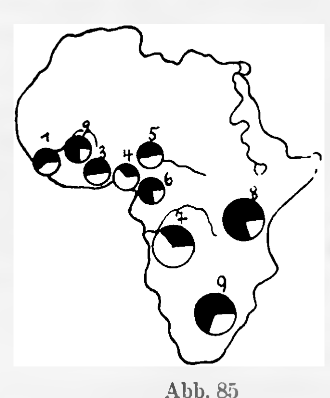


Abb. 85

weiß: dünne Linien
schwarz: Flächenkontraste



Abb. 86

weiß: einfachste
schraffiert: mittlere
schwarz: komplexe
Zierateinzelmuster

1 = Vey Liberias, 2 = Malinke, 3 = Yoruben, 4 = Benin, 5 = B o r n u, 6 = Kameruner Grasland, 7 = Kassai - S a n k u r r u gebiet, 8 = Zwischenseengebiet, 9 = Kaffern.

Abb. 84—86. V e r t e i l u n g d e r O r n a m e n t m e r k m a l e i n A f r i k a. Nach Material L e h m a n n s.

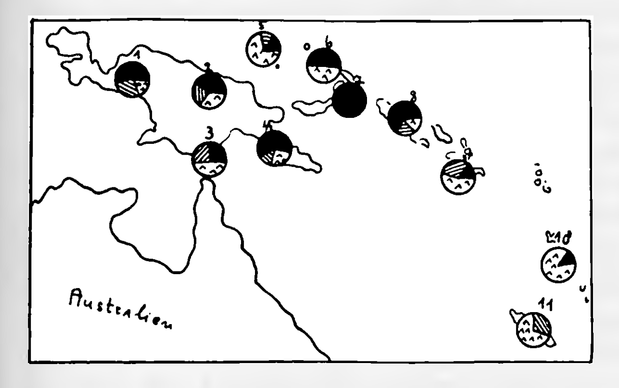
durchschnitt sagen kann, Melanesien zeige gegenüber Afrika eine Vorziehensneigung für gerundetes Zierat!

Die geographische Verteilung beruht im einzelnen sicher nicht bloß auf historischem Zufall. In Afrika tritt das typische eckige Negerornament vor allem in Benin, Yoruba und Bornu zurück, also in bekannten kulturellen und rassischen E i n f l u ß g e b i e t e n n i c h t n e g e r i s c h e r M e n s c h e n. In Melanesien lebt das eckige Ornament am allgemeinsten in Gebieten, die rassisch den P a l ä o m e l a n e s i e r n zuzurechnen sind (Neukaledonier, Neue Hebriden, Baining). In den Jungmelanesiergebieten finden sich, wie auch E. v. S y d o w (1937) betont, die gelösteren und gerundeteren Zierate.

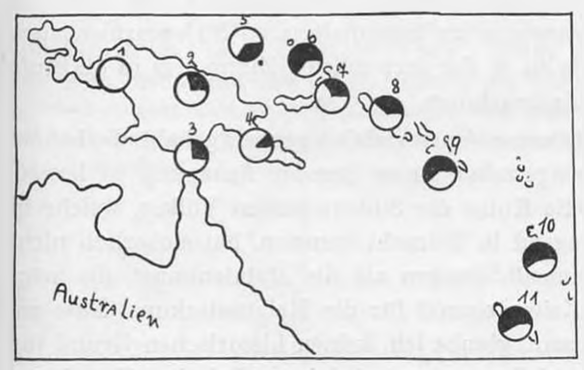
Nun wollen wir als ein zweites allgemeines Merkmal den „G e s t a l t u n g s g r a d" der afrikanischen und melanesischen Zierat-Elemente vergleichen. Wir unterscheiden dreierlei: 1. Einfachste Zierate, die im wesentlichen nur auf Reihung eines einzigen einfachen formalen Elementes beruhen. 2. Mittelhoch gestaltete Zierate, deren Einzelteile wenige wohl übersehbare Komplexe aus einigen Formelementen darstellen. 3. Hochgestaltetes

Zierat von so komplexer Fügung, daß das dahinterliegende Anordnungsgesetz nicht ohne weiteres ersichtlich ist.

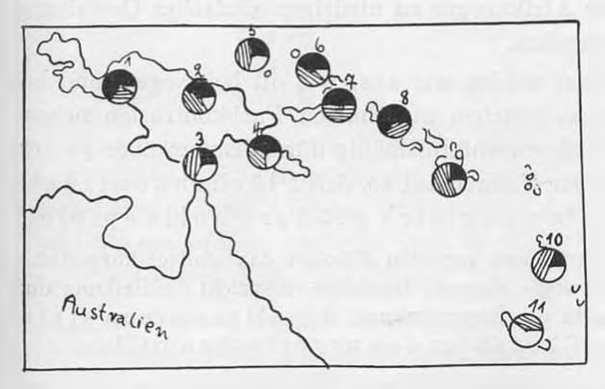
Auch alle drei „Gestaltungsgrade“ gibt es sowohl bei afrikanischen wie bei melanesischen Zieraten, und sie kommen auch in den meisten Kunst-



Häkchen: eckige
schraffiert: gemischte
schwarz: runde
Zierateinzelmuster



weiß: dünne Linien
schwarz: Flächenkontraste



weiß: einfachste
schraffiert: mittlere
schwarz: komplexe
Zierateinzelmuster

1 = Holländisch-Neuguinea, 2 = Deutsch-Neuguinea, 3 = Torresstrait, 4 = Massimdistrikt, 5 = Admiralitätsinseln, 6 = Bainighalbinsel, 7 = Bismarck-Archipel, 8 = Nordsalomonen, 9 = Südsalomonen, 10 = Neue Hebriden, 11 = Neukaledonien.

Abb. 87a—c. Die Verteilung der Ornamentmerkmale in Melanesien. Nach Material Lehmanns.

provinzen nebeneinander vor. Aber wie eindringlich ist der Unterschied! In Afrika sind Ornamente, die aus einfachsten Einzelteilen, aus bloßen Strichen, Dreiecken, Vierecken, Kreisen u. dgl. m. aufgebaut sind, überall häufig oder sehr häufig. In Melanesien hingegen kommen sie in einigen Gebieten besonders entwickelter Zierkunst überhaupt nicht vor und spielen nur bei den Neukaledoniern und bei den Bainings, den Inlandbewohnern der Gazellehalbinsel Neupommerns, also bei zwei auch rassisch besonders altertümlichen und besonders groben Völkergruppen eine große Rolle. Umgekehrt sind komplizierter gestaltete Ornamentmotive in typischer Negerkunst selten, in melanesischer Kunst hingegen häufig. Für Afrika kommen sie noch am häufigsten — in 33% — an Yorubakunstwerken vor, also gerade bei jenem Volke, das sich auch einen komplizierter systemisierten Götterhimmel bewahrt hat. Man sieht an diesem Beispiel wieder einmal, wie enge der „Stil“ ganz verschiedener Lebensgebiete innerhalb einer Kultur zusammenhängen kann (vgl. auch S. 200)! Auch diese kompliziertesten Yorubenornamente sind aber noch einfach, starr und klar im Vergleich zu komplizierteren Südseeornamenten, wo in manchen Gebieten bis zu ⅔ der verwendeten Ziermotive in die Stufe komplizierter Gestaltung hineingehören.

Sicherlich haben die Afrikaner ebensoviel Gelegenheit gehabt, die höhere Verwickelung der Zierkunstgestalten unter fremder Anregung zu lernen, wie die Südseeleute; denn die Kunst der Südeuropäiden Völker, welche in Afrika als Anreger vorwiegend in Betracht kommen, hat sicherlich nicht weniger komplizierte Ornamentbildungen als die Malaienkunst, die möglicherweise in sehr alten Zeiten einmal für die Melanesierkunst Pate gestanden hat. Darum kann man, glaube ich, keinen historischen Grund für die besondere Neigung der Afrikaneger zu niedriger, einfacher Gestaltung der Zierkunsteinzelteile angeben.

Als ein drittes Merkmal zählen wir aus, wie oft bei Neger- und bei Melanesierornamenten ganze Flächen in scharfen Farbkontrasten nebeneinandergesetzt sind, oder aber verhältnismäßig dünne Linien über großen Flächen stehen. Hier liegt der Unterschied so, daß Flächenkontraste in der Negerkunst eine ungleich größere Rolle spielen.

Im zweidimensionalen Ornament vertreten Flächen das statisch-körperliche, Linien aber das dynamisch-bewegte Moment. Insoferne entspricht die Reihung und Klitterung von Einzelflächen in der Negerzierkunst dem allgemeinen statischen, atomistischen Charakter des negerischen Stiles.

An dieser Besprechung einiger zählbarer Einzelmerkmale der Zierkunstschöpfungen der beiden Erdgebiete haben wir gesehen, daß der unterschiedliche Gesamteindruck der Neger- und Melanesierkunst zumindest in vieler Hinsicht nicht durch gänzliche Verschiedenheit der bekannten und angewendeten künstlerischen Formideen, Motive oder Techniken zustande-

kommt, sondern dadurch, daß *die beiden Erdgebiete von vielen an sich gleichen Möglichkeiten ungleich gerne und ausgiebig Gebrauch machen.*

Man kann die solchen relativen Unterschieden zugrundeliegenden kunstgeschichtlichen Vorgänge sehr gut *zur Entstehung zweier verschiedener Rassen aus gleicher Wurzel durch ungleiche Zuchtrichtung in Parallele bringen.* Wie die Umweltbeschaffenheit bei der Auszüchtung der Rassen wirkt die dauernde Wesensart des tragenden Volkes bei der „Auszüchtung" der Kunststile. Ebenso wie in der Rassengeschichte schon ganz kleine Unterschiede in der Überlebenswahrscheinlichkeit verschiedener Erbstämme genügen, um allmählich völlig verschiedene Rassen zu züchten, können auch ganz geringe Unterschiede der völkischen Wesensart genügen, um in allmählichem Werden höchst kennzeichnende volkskünstlerische Eigentümlichkeiten zu erzeugen. *Ein einzelner Neger und ein einzelner Melanesier brauchen gar nicht merkbar verschieden zu sein, und das Gesamtergebnis der Kunstleistung von Millionen Negern und Melanesiern in vielen Geschlechterfolgen kann doch sehr eindringlich voneinander abweichen.*

Haben die Neger nur die Tendenz, aus ihrem überlieferten Formenschatz die einfachen Motive bei der Erzeugung neuer Werke um nicht mehr als ein Zwanzigstel zu bevorzugen und wären einfache und komplizierte Motive anfänglich in gleicher Anzahl, also zu je 50%, bekannt und angewendet gewesen, dann würden einfache Motive von Generation zu Generation ansteigen und komplizierte seltener werden wie folgt:

einfache	komplizierte Motive
50 %	50 %
52,5%	47,5%
55,1%	44,9%
57,9%	42,1%
60,8%	39,2%
63,8%	36,2%
67,0%	33,0%
70,4%	29,6%
73,9%	26,1%

Eine solche einfachste Rechnung zeigt schon, wie gewaltige kunstgeschichtliche und natürlich auch sonstige kulturgeschichtliche Unterschiede durch fast unerkennbar feine Unterschiede der völkischen und rassischen Vorziehensneigungen, die sich aber in einem längeren Zeitraum gleichsinnig summieren, entstehen können.

Es kommt uns weniger darauf an, dieses Prinzip am Falle der Neger- und Melanesierkunst nun noch konkreter zu belegen, als seine außerordentliche Bedeutung für alle Überlegungen über Kulturdifferenzierung kräftig ins Licht zu setzen. Man wird dann lernen, *weniger nach Unterschieden der Anregung als nach volks- und rasseseelischen Feinstunterschieden der typischen Umbildungsrichtungen zu suchen.*

Nun wollen wir weiter überlegen. **mit welcher Wahrscheinlichkeit man einen Kunststil, der einem ganzen naturvölkischen Erdgebiet und einer ganzen Rasse gemeinsam ist, für Ausdruck rassischer Veranlagung halten darf.**

In größeren Naturvölkergebieten bestehen im Gegensatz zu ebenso großen Hochkulturgebieten keine einheitlichen Macht- oder Ideengebilde. welche die Vereinheitlichung äußerlich erzwingen oder durch mittelbare Beeinflussung veranlassen könnten. Kein Islam ist da und keine christliche Lehre. keine gemeinsamen Schulen, keine gemeinsame Kulturpropaganda. keine Verehrung der gleichen Dichter, Denker, Helden, keine Schrift und keine universelle Sittlichkeit. Kleine Menschengemeinschaften allein liegen vor, deren jede eine andere völkische Überlieferung hat und die sich eifersüchtig getrennt halten. Ähnlich sind die Naturvölkergruppen eines Erdgebietes einander nur darin, daß sie in ähnlicher Landschaft leben, einen Teil der historischen Anregungen gemeinsam haben und von ähnlicher Rasse sind. Wir stehen also vor den gleichen drei Kräftegruppen, die wir früher als für die historisch-geographische Differenzierung der Kulturen maßgebend herausgearbeitet haben (I. Band, S. 194).

Spricht sich im Stilunterschied der Neger- und Melanesierkunst ein typischer **landschaftlicher Unterschied** aus? Bekanntlich übt Südsee und Afrika auf den Europäer tatsächlich einen wesentlich verschiedenen Zauber aus. Nach der Weite, Klotzigkeit, Trockenheit, kargen Größe zieht es den Afrikaner, nach lieblichem Wuchern üppiger Tropennatur den Südseeschwärmer.

Die landschaftliche Umwelt wirkt auf das allgemeine Lebensgefühl, das allgemeine Lebensgefühl beeinflußt die Künstler. Wenn Afrika für alle Europäer eine besondere Physiognomie hat, wäre nicht einzusehen, warum nicht auch der Negerkünstler etwas vom Ausdruck seiner vertrauten Heimatlandschaft seinen Schöpfungen mitgeben sollte.

Freilich darf man sich Zusammenhänge zwischen Landschaft und Kunst ebensowenig wie Zusammenhänge von Rasse und Kunst als eindeutige Ursachen mit eindeutigen Folgen vorstellen. „Der Urwald" verursacht sicherlich ebensowenig notwendig eine ganz bestimmte Kunst wie auch „die Neger" nicht etwa historisch nur eine einzige ganz bestimmte Kunst besitzen können. Bei der Landschaft wie bei der Rasse kann es sich nur darum handeln, daß der ablaufende historische Prozeß der Kunstgeschichte durch diese allgemeinen Mächte beeinflußt, in bestimmter Weise abgelenkt oder umgesteuert wird.

Betrachtet man die Verhältnisse innerhalb Afrikas, dann scheint ein Zusammenhang zwischen Kunstphysiognomie und Landschaftsphysiognomie erst recht naheliegend. In Steppenafrika verdorrt, wie wir früher besprochen haben. die Schnitzkunst und bleibt nur formenschönes Gerät und dürftigers Zierat übrig. Die Holzschnitzerei hingegen lebt am kräftereichsten in Westafrika. Sieht man aber näher zu, so sind es in West-

afrika nicht allein die Urwaldgebiete, in denen Formenfülle und Gestaltenkraft blüht. Das Kameruner Grasland, die Steppengebiete um das Nigerknie und in Nordtogo stehen den Urwaldvölkern künstlerisch zumindest nicht nach. So kommt man zur Erkenntnis, daß es innerhalb Afrikas doch mehr auf die Art der Völker als auf die Art der Landschaft ankommt, ob Kunst blüht oder nicht.

Und wenn Steppenafrika und Südsee verschiedene Welten sind, Urwaldafrika, sollte man meinen, ist als Landschaft nicht weniger tropisch üppig als die Südseeinseln. Trotzdem entwickeln auch die afrikanischen Urwaldstämme nichts von der tollen Üppigkeit der Südsee-Kunstphysiognomie. Der Gegensatz zwischen Afrika und Südsee, den wir weiter oben beschrieben haben, meinte für Afrika vorwiegend die Urwaldkunst! Zwischen Westafrika und Südsee bestehen keine so starken Unterschiede der landschaftlichen Physiognomie, daß der Unterschied der Kunststile dadurch bedingt sein könnte.

Es besteht allerdings noch die Möglichkeit, daß auch die Urwaldneger noch viel mehr Steppenvergangenheit in sich tragen als die Urwald-Ozeanier. Es spricht nämlich manches dafür, daß die Neger eigentlich eine Steppenrasse sind, die erst spät und vielfach unfreiwillig und verdrängt in den von den Zwergen bewohnten afrikanischen Urwald eindrang. Es handelt sich dabei aber sicher immerhin um alte Vorgänge, und in der viele Generationen umfassenden Zeit, welche die meisten heutigen Neger-Waldstämme auch tatsächlich schon im Urwald hausen, könnte der Pflanzenüberschwang und die Phantastik die Werke der Künstler längst beeinflußt haben, wenn so unmittelbare Zusammenhänge zwischen Landschaft und Kunststil überhaupt bestünden.

Wenn aber die Neger wirklich eine Steppenrasse sind, d. h. eine trockener und karger Umwelt erblich angepaßte Menschenform, dann könnte das auch rassenbedingte Auswirkungen auf die Kunstneigung haben.

Auch bei Betrachtung der **kulturgeschichtlichen Lage** treten in Wirtschaftsform, Techniken und Glaubensideen starke, ja ungewöhnlich starke Ähnlichkeiten zwischen Westafrika und Melanesien zutage, so daß ebenso wie der landschaftliche auch der kulturelle und geistige Hintergrund eher auf Übereinstimmung denn auf Gegensätzlichkeit der Kunstauffassung hindrängt.

Freilich könnten trotzdem jeweils andere kunstgeschichtliche Anregungen allen Afrikanern und allen Melanesiern gemeinsam sein. Ist dies nicht sogar die naheliegendste Erklärung für die gefundenen Verhältnisse?

Auf Afrika haben aber sicherlich seit alters die stilverschiedensten Anregungen eingewirkt, die, wie wir besprochen haben, erst sekundär von der erstaunlichen Beharrungskraft des Einheimischen ins Negerhafte umgebogen worden sind. Was ist nur dieses so viel zäher Beharrende, das eine solche umwandelnde Kraft beweist? Wir kennen es nicht als einen einzigen historischen Stil, der etwa in uralter Zeit zuerst nach Afrika gekommen wäre und seitdem den „Vorrang des zuerst Vorhandenen" ausüben würde. Der Negerstil ist

nicht etwa, wie gemeint wurde. der geometrischen Zierkunst des jungsteinzeitlichen Europas gleichzusetzen, sondern zeigt nur jene allgemeinen Ähnlichkeiten mit dieser. die beim Gebrauch einfacher und dementsprechend immer wieder auftauchender geometrischer Muster auch ohne historischen Zusammenhang nicht ausbleiben können. Er ist nicht ägyptisch. nicht etruskisch, berberisch. antik, islamisch. Er ist in gewisser Weise alles dies und in der Hauptsache — eben negerisch. Der Negerstil ist im Sinne der Gestaltungshöhe den meisten späteren und von außen kommenden Anregungen wert-unterlegen und dürftig, so daß der Vorrang des zuerst Vorhandenseins allein ihn sicher nicht davor schützen konnte, durch übersteigernden Fortschritt überlebt zu werden.

Wenn die Stileinheit Negerafrikas überhaupt durch die historische Anregung bedingt sein soll, müßte schon eine uralte Kunstgesinnung von den Afrikanern ungeheuer zähe festgehalten worden sein.

Wie steht es um die **Möglichkeit einer solchen uralten und unentrinnbaren Wachstumsformung eines ganzen Erdteiles und einer ganzen Rasse?** Wir wollen einige theoretische Überlegungen durchführen, die von großer Bedeutung für alle die schwierigen Fälle sind, in denen man tiefgreifende Wachstumsformung und Rassenwirkungen auseinanderhalten soll.

Wenn eine uralte Anregung in einem so großen Gebiete einheitlich fortwirken soll. muß sie offenbar von den verschiedensten afrikanischen Stämmen erstaunlich gleichartig adoptiert und ebenso gleichartig auch auf immer weitere Geschlechterfolgen übertragen worden sein.

Zeugnis dafür, daß solche getreue Erhaltung eines Kulturgutes nicht etwa unmöglich ist, sind viele Geräteformen, die ja auch, obwohl im einzelnen variierend. durch ganz Afrika und schon seit Jahrtausenden dem technischen Grundgedanken nach gleichartig angefertigt und gebraucht werden. Der Bogen. der Tontopf, die Marimba, der Grabstock, der Einbaum sind Beispiele solcher unbegrenzter Erhaltung technischer Gedanken. Auch bestimmte Ornamentmuster, symbolische Zeichen und Märchenideen sehen wir örtlich weit und zeitlich tief verbreitet, obwohl sie auf eine einzige historische Quelle zurückgehen.

All dies sind aber *sehr konkrete Gedanken, die man einem hellen Kopf und einem wachen Verstand knapp, klar und eindeutig verständlich machen kann.*

Kann es auch mit einem Kunststil so gehen? Gewiß ist doch z. B. auch die Gotik zu verschiedenen Völkern gedrungen und hat eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Generationen überdauert. Aber: Sie ist dabei italienische, englische. spanische und deutsche Gotik geworden und hat sich aus der Früh- zur Spätgotik entwickelt. Daß allen diesen Gotikformen doch noch ein gemeinsames Gepräge zukommt, daran haben gewisse recht konkret angebbare formale Erfindungen wie z. B. der überall beibehaltene Spitzbogen sicher wieder das Hauptverdienst. Der Gesamteindruck der Bauten, *ihr „Ausdrucksgehalt“ hat sich viel stärker*

gewandelt, wenn er auch infolge der formalen Stilmerkmale die allgemeingotische Linie nie ganz verleugnen konnte. Daß sich etwa der allgemeine gotische Ausdrucksgehalt des herben himmelstürmenden Bauens ohne die Stütze der konkreten Stilmerkmale getreu fortgeerbt hätte, ist wohl ganz undenkbar. Der „Ausdruck" eines Kunstwerkes ist ein Gesamtgefüge, und schon als solches nur schwer verbreitbar und adoptierbar. Es ist nicht konkret definierbar, sondern von der Unübertragbarkeit seelischer Regungen, an denen Gefühl und unbewußte Vorgänge einen großen Anteil haben. Gewiß übernehmen Völker Kunstwerke nicht als Einzelstücke, sondern immer als exemplarische Vertreter ihrer allgemeinen Art. So wie der Wilde am Solingenmesser den Nutzen des Metalles im allgemeinen erlernt, erlernt man am ersten gotischen Bau, den man sieht, nicht nur das Wesen des Kölner Domes oder des Straßburger Münsters, sondern das Wesen der Gotik schlechthin. Aber man lernt das Wesen eines Kunststiles überhaupt niemals so wie er ist, sondern so wie man ihn begreift und nacherleben kann.

Wir entnehmen daraus: Wenn viele verschiedene Völker den gleichen Kunststil aufnehmen, erhalten sich am leichtesten seine konkretesten und bewußtesten Merkmale, am schwierigsten seine allgemeine Gefühlsfärbung und sein „Ausdrucksgehalt".

Auch die getreue Erhaltung technischer Kulturgüter ist in erster Linie eine Erhaltung formaler Grundgedanken nach Art des gotischen Spitzbogens, nicht etwa eine Erhaltung der etwa damit verbundenen Gefühlswerte. Das Schwert ist seit vier Jahrtausenden bekannt, die damit verbundenen Gefühle aber haben mannigfach gewechselt. Wenn wir heute Kerzen verwenden, so sind diese Kerzen von den Kerzen unserer Urgroßeltern sachlich weit weniger verschieden als in der Gefühlsfärbung. Gefühlswerte stellen sich entweder bei Erhaltung der technischen Formen mittelbar immer wieder ein oder sie verändern sich stärker als die sachlich-technischen Werte.

Getreu verbreitbar ist nur das, was Menschen getreu nachahmen können. Ein Volkstum, eine Kunstgesinnung, eine Kulturseele kann nicht im ganzen nachgeahmt werden, sondern bleibt nur bestehen, soweit ähnliche äußere Anstöße auf Menschen treffen, die daraufhin in gleichartige seelische Schwingungen geraten.

Soweit die Gleichheit aller Negerkunst auf formalen Erfindungen beruht, die bewußt erfaßt und dementsprechend getreu übernommen werden können, besagt die Übereinstimmung rassenpsychologisch tatsächlich nicht mehr als eine weithin gleichartig verbreitete Bogen- oder Topfform. Handelt es sich aber um Gleichläufigkeiten, die so allgemeiner, unkonkreter und gefühlsmäßiger Art sind, daß sie dem Künstler kaum zum Bewußtsein kommen, dann können sie über einen ganzen Kontinent und eine ganze Rasse hin wohl nur bestehen bleiben, wenn eine zu gleichartigen Schwingungen bereite innere Wesensart dahintersteht.

In der bildenden Kunst Afrikas tritt ohne Zweifel die Übereinstimmung konkret faßbarer Stilideen hinter die Übereinstimmung der „Gefühlswerte" zurück. Nicht die Motive, Techniken und Vorwürfe der afrikanischen Kunst, sondern was die verschiedensten Negergruppen daraus gemacht haben, bestimmt den gemeinsamen Gehalt der Negerkunst.

Da es einen im ganzen übernehmbaren „Kulturgeist" nicht gibt, sondern nur konkrete Einzelgüter und Einzelideen mitsamt den sie umgebenden „Sphären" (vgl. I. Band, S. 103) von Mensch zu Mensch und von Kultur zu Kultur übergehen können, ist es kulturbiologisch undenkbar, daß getreue Erhaltung einer bestimmten uralten gemeinsamen Anregung das alle Negerkunst umschlingende Band sein könnte.

Diesen theoretischen Überlegungen tritt die praktische kunstgeschichtliche Erfahrung zur Seite, daß von stetigem Gleichbleiben in der afrikanischen Kunstbetätigung überhaupt nicht im gleichen Sinne die Rede sein kann wie bei der Nutzung mancher wichtiger und konkreter Geräte. Wir haben ja am Beispiel des Kameruner Graslandes und Benins gesehen, daß der Stil sich im einzelnen wandelt, so sehr wandelt, daß er, wenn nicht bestimmte wesensartliche Begrenzungen vorlägen, in den verschiedenen afrikanischen Gebieten sich völlig auseinander entwickeln müßte.

Daß die Rasse hinter der Eigenart der bildenden Kunst Afrikas steht, wird noch wahrscheinlicher, wenn man sieht, daß sich **die gleichen allgemeinen Eigentümlichkeiten auch auf anderen Gebieten des Lebens** zeigen. So setzt sich die negerische Tanzbewegung (S. 172 f.) aus lauter kurzen Einzelzuckungen zusammen, wie die negerische Ornamentik aus einfachen, gereihten Einzelmotiven. Höher integrierte Bewegungsgebilde werden durch die Vorherrschaft elementarer Zuckung im Negertanz — etwa gegenüber dem Malaientanz — ebenso unterdrückt oder zerspalten wie in den zugehörigen bildenden Künsten. Impulsive Kurzläufigkeit kennzeichnet auch die negerische Musik und die negerische Satzbildung. Selbst in der Art der Wortbildung lassen die Negersprachen nach Finck die gleiche Eigentümlichkeit erkennen:

„Die Negersprachen machen den Eindruck eines leichten, beweglichen Fortspringens von einem kleinen Eindruck zu immer neuen kleinen Bildchen. Sogar einzelne Worte, wie z. B. musisi, Knabe, bestehen für das Bewußtsein des negerischen Sprechers aus mindestens zwei Teilen. Ordnet man die Hauptsprachtypen der Menschheit nach der immer größeren Zerstückelung der vor Beginn der Rede vorhandenen Vorstellungsmassen, so stellen die Negersprachen das Extrem stärkster Zerstückelung dar. Der Art nach, wie das Ganze der Rede (der Satzaufbau) geschaffen wird, kann man drei Typen unterscheiden, wobei der türkische als unterordnend, der grönländische als einverleibend, der negerische aber als anreihend zu bezeichnen ist" (Sperrungen von mir).

Wie sehr stimmt das, was hier der reine Linguist ohne Berücksichtigung der sonstigen Kulturzustände sagt, mit dem überein, was wir bisher auf anderen Gebieten als negerischen Stil erkannt haben! Finck hat auch schon betont, daß die von ihm erwähnten allgemeinen Eigenarten des Sprechens sich geschichtlich verhältnismäßig einfach und schnell verändern können. Wenn zumindest sämtliche Bantusprachen dem gekennzeichneten Typus zuzuordnen sind, muß solche Sprache also in gutem Gleichgewicht mit dem „Geist" dieser Völker sein und wenn der Geist nicht in gutem Einklang mit ihrer Veranlagung wäre, wäre er ebenfalls keineswegs so beständig.

Erinnern wir nochmals daran, daß die negerische Form der Polygamie, die rasche Abfolge wechselnder „Ehchen" mit mehreren Frauen möglicherweise auf der gleichen Eigenart des negerischen Lebens beruht — dann ist das neuerlich ein Beispiel dafür, daß hier wirklich ein Rassenstil vorliegt, der sich in allen Kunstgebieten und sicherlich auch im allgemeinen Leben gleichartig auswirkt.

7. Vollkommenheitsvergleich

Wir wollen von den verschiedenen Möglichkeiten des Vollkommenheitsvergleiches von Kulturen (vgl. I. Band, S. 270) hier nur die Leistung der Negerkultur im Sinne der Rassenerhaltung und die subjektive Vollkommenheit der Negerkultur herausheben.

a) Betrachten wir die **Bevölkerungsbewegung** als einen Generalnenner für die Vollkommenheit einer Kultur als Anpassungsleistung, so zeigt sich für die Neger nach Westermann kein besonders günstiges Bild.

Reiches konkretes Material enthalten die Hamburger Preisarbeiten Ittameiers und Feldmanns (1923).

Die Neger sind nicht durchaus die primitiv-vitale Rasse, welche die Welt mit ihren Kindern überschwemmt, als die sie häufig betrachtet werden. Vitalität des Individuums und Erhaltung der Rasse haben beim Menschen ja überhaupt wenig miteinander zu tun, viel entscheidender für den dauernden Bestand einer Völkergruppe ist ihre natürliche Umwelt und ihre Kultur. In voreuropäischer Zeit dürfte die Vermehrung der schwarzen Bevölkerung sehr gering gewesen sein (um 1650 hatten Europa und Afrika vielleicht beide je hundert Millionen Menschen, heute zählt Europa 520 Millionen, Afrika aber nur 140!). Schon die starke Sterblichkeit (allein die Kindersterblichkeit beträgt in Negerafrika vielfach 50%, ja bis zu 70%) hindert die Vermehrung. Aber auch die Geburtenhäufigkeit der Neger muß schädigenden Einflüssen gegenüber kaum weniger anfällig sein als die Geburtenhäufigkeit in weißen Bevölkerungen. In den tiefsten Urwäldern Belgisch-Kongos haben Negerfrauen durchschnittlich nur ½ Kind, was nicht am geringen Kinderwillen liegen kann, sonst wären die fruchtbareren Pyg-

mäenfrauen von den Negern nicht sosehr begehrt (S c h e b e s t a). Auch aus Ostafrika und aus dem Sudan werden ähnliche Zustände berichtet. In weiten Gebieten Afrikas ist die Erhaltung einer genügend dichten Negerbevölkerung eine schwere Sorge der Kolonialherren.

Über die Ursachen der mangelnden Fruchtbarkeit ist nicht genügend bekannt. Das System der Vielweiberei wirkt sich auf die Volksvermehrung sehr ungünstig aus, auch Geschlechtskrankheiten sind schon in voreuropäischer Zeit durch die Araber stark verbreitet worden. In Amerika hinken die Neger in der Anwendung bewußter Mittel zur Empfängnisverhütung den Weißen in gleicher sozialer Lage stark nach (P e a r l 1936). Darin spiegelt sich sicherlich die geringe Antriebsmacht, welche vernünftige Zukunftssorge auf den Neger hat. Die sozial entwurzelten Mischlinge sollen ebenfalls besonders wenig Kinder haben. Gebiete, in denen die Mission und damit europäische Hygiene einen großen Teil der Bevölkerung erfaßt hat, stehen vergleichsweise am günstigsten da.

„Soweit man die Lage bis heute überblicken kann, nimmt in Teilen Afrikas die Bevölkerung ab oder ist auf dem Stillstand, in anderen Teilen wächst sie langsam; aber nirgends ist für ein größeres Gebiet ein Anzeichen für starke Zunahme. Es ist noch nicht erwiesen, daß die Lebenskraft der Negerrasse den Anforderungen, die die neue Zeit an sie stellt und stellen wird, gewachsen sein wird“ (W e s t e r m a n n 1936).

b) Die beschränkte Adoptionsfähigkeit des Negers wäre aus einem stolzen Festhalten am ererbten Besitz heraus verständlich. Tatsächlich denkt der Neger aber s u b j e k t i v d u r c h a u s n i c h t s o h o c h von sich und seiner Kultur und ist im Gegenteil gerade umgekehrt sehr dazu geneigt, den Europäer und die Angehörigen anderer Hochkulturen nachzuahmen. Die geringen Erfolge dieser großen Adoptions n e i g u n g müssen um so mehr einer ungenügenden Adoptions f ä h i g k e i t in die Schuhe geschoben werden.

In den Fabeleien, welche die Neger über den körperlichen Unterschied von Weiß und Schwarz ersonnen haben, erscheinen allenthalben nicht die Schwarzen, sondern die Weißen als die überlegenen. Wie sehr sind demgegenüber z. B. die Australier (vgl. S. 91 f.) oder die Indianer (vgl. S. 300) von der Vortrefflichkeit ihrer eigenen Rasse und Kultur überzeugt!

Die Neger sind nach ihren eigenen Geschichten schwarz, weil ihre Vorfahren sehr faul waren und die Zeit verschliefen, sich weißzuwaschen (Marawi, Ostafrika). Der vorerst weißen Urmutter der Neger rann zur Strafe für Neugier ein Faß Pech über den Kopf (Angoy, Loangoküste). Die Urneger gehorchten Gott nicht, der ihnen ein Bad befahl (Vili, Loango). Ein fauler Ackersmann wird von seinem Vater zur Strafe mit Ruß beschmiert (Basonge).

Gott hat ein schwarzes und ein weißes Kinderpaar. Die Schwarzen erwerben alles mühsam, die weißen auf die leichteste Art durch Schlauheit (Ekoi).

Die Aschanti erzählen: Drei Schwarze und drei Weiße werden mit ihren Frauen von einem Gott geschaffen und müssen zwischen zwei Kalebassen mit Eisen, etwas Gold und Metallen einerseits und einem gekniffenen unscheinbaren Papier andererseits wählen. Die Schwarzen nehmen aus reiner Habgier die erste Kalebasse, die Weißen wählen das Papier und damit alle Weisheit.

„Eine merkwürdige Selbstverachtung und resignierte Erkenntnis von der Überlegenheit der Weißen spricht aus allen diesen Rassen- und Kulturlegenden... Der Charakter des Negers mit seiner ganzen naiven Unterwürfigkeit und der abgöttischen Bewunderung aller Künste und Weisheiten der Europäer ist hier unverkennbar" (H. Baumann 1936).

Dieses Unterlegenheitsgefühl treibt den Neger auch in die Schulen der Europäer und läßt ihn eifersüchtig darüber wachen, nur ja auch alles gelehrt zu bekommen, was die Europäer zu lehren haben. Das geht so weit, daß sogar die Einrichtung eines pädagogisch vernünftig auf den Neger abgestimmten Unterrichtes dadurch erschwert wird.

Für die freigelassenen Negersklaven, welche Liberia gegründet haben, sind die eingeborenen Schwarzen durchaus verächtlich.

Wie selbst Seiten der angestammten Kultur, die dem Neger besonders wesensnahe zu sein scheinen, ihm geringer gelten als europäisches Angebot, haben wir am Beispiel der Musik gesehen.

8. Die Neuschöpfungsbilanz

Die nicht selten sehr beachtlichen Leistungen der Neger stellen sich doch vorwiegend als Adoptionen dar, deren afrikanische Eigenart mehr in der Färbung besteht, welche sie unter Negern erhalten haben, als in der zugrundeliegenden Idee. Der alte Vergleich Negerafrikas mit einem Beutel, in den unendlich viel hineingestopft wurde, nie aber wieder etwas herausgekommen ist, besteht auch nach den vielen neuen kulturgeschichtlichen Ergebnissen zu Recht. Ja, die neueren Forschungen haben eine Unzahl von Kulturgütern als mediterran, orientalisch, ägyptisch oder indisch erwiesen, an deren echtes Afrikanertum man vor einigen Jahrzehnten noch glaubte. Wie selbstverständlich ist die Erkenntnis vom historisch außerordentlich komplexen Aufbau der Negerkultur und von den vielen Hochkultureinflüssen auf sie heute geworden, während Luschan sie noch 1910 als etwas wesentlich Neues zur Erörterung gestellt hat!

Natürlich darf man nicht übersehen, daß an sich jedes Volk viel mehr adoptiert als es selbst schafft. Das ergibt sich schon aus den reinen Zahlenverhältnissen: Wenn ein Land mit vielen anderen Ländern Kulturaustausch hat, dann werden die

gesammelten Gaben der übrigen Länder natürlich die Leistungen des nur einen Landes in der Regel überwiegen.

Zumindest seit der jüngeren Steinzeit ist keine politische oder Bevölkerungsströmung aus Negerafrika heraus erfolgt. Aber auch Kulturströme, ja nur Wanderung einzelner Kulturgüter aus Negerafrika nach Mittelmeer, Orient oder Europa hat nicht stattgefunden. Ungleich mehr haben die Europäer z. B. nach der Eroberung Amerikas von den Indianern gelernt!

Eine gewisse Ausnahme macht nur das vorübergehende Interesse der Europäer für Negerkunst in der Nachkriegszeit. Das ist ein Zeichen der seelischen Unsicherheit des damaligen Europa, hat aber auch sachlich seine Berechtigung. Die Möglichkeiten einer plastischen Kunst, die vorwiegend Vorstellungsersatz, nicht Wahrnehmungsersatz sein will, entfalten sich natürlich am ehesten in einer Welt primitiver Denkweise, die von der rauhen Luft sachlichen Denkens verschont bleibt.

Am allerauffälligsten ist das Fehlen von Leistungen größeren Formates wohl auf jenem Gebiete, für das eine besondere Rassenbegabung der Neger besteht, auf dem Gebiete der Musik. Es gibt auf diesem Gebiete zwar kein Adoptionsdefizit, aber auch keine über die Musiken anderer Naturvölkergebiete hinausschießende Entwickelung.

Der Jazztanz, der von vielen für Negertanz gehalten wird, enthält neben Anleihen bei negerischer Rhythmik den altüberkommenen europäischen Melodienaufbau nach dem Achttakteschema. Seine raffinierte Harmonik bedeutet die erstmalige Anwendung der Klangerfindungen eines Bruckner, Richard Strauß und Hugo Wolf auf Tanzmusik. Negermusik kennt ja überhaupt keine Harmonik. Schon formal ist der Jazztanz also höchstens Drittelneger, er wird aber auch vorwiegend von Europäern komponiert. Von Negern wird er allerdings hervorragend reproduziert. Mit afrikanischer Musik hat der Jazz jedenfalls das wenigste zu tun.

Die berühmten Spirituals der amerikanischen Negersklaven haben sich als unter den Schwarzen überlebende Hymnen europäischer Sektierer, vor allem der „Revivalists" entlarven lassen, die nur etwas negerische Färbung angenommen haben. Das sogenannte Neger-Englisch entpuppt sich als das verderbte Kolonial-Englisch der Neger*herren* (*Johnson*, 1930).

Will man den produktiven Fähigkeiten des Negers gerecht werden, so muß man das Bild des Werke türmenden Gestalters beiseiteschieben, das wir Europäer von unseren Genies haben, und das Bild des im und für den Augenblick schaffenden Improvisators an seine Stelle setzen. Solche *improvisierende, augenblicksbefeuerte Schöpferfähigkeit ist in Negerbevölkerungen sowohl beim Singen wie beim Tanzen, und beim Dichten wie beim Reden nach verschiedensten Berichten erstaunlich häufig.*

In gewisser Weise erscheint uns ja das Negerleben im ganzen als eine Improvisation. Improvisationen sind zwar dem „schöpferischen Funken" besonders nahe, bleiben aber notwendig gering gestaltet und unstet.

Wenn die zivilisationsfreudigen Europäer dem Neger die Unfähigkeit zu hochgestalteten Gebilden vorwerfen, während zivilisationsflüchtige Europäer, wie zum

Beispiel Frobenius die seelische Wärme und den ursprungsnahen Reichtum der Primitiven Afrikas feiern, so ist das kein Unterschied der Erkenntnis, sondern einer der Bewertung. Improvisation und feste Gefügtheit sind nun einmal schon ihrem Begriff nach unvereinbare Gegensätze. Auch dem Europäer ist übrigens nicht immer nur feste Gefügtheit, sondern hie und da auch eine genügende Dosis ursprungsnaher Improvisationsfähigkeit zu wünschen.

Nun könnte die Frage gestellt werden: Ist es nicht geradezu lebensgesetzlich unwahrscheinlich, daß eine Rasse, die ingeniös improvisiert und die im ganzen doch auch nicht schlecht adoptiert, die z. B. einen großen Teil europäischer bürgerlicher Berufe ausfüllen kann, der Fähigkeit zur höher gestalteten Neuschöpfung so bar sein solle? — Nein, es ist dies nicht unwahrscheinlich; vielmehr muß es geradezu erwartet werden, daß es derartig beschaffene Rassen gibt. Das ist einerseits mit einer sehr naheliegenden und anschaulichen Analogie, andererseits mit einer vielleicht weniger anschaulichen, aber ebenfalls einfachen und für uns höchst bedeutsamen variationsstatistischen Überlegung zu begründen.

Die anschauliche Analogie liegt im geistigen Unterschied der Geschlechter (vgl. I. Band, S. 265). Frauen entzücken den Mann durch die seelische Wärme und Unmittelbarkeit ihrer improvisierten kleinen Einfälle. Sie leisten aber auch im Testversuch, in der Schule und in weiten Gebieten des Berufslebens kaum weniger als die Männer, besitzen also sehr weitgehende Adoptionsfähigkeit für kulturelle Umweltanforderungen. Diese Erfahrungen der Frauenbewegung und der modernen Psychologie haben aber nichts an der kulturbiologisch tausendfach erhärteten Tatsache geändert, daß die wesentliche kulturelle Neuschöpfung doch immer Männersache gewesen ist. Das mag zu einem Teile darauf zurückgehen, daß die höchstbegabten Individuen unter Frauen doch seltener sind; in der Hauptsache beweist es jedenfalls, wie wenig Adoptionsgeschick mit geistiger Schöpferkraft zu tun hat. Die Neger brauchen keineswegs feminin zu sein und können trotzdem den Frauen in der großen Improvisations- und Adoptionsfähigkeit bei kleiner geistiger Schöpferkraft gleichen.

Die variationsstatistische Einsicht besteht darin, daß bei Verschiebung der Durchschnittsbeschaffenheit einer Vielheit von Individuen (eines Kollektives) sich die Häufigkeit der extremen Fälle prozentual viel stärker ändert als die Häufigkeit der mittleren. Das ergibt sich aus dem Verlaufe der sogenannten „normalen Verteilungskurve“, die beinahe unbeschränkt als für alle Arten biologischer Variation gültig erkannt worden ist.

Schaubild 205 zeigt eine solche Variationskurve als ausgezogene Linie, daneben eine zweite von gleicher Gestalt (durchbrochene Linie), die auf der wagrechten Achse um den Betrag A—A' nach rechts verschoben ist.

Auf der wagrechten Achse finden sich die Variantenklassen (z. B. die Abstufungen des Intelligenzquotienten von 0.3—1.7). Während nun mittlere Werte des Intelligenzquotienten, und damit mittlere Intelligenz nach Testbewertung in beiden Variationskurven etwa gleich häufig sind, gibt es die allerhöchsten Intelligenzen nur in der einen, die niedrigsten nur in der anderen Variationskurve. Stellen diese beiden Kurven z. B. die Prüfungsausfälle für Europäer und Neger dar, so werden die Mittelstufen der Intelligenz kaum so nennenswert verschieden häufig sein, daß nicht beide Rassen z. B. zum großen Teil die gleichen einfacheren Berufe ausüben können. Die höchsten Werte kämen hingegen völlig einseitig in der

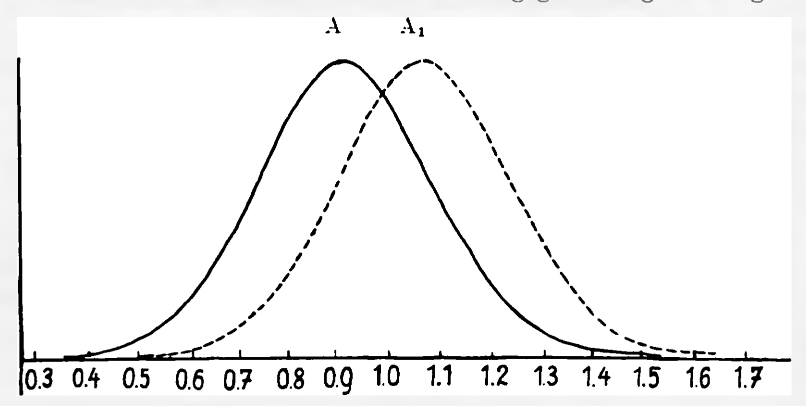


Abb. 88. Schema der Verteilung des Intelligenzquotienten in zwei Bevölkerungen, deren Mittelwerte um A—A_1 voneinander abweichen. (Vgl. Text.)

einen Rasse vor, und auch viele Werte, die bei der anderen Rasse an sich nicht völlig ausfallen, werden doch sehr ungleich häufig sein. So kommt z. B. der Intelligenzquotient 1,3 nach unserer Zeichnung in beiden Rassen vor, aber in der einen viermal so häufig als in der anderen. Rassen sind in extremen Begabungsleistungen aus variationsstatistischen Gründen viel stärker verschieden als in mittleren Begabungsleistungen. Der alte Gobineausche Gedanke, daß das Maß des großen Schöpfertumes nur in einzelnen steil über die anderen hinausragenden Menschenrassen genügend oft erreicht wird, um Hochkultur zu ermöglichen, erscheint durch diese Überlegung in neuem Lichte. Sofern es nur überhaupt den bezeichneten variationsstatistischen Regeln folgende Rassenunterschiede der Begabung gibt — und wer sollte solche noch leugnen —, werden sie sich am stärksten in der Häufigkeit hoch- und höchstbegabter Menschen zeigen.

Daß größeren adoptionsfähigen, aber unproduktiven Teilen der Menschheit kleine Teile gegenüberstehen, auf welche die Schöpfung alles Neuen vorwie-

gend zurückgeht, ist theoretisch-biologisch zumindestens nicht unwahrscheinlich.

Eine genauere Ausführung und Belegung dieser hier nur kurz skizzierten Einsicht, die uns das Verhältnis von Negern und Weißen soviel besser verstehen läßt, ist für eine Fachzeitschrift vorbereitet.

9. Direkte Charakterangaben

Das Bild, das die vielen europäischen Reisenden, Kolonisatoren und Gelehrten vom Volkscharakter der Neger bekommen haben, ist im Grunde recht eindeutig. Zwiespalt besteht weniger darüber, wie der Neger ist, als wozu er sich möglicherweise entwickeln lassen könnte.

Der afrikanische Neger zeigt sich lebhaft, impulsiv, gutmütig-fröhlich, aber durch Schwierigkeiten auch leicht niedergeschlagen. Brutalität und Rache kommen vor, sind aber nicht raffiniert und nicht nachhaltig. Er ahmt gerne und leicht, aber oberflächlich nach, freut sich kindlich an Äußerlichkeiten des Glanzes und der Machtwürde. Einerseits ist ihm blinder Gehorsam selbstverständlich, andererseits ist er despotischer Herrscher, wo er irgend kann (so auch der vom Europäer eingesetzte Polizeisoldat dem Buschneger, dem verachteten „Schensi" gegenüber). Auch der Drill europäischer Armeen behagt ihm und er hat sich vielfach als tapferer Kämpfer ausgezeichnet.

Der Neger lebt vorwiegend dem Augenblick (was nicht etwa besagen will, daß er nicht seine Ernte zu bewahren sucht u. dgl. m.). Der Mangel an Voraussicht ist oft erstaunlich („kann das Wasser aus seiner Feldflasche verschütten, wenn er eben daran ist, einen Marsch durch eine Durststrecke anzutreten" [Zache]). Stumpfes Ertragen des Schicksales gehört mit zur Unbekümmertheit über die Zukunft.

Gesang und Tanz bedeuten dem Afrikaner noch mehr als an sich allen Naturvölkern. Die Geschlechtlichkeit tritt offen zutage. Hingabe an irgendwelches theoretisches Erleben der Welt ist dem Neger fremd, ethischer Idealismus wo nicht unbegriffen so doch unbegreiflich. Erstaunliches leisten die Neger als tänzerische, dichterische, musikalische und rednerische Improvisatoren.

Ost, West und Mitte Negerafrikas haben zu den gleichen Erfahrungen geführt; auch die Negersklaven in den vielen verschiedenen Gebieten Amerikas haben kein wesentlich anderes Bild vom Volkscharakter des Negers gelehrt. Die Meinung über den Neger beruht also auf mannigfachster Vielfacherfahrung, und ist auch nicht — wie z. B. häufig in der volkskundlichen Volkscharakterkunde — auf bloßes Nachreden oder Abschreiben der Meinungen eines Vorgängers zurückzuführen; dazu sind die eigenen Erfahrungen der Autoren mit der fremden Rasse zu plastisch greifbar.

Welche Beiträge lieferte die bisherige experimentelle Psychologie zum Veranlagungsbild des Negers? Die Afrikaneger schneiden in der Testprüfung und in der Schule bei weitem nicht am schlechtesten ab. z. B. sind ihnen Indianerkinder in dieser Hinsicht vielfach unterlegen. Die bestehenden Unterschiede gegen die Weißen werden häufig dahin zusammengefaßt, daß die Neger etwa 80% der intellektuellen Leistung der Weißen erreichen. Ein Teil dieses Unterschiedes ist angesichts der ungleichen sozialen Lage von vorneherein wahrscheinlich umwelt- bzw. siebungbedingt. Es erscheint uns aber auch nach dem kulturbiologischen Bild nicht unwahrscheinlich, daß der Neger Testleistungen erreicht, die 90 oder 95% der Testleistungen weißer Vergleichsbevölkerungen darstellen; die Zahl der Hoch- und Höchstbegabten müßte sich auch dann noch so stark unterscheiden, wie es nach den tatsächlichen Erfahrungen zu vermuten ist. Zudem spielen ja, wie heute wohl allgemein anerkannt, die Leistungsweisen, die man durch Intelligenztests glaubt messen zu können, für die kulturgeschichtliche Leistung nur eine sehr beschränkte Rolle. Die theoretische Intelligenz ist nicht gleich der praktischen Intelligenz in bestimmten Lebenslagen und die praktische Intelligenz ist nicht gleich der Praxis, die von Anforderung und Neigung ebensosehr bestimmt wird wie vom Klugheitsgrad.

Die kleinsten Unterschiede von Testleistungen zwischen Negern und Weißen wurden wohl von Davenport und Steggerda 1929 in Jamaika gefunden. Diese Untersuchung scheint methodisch besonders zuverlässig, weil sie die einzige ist, welche Angehörige der beiden Rassen in gleichen landschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnissen erfaßt hat. Wenn man aber feststellen muß, daß die LB-Summe und damit die Kopfgröße der untersuchten Weißen kleiner ist als die der Neger und viel kleiner als diejenige irgendwelcher Weißer in Europa, dann zeigt das eindringlich, daß mit Umweltgleichheit methodisch noch nicht alles erreicht ist. Die Weißen müssen verkümmerte Vertreter ihrer Rasse sein, während die Neger in Jamaika von ihrem klimatischen Optimum sicher nicht weit entfernt sind. Auch gleiche Umwelten wirken eben auf verschieden veranlagte Wesen verschieden.

Musiktests zeigen Überlegenheit der Neger in einer Reihe für das Musizieren grundlegender Fähigkeiten wie in der Erfassung von Tonhöhen, Tonstärken und Rhythmen, hingegen keine Überlegenheit in der Auffassung harmonischer Verhältnisse, obwohl es sich um Neger handelt, welche die harmoniebestimmte europäische Musik schon seit Generationen lebhaft adoptiert haben. Daß die Negermusik keine Harmonie kennt, ist also vielleicht doch nicht einfach historisch-zufällig!

Ein Versuch, die negerische Eigenart mit geläufigeren Seelenbildern aus Europa zu vergleichen, ergibt lehrreiche Parallelen, aber nirgends durchgehende Übereinstimmung.

Mit der europäischen Frau haben die Neger gemeinsam, daß sie, was paradox scheinen könnte, gleichzeitig nüchterne Realisten und doch sehr affektabhängig sind. Auch Frauen sind nämlich insoferne Realisten, als sie ihr Innenleben auf wenige naheliegende vitale Ziele phantasiearm konzentrieren, während der Mann von den

verschiedensten Interessen und „Fernstenlieben" nach Nietzsches Ausdruck viel stärker gepackt wird: dasjenige aber, was überhaupt interessiert, wird bei Negern und Frauen besonders affektbetont aufgefaßt und durchgeführt. Die „Ungeistigkeit" und die geringe über bloße Improvisation hinausgreifende Schöpferkraft der Neger könnte tatsächlich analoge Gründe haben wie bei der europäischen Frau (vgl. auch S. 162 und 205).

Mit dem Mann in Europa haben die Negermänner dabei aber ihre durchaus männlichen Interessenrichtungen gemeinsam. Sie gleichen freilich nur den nach außen gerichteten „Tatsachenmenschen" unter den europäischen Männern, die für Politik, Sport, Rechtshändel, Geschäfte auf der Welt sind, nicht für Innenschau, kühne Planung oder verbohrte Grübelei.

Daraus ergibt sich, daß, wie auch schon geschehen ist (Herskovits, 1936), man den Neger im Sinne der Jungschen Typenlehre extravertiert (triebmäßig nach außen gerichtet) finden muß mit auffälliger Unterentwicklung introvertierter Züge. Am meisten steigert sich diese Eigenart in den hamitischen „Herrschaftsspezialisten", die in dieser Hinsicht schon mehr Übermänner als Männer scheinen.

Basedowoid im Sinne von Jaensch wirken Neger körperlich durch die weit offenen glänzend feuchten Augen. Seelisch paßt dazu die leichte Affekterregbarkeit und das gesteigerte psychische Tempo, wie es z. B. in der Negermusik an den gehetzten Einsätzen zutagezutreten scheint. Die zuckende Motorik der Negertänze und die starre Steifheit der negerischen Plastiken deutet aber ebenso wie die auffällige Zerklüftung der meisten negerischen Geistesprodukte in kleinste statische Einheiten darauf hin, daß der Vorstellungs- und Bewegungsverlauf im Neger nicht gut das überreiche und leicht gebahnte Fließen zeigen kann, wie es für basedowoide Menschen typisch sein soll. Vielmehr wirken diese Züge eher im Gegenteil krampfgeneigt (tetanoid). Vielleicht kann man diese scheinbaren Widersprüche aber überbrücken, wenn man annimmt, daß die impulsive und labile Affektenergie der Neger rasch zu verkrampften Höchstspannungen anschwillt, die sich erst wieder lösen müssen, um einen neuen Bewegungsfortschritt zu ermöglichen.

Die atomistische Zerstückelung im Wirklichkeitsgefühl des Negers gehört zu jenen Eigentümlichkeiten, die man, nun auch auf die Kretschmersche Typologie übergehend, schizoid finden könnte. Solche Züge sind um so eher zu erwarten, als der typische negerische Körperbau ja besonders leptosom ist. Schizoid wirkt freilich neben der starken Spaltungsfähigkeit für Eindrucksgesamte vielleicht noch das Überwiegen der Form- über die Farbbeachtung (Plastik als die Volkskunst Negerafrikas!); die starke systematisierende Neigung und der nach innen gerichtete Autismus zumindest eines Teiles der europäischen Schizothymiker hat aber in der negerischen Eigenart sicher keine Parallele. Negerleben ist ja gerade umgekehrt durch das Fehlen höher geordneter Systeme und „pedantischer" Folgerichtigkeit sowie durch besonders gute Verknüpfung mit der konkreten Außenweltsituation gekennzeichnet.

Wenn man also auch nicht sagen kann, „der" Neger sei im ganzen schizoid oder basedowoid, oder tetanoid oder feminin, so runden sich die gefundenen Analogien doch zu einem klaren Rassenseelenbild ab, für welches man folgende Kernmerkmale nennen könnte:

Starke, aber labile Erregbarkeit führt zu rasch wechselnden Maximalspannungen (zuckende Rhythmen, starre, aber in kleinste Teile zerlegte Wirklichkeitsauffassung) und bestimmt auch die flugsandartige

Haltlosigkeit z. B. der Staatengründungen, oder des Eifers für das Christentum. Zusammen mit der guten seelischen Verbindung zur konkreten Außenwelt ergibt sich daraus Suggestibilität und suggestive Fähigkeit, dadurch auffallende Betonung des Politischen, Massenpsychosen, auffallende Adoptionswilligkeit. Zusammen mit Mangel an theoretischer Hinwendung zur Welt ergibt beides Phantasiearmut und schwache Befähigung zu geistiger Neuschöpfung. Viertens kann man vielleicht noch die geringe Entwicklung der mittelbaren Auffassungsakte (des abstrakten Denkens) und des stetigeren Willenslebens (des „Charakters") nennen, die selbst schon Folge der vorher genannten Kerneigenschaften sein mögen, ihrerseits aber den unmittelbaren Grund dafür abgeben, warum verwickeltere Gestaltungen auf allen Gebieten des Negerlebens unterentwickelt sind und warum die Neger in der Aneignung europäischer Güter über eine gewisse Stufe nicht hinauskommen.

Jede solche allzu kurze psychologische Formel ist gefährlich. Sie soll aber hier nicht als endgültiges Ergebnis gelten, sondern möchte vor allem zeigen, daß sich die kulturellen Leistungsbesonderheiten der Neger sehr wohl auf einige wenige seelische Grundfunktionen zurückführen lassen, die ihrerseits Rassenmerkmale sein dürften. Es ist nun Sache der Experimentalpsychologie, die gebotenen Ansatzpunkte für fruchtbare experimentelle Arbeit auszunutzen.

Schrifttum

Ankermann, B., 1923, Der Gottesglaube der Neger, Z. f. Ethnologie. — Baumann, H., 1926, Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika, Z. f. Ethnologie. — Ders., 1929, Afrikanisches Kunstgewerbe. In: Bossert, Gesch. d. Kunstgew., Berlin. — Ders., 1936, Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythus der afrikanischen Völker, Berlin. — Berner, H., 1925, Entstehung u. Verbr. v. Hackbau, Gartenbau u. Ackerbau, Z. f. Ethnologie. — Beukes, Wiets Taylor, 1931, Der Häuptling in der Gesellschaft der Süd-, Ost- und Zentralbantuvölker, Diss. Hamburg. — Boas, F., 1930, Primitive Art, Institutet for samenlignende Kulturforskning, Kopenhagen. — Bryk, F., 1928, Neger-Eros, Berlin. — Cipriani, L., 1932, Considerazioni sopra il passato e l'avvenire delle popolazioni africane, Firenze. — Cunningham, J. F., 1905, Uganda and its People, London. — Czekanowsky, J., 1917—27, Forschungen im Nil-Kongozwischengebiet, 5 Bände, Leipzig. — Davenport and Steggerda, 1929, Race Crossing in Jamaica, Carnegie, Institution Washington. — Davis, H. P., 1928, Black Democracy, the Story of Haiti, New York. — Denis et Duvalier, 1936, La civilisation Haitienne, Revue anthropol. Paris. — Eberl-Elber, 1936, Westafrikas letztes Rätsel (Siera Leone), Salzburg. — Ellis, A. B., 1894. The Yoruba Speaking People of the Slave Coast, London. — Feldhaus, F. M., 1914, Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker, Leipzig-Berlin. — Finck, F. N., 1910, Die Haupttypen des Sprachbaues, Leipzig. — Fischer, O., 1929, Divinationsformen der Primitiven Afrikas, Diss. Hamburg. — Fligel-

mann, Frieda. 1932, Moral Vocabulary of an Unwritten Language (Fulani), Z. Anthropos. — Foy, W., 1909, Zur Geschichte der Eisentechnik, insbesondere des Gebläses, Z. f. Ethnol. — Frässle, J., 1923, Meiner Urwaldneger Denken und Handeln. Freiburg. — Franke, E., 1915, Die geistige Entwickelung des Negerkindes, Leipzig. — Fritsch, G., 1872, Die Eingeborenen Südafrikas, Breslau. — Frobenius, L., 1910—13, Und Afrika sprach, 3 Bände, Berlin. — Ders., 1920—28, Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, 12 Bände, Jena. — Ders., 1923, Das unbekannte Afrika, Aufhellung der Schicksale eines Erdteiles, München. — Fülleborn, F., 1902, Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer (Tafelwerk), Berlin. — German, P., 1910, Das Kunstgewerbe im Grasland Kameruns, Jb. d. Leipziger Museums. — Goldenweiser, A. A., 1922, Early Civilisations, an Introduction into Anthropology. New York. — Gray, H., 1935, Body-Build of 248 Negro Convicts. Z. f. Rassenkunde. — Haberlandt, A., 1922, Afrika, in: Buschans ill. Völkerkunde, Stuttgart (!!). — Hamilton, zit. S. 244. — Herskovits, M., 1930, The Negro in the New World. Z. American Anthropologist. — Ders., 1930, Art of the Bush Negro, Z. The Arts. — Ders., 1936, Surinam Folk-Lore, New York. — Heydrich, M., 1914, Afrikanische Ornamentik, Intern. Arch. f. Ethnol. Suppl. — Hofmayr, W., 1925, Die Schilluk, Mödling b. Wien. — Hornbostel, M., 1928, African Negro Music, Z. Afrika. — Horwitz, H. Th., 1933/34, Die Drehbewegung in ihrer Bedeutung f. d. Entwickl. d. materiellen Kultur. Z. Anthropos. — Hunter, Monica, 1936, Reaction to Conquest: Effect of Contact with Europeans of the Pondo of South Africa, London. — Ittameier u. Feldmann, 1923, Wissenschaftliche Beiträge zur Frage der Erhaltung und Vermehrung der Eingeborenenbevölkerung. E. Woermann-Preisaufgabe, Hamburg. — Jaensch, E., 1929, Grundformen menschlichen Seins, Berlin. — Johnson, G. B., 1930, Folk Culture on St. Helena Island, Univ. Northcarolina Press. — Ders., 1931, The Negro Spirituals, Amer. Anthropol. — Johnston, H., 1910, The Negro in the New World, London. — Kirby, P., 1934, The Musical Instruments of the Native Races of South Africa, London. — Kjersmeier, C., 1935, Centres de style de la sculpture negre africaine, Paris. — Klusemann, K., 1924, Die Entwickelung der Eisengewinnung in Afrika und Europa. Mitt. Anthrop. Ges. Wien. — Koch-Grünberg, zit. S. 308. — Koloniallexikon, Deutsches, 1920, 3 Bände. Herausgeber H. Schnee, Leipzig (!!). — Koloniale Rundschau, seit 1909. Berlin. — Koppelmann, H. L., Klima und Sprache, Z. Anthropos. — Kretschmer, E., 1936, Körperbau und Charakter, 11. u. 12. Aufl., Berlin. — Krige, E. J., 1936, The Social System of the Zulu, London-New York-Toronto. — Lehmann, J., 1920, Ornamente der Natur- und Halbkulturvölker, Frankfurt a. M. — Loeb, zit. S. 245. — Luschan, F. v., 1909, Eisentechnik in Afrika, Z. f. Ethnol. — Ders., 1910, Fremde Kultureinflüsse auf Afrika, Kongr. Ber. d. Naturforschertages. — Marett, J. B., 1936, Environment, Endocrines and Race, Z. Rassenk. — Mead, zit. S. 245. — Montandon, G., 1928, L'olegenêse humaine, Paris (Lit!). — Nadel, S., 1937, A Field Experiment in Racial Psychology, Brit. J. Psych. 28. — Nevermann, zit. S. 245. — Nieuwenhuis, zit. S. 245. — Passarge, S., 1933—36, Geographische Völkerkunde, Frankfurt. — Ders., Kamerun, Togo, in: Das deutsche Kolonialreich. — Pearl, R., 1934, The Weight of the Negro Brain, Z. „Science". — Ders., 1936, Fertility and Contraception in Urban Whites and Negroes, Z. „Science". — Pechuel-Loesche, E., 1907, Volkskunde von Loango, Stuttgart. — Pfeiffer, zit. S. 50. — Reche, zit. S. 244. — Sapper, zit. S. 309. — Schebesta, P., 1934, Voll-

blutneger und Halbzwerge, Salzburg. — Schilde, W., 1930, Die afrikanischen Hoheitszeichen. Z. Ethnol. — Schmidt, zit. S. 245. — Schneider, M., 1937, Musik, in: Lehrbuch d. Völkerk., Herausgeber Preuss, Stuttgart. — Spannaus, G., 1929, Züge aus der politischen Organisation afrikanischer Völker und Staaten, Leipzig. — Ders., 1937, Die Europäisierung in Südrhodesien und Portugiesisch-Ostafrika, Tag. Ber. Ges. f. Völkerk., Leipzig. — Spencer, St. John, 1884, Haiti, The Black Republic, London. — Steinen, K. v. d., zit. S. 245. — Stephen-Chauvet, 1929, Musique Nègre, Paris. — Stigler, R., 1923, Einige weniger bekannte Volksstämme Ugandas, Mitt. Anthr. Ges. Wien. — Struck, B., 1922, Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika. Z. f. Ethnol. (Lit!). — Sydow, E. v., 1921, Exotische Kunst. Afrika und Ozeanien, Leipzig. — Ders., 1930, Handbuch der afrikanischen Plastik, Berlin. — Ders., 1937, Kunst, in: Lehrb. d. Völkerk. Stuttgart. — Tessmann, G., 1913, Die Pangwe, 2 Bände, Berlin. — Ders., zit. S. 309. — Thorbeke, F., 1914—24, Im Hochland Mittelkameruns, 5 Teile, Hamburg. — Thurnwald, Hilde, 1935, Die schwarze Frau im Wandel Afrikas, Stuttgart. — Thurnwald, R., 1935, Black and White in East Africa, London. — Weatherford, W. D., 1924, The Negro from Africa to America, New York. — Weninger, J., 1927, Eine morphologisch-anthropologische Studie, durchgeführt an 100 westafrikanischen Negern, Wien. — Westermann, D., 1936, Afrika heute und morgen, Berlin. — Weule, K., 1909, Negerleben in Ostafrika, Leipzig. — Willoughby, W. C., 1923, Race Problems in the New Africa, Oxford. — Work, Monroe N., 1928, A Bibliography of the Negro in Africa and America, New York. — Zache, H., 1914, Deutsch-Ostafrika, in: Deutschl. als Kolonialmacht, Berlin. — Zondervan, zit. S. 245.

D. Die fünf ozeanischen Inselrassen

Die Kulturfähigkeit der Altrassen ist durch den besonders großen Abstand von der modernen Menschheit verhältnismäßig leicht zu klären. Über den Afrikaneger läßt sich wegen der zahllosen Kulturexperimente, die mit ihm seit Jahrtausenden angestellt worden sind, verhältnismäßig Endgültiges aussagen. Schwieriger steht es um die Südseerassen, die erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen in den Gesichtskreis der Europäer getreten sind: sie sind weder so unbegabt wie die Altrassen, noch sind sie so erprobt wie die Neger.

Darum wollen wir uns nur kurz mit ihnen beschäftigen.

Betrachten wir die Inselfluren der Südsee, dann sehen wir:

1. eine sehr große Insel: Australien,

2. ein weites Gebiet großer und mittelgroßer Inseln: Indonesien und Melanesien,

3. ein Gebiet kleiner und sehr kleiner Inseln: Mikronesien und Polynesien.

Für diese drei Hauptformen der Inselgruppen der Südsee mußten wir nicht drei, sondern fünf Namen nennen: Australien, Indonesien, Melanesien, Mikronesien, Polynesien. Wer nur die Karte betrachtet, käme aber nicht

auf eine solche Scheidung! Er würde zwischen Indo- und Melanesien ebensowenig einen ihm bedeutungsvoll erscheinenden Unterschied feststellen wie zwischen Mikro- und Polynesien!

Nicht die geographischen Verhältnisse, sondern die Rassen- und Kulturverteilung ist entscheidend für die gewohnte Fünf- anstatt Dreiteilung des Südseegebietes. Und zwar ist die Fünfteilung dem Kulturforscher ebenso selbstverständlich und natürlich wie dem Rassenforscher: der Geograph hingegen nimmt sie von beiden nur an. Daraus folgt schon, daß in der Südsee eine sofort

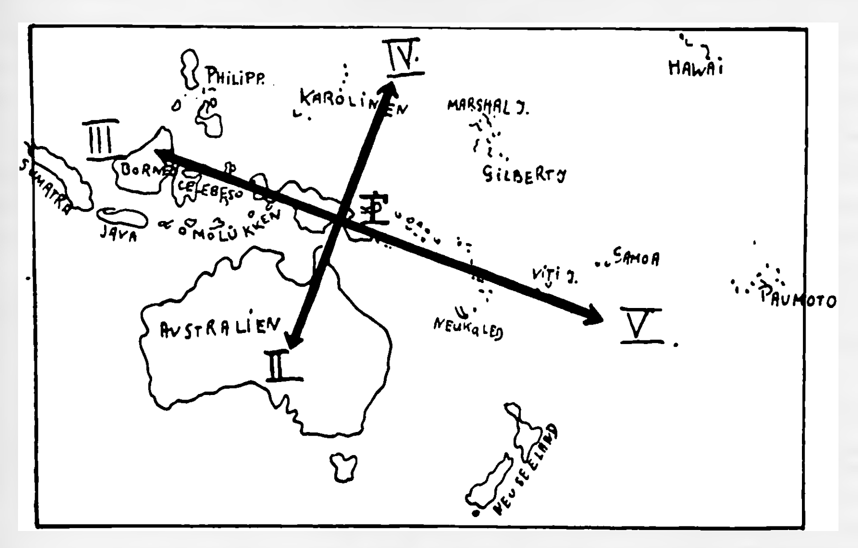


Abb. 89. Das „Kreuz der fünf ozeanischen Inselrassen“.
I. Melanesier, II. Australier, III. Indonesier, IV. Mikronesier, V. Polynesier.

auffallende Deckung von Rassen und Kulturen bestehen muß. Seit jeher werden die fünf Gebiete sowohl als besondere Kulturareale wie als besondere Rassenareale betrachtet.

Die kulturellen wie die rassischen Unterschiede sind ja auch handgreiflich genug. Es kommen in der Südsee alle Formen des Haares vor: lockenhaarig sind die Australier, kraushaarig die Melanesier, schlichthaarig die Polynesier, straffhaarig die Indonesier. Ebenso werden alle Hautfarben vom ausgesprochenen Schwarz bis zum Hellbraun der Südeuropäer angetroffen. Wie es auf kulturellem Gebiete steht, werden wir noch besprechen.

Die Unterschiede reichen da von der Wildbeuter- bis zur Hochkultur.

Da ein Zusammenhang von Rasse und Kultur in der Südsee ohne weiteres auffällt, werden wir uns im folgenden hauptsächlich mit der recht schwierigen Frage auseinanderzusetzen haben, wieweit diese Zusammenhänge historisch-zufällig sein können. Wieweit gehen sie darauf zurück,

daß eben jede Rasse mit einer anderen Kultur eingewandert ist. die sie vor undenklichen Zeiten zufällig irgendwo erworben hat, oder wieweit spiegelt sich in ihnen der Unterschied rassischer Veranlagungen?

Gerade in der Südsee wurde sehr freigebig mit verschiedenen Einwanderer-schichten gerechnet, so etwa von Gräbner in seiner Abgrenzung der Kulturkreise der Südsee, oder — ohne Zweifel gesicherter, aber auch noch vielfältiger — von Heine-Geldern in seinen Forschungen über die ältesten Wanderungen der Polynesier.

Gerade in der Südsee kann man aber auch den Nachweis führen, daß die einzelnen Teilgebiete allseitig recht lebhaft miteinander verkehrt haben. Die Südsee ist ohne Zweifel ein „kulturmechanisches Kontinuum", so daß nicht einzusehen ist, wieso vor Jahrtausenden historisch-zufällig entstandene Kulturunterschiede sich nicht schon längst ausgeglichen haben sollten. Besonders gilt das für Güter, bei denen ein beträchtliches Wertgefälle besteht, die also sehr ungleich vollkommen und begehrenswert sind. Daß bei vielen anderen Kulturgütern der „Vorrang des zuerst Vorhandenseins" genügt, um sie gegen spätere von außen kommende, nicht höherwertige Anregungen gefeit zu machen, wird nicht übersehen.

Die Kontinuität der Südseekulturen wird von keinem aufmerksamen Beobachter bestritten. Wir bringen einige Beispiele.

Eine der besten vergleichenden Arbeiten über das Gebiet hat Tischner (1934) für die Hausformen geliefert. Von 25 Typen, deren Verbreitung auf Karten dargestellt ist, sind 14 dem ganzen mela-, mikro- und polynesischen Gebiete gemeinsam, 6 bzw. 5 aber nur entweder in Melanesien oder in Mikro-Polynesien zu finden. Bei den nicht gemeinsamen Typen finden sich beträchtliche Wertunterschiede, wobei die mikro-polynesischen Sondertypen im allgemeinen überdurchschnittlich hohe, die melanesischen Sondertypen aber durchschnittlich niedrige Entwickelungsstufen darstellen. Also: Ein weitgehendes Kulturkontinuum mit deutlicher geographischer Differenzierung der Entwickelungshöhe (vgl. die Zusammenstellung S. 215).

Ebenso wie das gemeinsame Pfahlhaus ist auch das gemeinsame Auslegerboot aller nicht zu unentwickelten Südseevölker nur durch gegenseitiges Lernen zu verstehen; denn in anderen Erdgebieten ist weder das eine noch das andere so allgemein.

Ein sehr weit verbreitetes Genußmittel ist das Betelkauen, eine sehr weit verbreitete merkwürdige Religionssitte die Kopfjagd.

Unter den Kunstformen dürfte das allgemeine Vorkommen von Wellen- und Spiralenmustern kaum ohne historische Beeinflussung erklärbar sein. Freilich sehen diese Muster bei verschiedenen Rassen auch recht ungleich aus. — Vgl. etwa die Spiralen der Australier und der Neuseeländer Abb. 48, 106!

Wenn sich die Kulturhöhen nicht ausgeglichen haben, muß das daher eher auf anderen Momenten beruhen als auf mangelnder

Hausformen in der Südsee n. Tischner

Melanesien	gemeinsam	Mikro-Polynesien
Baumhaus	Erdhaus	
Windschirm		Steinhaus (Osterinsel)
Wohnpfahlhaus		
	Vorratspfahlhaus	
	Ebenerdiges Haus	
	Wurtenhaus	
Bienenkorb		
Kegeldach	Ovalhaus	
Vieleckhaus		Falsches Vieleckhaus
	Satteldach	
	Giebeldach	
	Pultdach	
	Tonnendach	
	Männerhaus	
	Gästehaus	
	Vorratshaus	Kochhaus
		Orakelturm
	Totenhütte	
	Geburtshütte	
		Menstruationshaus

gegenseitiger Kenntnis. Freilich ist dabei noch vielerlei zu berücksichtigen.

Z. B. ist die Lage der Teilgebiete Ozeaniens zum indisch-orientalischen Hochkulturzentrum stark verschieden. Für dessen Güter ist Indonesien sowohl Polynesien wie Melanesien gegenüber verbreitungsdynamisch bedeutend im Vorteil. Melanesien hat nach Lage und Landschaftsform dabei den wesentlich engeren geographischen Anschluß an Indonesien. Polynesien hat seit einigen Jahrtausenden wenig von Indonesien empfangen, ist aber andererseits durch die Herkunft seiner Bevölkerung in sehr alter Zeit selbst den Hochkulturzentren der alten Welt nahe gewesen, sei es in Indien, sei es in Innerasien und Osteuropa.

Wir haben schon im Teil über Negerafrika gesagt, daß Melanesien und Polynesien so weit von den Hochkulturzentren abliegen, wie in Afrika Länder, die erst südlich von Kapstadt kämen. Die Südsee ist verbreitungsdynamisch der hochkulturfernste Teil der alten Welt.

Die Besprechung der fünf ozeanischen Inselrassen beginnt zweckmäßig mit Melanesien, welches das Zentrum des „Kreuzes der fünf ozeanischen Inselrassen“ bildet (vgl. Abb. 89).

I. Die Melanesier

1. **Allgemeine Bedingungen der Kultur.** Die Melanesier leben auf Inseln der gleichen Größenordnung wie die Indonesier, ja rein geographisch gibt es zwischen den Molukken und Neuguinea keine größeren Abstände als innerhalb Indonesiens. Die Melanesier haben im Norden die Mikronesier, im Osten die Polynesier, im Süden die Australier, im Westen die Indonesier. Nach allen Seiten bestehen nachbarliche Beziehungen, die man sich allerdings nicht als regelmäßigen Verkehr vorstellen darf.

Neuguinea, die Admiralitätsinseln, Bismarckarchipel, Salomonen, Neue Hebriden, Neukaledonien — dies sind die wichtigsten melanesischen Inselgruppen. Sie sind sehr verschieden groß und zu den Außeneinflüssen verschieden gelegen. Die indonesische Einflußmöglichkeit nimmt nach Osten und Süden im allgemeinen ab, die polynesische gleichzeitig zu. Gebirge und Wälder erschweren das Vordringen von Kulturströmungen in etwa gleichem Maße wie in Indonesien.

2. **Rassenbiologische Verhältnisse.** Von größter Bedeutung ist die Erkenntnis, daß große Teile Melanesiens Gebiete entarteter und ausgestorbener europäider Rasse sein müssen. Es ergibt sich dies aus den sprachlichen Verhältnissen: ein großer Teil der Melanesier, und zwar in erster Linie die verkehrszugänglicher wohnenden sprechen „austronesische" Sprachen, welche den Sprachen der Polynesier nahestehen (Kern, Dempwolff, W. Schmidt).

Sprachen haben, wie das früher schon ausgeführt wurde, verbreitungsdynamisch eine besondere Stellung unter den Kulturgütern. Sie können im allgemeinen nicht ohne ihre menschlichen Träger wandern, denn Volkssprachen sind einander soweit wertgleich, daß sie sich gegenseitig nicht verdrängen, sondern der Vorrang der zuerst gelernten Muttersprache entscheidend bleibt. Sprachen werden darum nicht wie Geräte oder Sitten aus der Ferne übernommen, sondern nur bei recht dichter Berührung der zugehörigen Menschen übertragen.

Darum folgt aus den sprachlichen Verhältnissen eine *lange und innige Berührung zwischen Melanesiern und Polynesiern* (bzw. deren Vorfahren oder Seitenverwandten). Die Tatsache, daß es neben diesen austronesischen Sprachen in Melanesien bunt verteilt auch viele andere himmelweit davon und auch voneinander verschiedene Sprachen gibt, die unter dem Namen Papuasprachen äußerlich zusammengefaßt werden, spricht dafür, daß diese Berührung an Ort und Stelle erfolgte (Heine-Geldern setzt sich neuerdings dafür ein, daß zumindest ein Teil der Papuasprachen auch seinerseits Einwanderern aus Indonesien, aus dem Gebiete von Halmahera ursprünglich zugehört habe, aber das ändert nichts an diesen Schlußfolgerungen!). Für polynesische Eroberer in Melanesien gibt es auch unmittelbare Beweise, wie das Vorkommen entartender polynesischer Sozialsysteme z. B. auf den Salomonen.

Es ist auch kaum denkbar, daß die ausschwärmenden Polynesier bei ihren Südseezügen die melanesischen Inseln nicht berührt haben sollten. Auch auf vielen endgültig polynesischen Inseln gab es übrigens kraushaarig-schwarzhäutige Melanesier, nur wurden sie dort ihrerseits unterjocht und ausgemerzt, während sich in Melanesien die Polynesier nicht

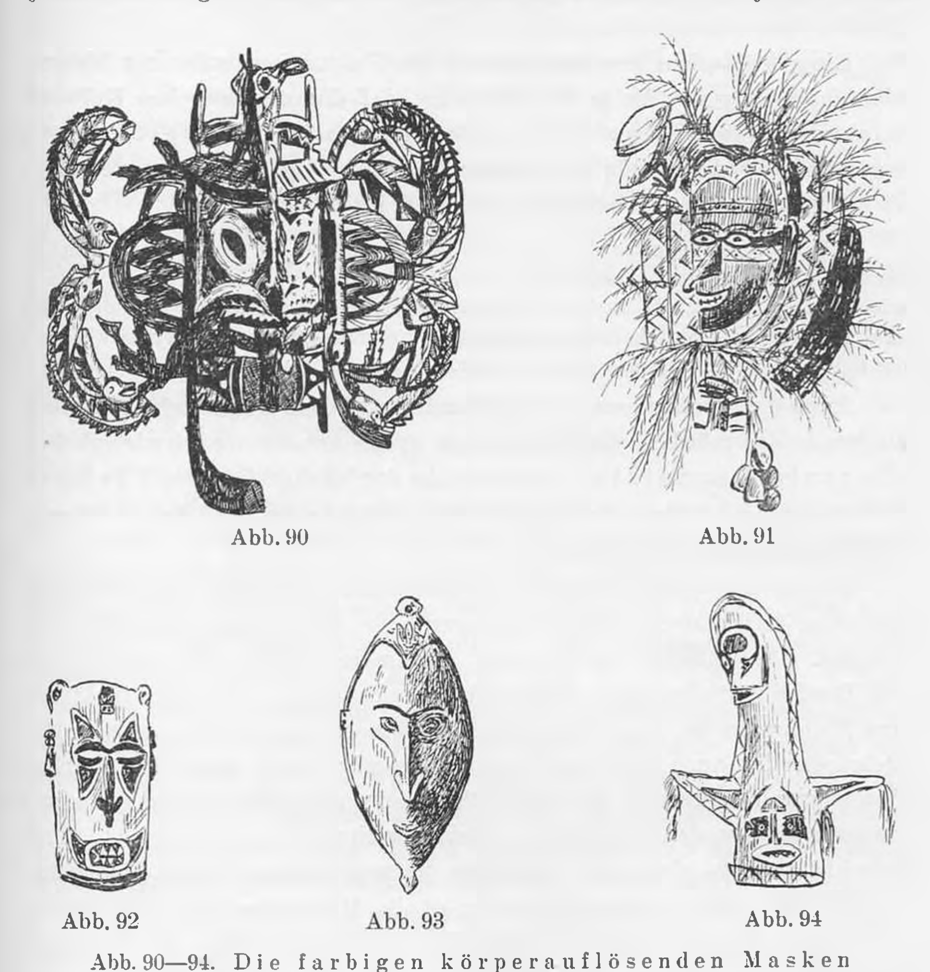


Abb. 90 Abb. 91

Abb. 92 Abb. 93 Abb. 94

Abb. 90—94. Die farbigen körperauflösenden Masken Melanesiens.
Abb. 90 Neupommern. Nach Krämer. Die übrigen Neuguinea. Aus Riedel.

halten konnten, weil sie dem schlimmen Tropenklima und der Malaria weniger gewachsen waren. Die heutige Rassendifferenzierung in der Südsee ist also ein Ergebnis komplizierter Rassenzüchtungsvorgänge, eines Ringens zwischen kultureller und körperlicher Überlegenheit. Nicht etwas Ursprüngliches oder ein Ergebnis zufälliger Wanderungen liegt vor, sondern ein allmählich

sich einspielender rassenbiologischer Gleichgewichtszustand.

Einen ungefähren Ausgleich der beiden Rassen zeigen die auch geographisch eine Mittelstellung einnehmenden Vitiinseln, auf denen eine größerenteils polynesisch aussehende Kultur von größerenteils melanesisch aussehenden Menschen getragen wird.

Diese Tatsachen der untergegangenen Polynesierüberflutung Melanesiens haben für uns die große Bedeutung, daß die melanesischen Kulturen infolgedessen aus der Reihe der ursprünglich einfachen beträchtlich in die Reihe der nachträglich degenerierten hinübergeschoben werden müssen.

Körperliche Zeugnisse der gleichen Vorgänge sind die vielen dem Gesichtsschnitt nach europäisch aussehenden Individuen, die es in Melanesien gibt; ebenso wie in Afrika haben sich auch hier die europäerhaften Gesichtszüge der Polynesier in dem durch die tropische Natur bedingten Umzüchtungsprozeß besser erhalten als die helleren Farben und das glattere Haar.

Auch die Inlandstämme der melanesischen Inseln haben beim Heruntersteigen in das mörderische Küstenklima große Anpassungsschwierigkeiten (Sarasin, Bernatzik). Daher dürfte der häufige Gegensatz zwischen Küsten- und Inlandbevölkerungen nicht zum wenigsten auch durch körperliche Rassenzucht mitbedingt sein.

Dem körperlichen Aussehen nach bestehen bekanntlich Ähnlichkeiten zwischen Melanesiern und Afrikanegern, die aber genauer besehen vorwiegend Ähnlichkeiten in nur zwei Merkmalen, in der Kraushaarigkeit und Dunkelhäutigkeit sind. Beides kann unabhängig voneinander in Afrika und Melanesien als Tropenanpassung entstanden sein. Das Kraushaar der Melanesier ist auch viel reichlicher und weniger gekrümmt. Ein starker Beweisgrund dafür, daß die ganzen Tropen der alten Welt einmal von einer zusammenhängenden schwarzen „Südmenschheit“ (v. Eickstedt 1934) bewohnt gewesen sind, sind allerdings die negerhaften Zwerge Südasiens.

Wie dem aber auch sei, heute sind die Melanesier von den Afrikanegern auf jeden Fall rassisch wesentlich verschieden. Das zeigt sich auch am Wuchs, der bei den Melanesiern im allgemeinen gering ist, in vielen lokalen Varianten, wie wir gesehen haben, zum ausgesprochenen Zwergwuchs wird und selten auf über 165 cm im männlichen Durchschnitt ansteigt. Im Zusammenhang mit diesem geringen Wuchs erreichen die Melanesier nicht die leptosome Schlankheit der typischen Afrikaneger. Z. B. die Bilderreihe van der Sandes (Nova Guinea III) zeigt sehr gut die gedrungene Untersetztheit der melanesischen Männer. Die Nasen der Melanesier sind im allgemeinen mehr erhoben, die Lippen schmäler als die der Afrikaneger.

Wichtig zu wissen ist endlich, daß die Melanesier lokal außerordentlich stark variieren. Insbesondere unterscheidet man zwischen gröberen Alt- und feineren Jungmelanesiern.

Der Kopf der Melanesier ist vielenorts nicht größer als derjenige der Australier, woran vor allem die besondere Schmalheit der Kopfbildung Schuld trägt. An anderen Stellen erhebt sich der Gehirninhalt auf 1450 ccm, kommt also an den unteren Bereich europäischer Werte heran. Die LB-Summen betragen in Neuguinea 320—340 (Nova Guinea VII). Im ganzen ist das Melanesiergehirn wohl kleiner als das der Afrikaneger.

3. **Absoluter Reichtum.** Nur ganz kurz sei erwähnt, daß Zählungen nach Art der S. 191 ff. vorgeführten für die Marind in Südneuguinea nach Wirz 134, für die Admiralitätsinseln nach Nevermann aber 180 verschiedene Dinggüter ergeben; letzteres kommt den entsprechenden Summen für mikronesische Inselkulturen etwa gleich.

4. **Das Adoptionsdefizit.** In Melanesien ist die Übernahme polynesischer Göttersysteme und Staatsformen ausgeblieben bzw. beides ist parallel zur Ausmerzung der polynesischen Menschen in Melanesien wieder verkümmert. Die höheren Techniken des Malaiengebietes sind z. T. innerhalb Melanesiens steckengeblieben.

So liegt die Grenze der einheimischen Metalibearbeitung nicht etwa genau an der Rassengrenze Indonesiens. Es gibt auch in Nordostneuguinea noch Schmiede, z. T. eingewanderte Malaien. Zu weiterer Ausbreitung dieser revolutionierenden, jedoch schwierigen Technik ist es aber innerhalb Melanesiens trotz des überall sehr ausgesprochenen Eisenhungers nicht gekommen (van der Sande).

Auch die Weberei hat nur vereinzelt auf Melanesien übergegriffen. Während sie in Indonesien und Mikronesien allgemein beheimatet ist, wird sie gerade dort, wo die kraushaarige, schwarzhäutige Bevölkerung sitzt, zur großen Ausnahme. Das Bedürfnis nach Stoffen und Kleidern ist auch viel weniger ausgeprägt als das Bedürfnis nach Eisen; ja, Kleider nach Europäerart werden vielfach abgelehnt (Wirz 1929).

Chinesisches Porzellan verirrt sich gelegentlich sogar nach Melanesien.

Bemerkenswert ist, daß die in Indonesien so sehr beliebten Tierfallen ebenso wie bei den Negritozwergen auch bei den Melanesiern wenig bekannt und geschätzt sind. Sehr gerne bedienen sich hingegen auch die Afrikaneger dieser technischen Jagdmittel!

Der Ackerbau bleibt in Melanesien großenteils sehr einfacher Knollenbau; ja in weiten Gebieten ermöglicht die Wildbeute von Sago ein ansässiges Leben nach Art von Pflanzern ohne die Mühen eigener Aussaat. Merkwürdig ist wieder, daß gerade in Neukaledonien sehr ausgedehnte und künstlich bewässerte Terrassenpflanzungen vorkommen, deren Anlage

ohne die entwickeltere Häuptlingsgewalt natürlich schwer denkbar wäre. Die zum Terrassenfeldbau benutzten Geräte sind wie überall so auch in Neukaledonien sehr einfach.

Im ganzen recht getreu adoptiert wurden von den Melanesiern die indonesischen und polynesischen Hütten- und Schiffsformen. Daß es sich tatsächlich um Adoptionsgut, nicht um Eigenerfindung handelt, kann wohl nicht bezweifelt werden.

Lebhaften Eingang hat in Melanesien das malaiische Betelkauen gefunden, ebenso neuerdings der Tabak, der allerdings eine Adoptionszeit von einigen Jahrzehnten benötigt, um zum allgemein beliebten Genußmittel zu werden (Berichte der Hamburger Südsee-Expedition).

Von den besonderen religiösen Gedanken des indonesischen Kulturkreises haben die Melanesier die Kopfjagd wohl am eifrigsten aufgenommen.

Kopfjagd besteht darin, daß Köpfe in der Vorstellung abgeschlagen und aufbewahrt werden, dadurch würde die mystische Kraft des Stammes erhöht. Es kommt dabei nicht auf die Art der Ermordeten an: Frauen- und Kinderköpfe tun durchaus auch ihre Dienste; ebensowenig spielt die Art der Erwerbung eine Rolle: die Opfer werden in der Regel hinterrücks und alles andere denn heldenmütig erschlagen.

Kopfjagd heißt Zaubermacht horten, entspricht also eher dem Geldbesitz als heroischer Herrschaft. Herrschaft bedeutet, durch sich selbst, nicht auf dem Umweg über den Besitz, viel tun zu können. Kopftrophäen als Siegerzeichen sind also etwas wesentlich anderes als Kopfjägerbeute. Insofern hängt vielleicht der schnelle Eingang, den Kopfjagd, so abstruse uns diese Sitte scheint, in Melanesien fand, damit zusammen, daß sowohl die mystischen wie die plutokratischen Neigungen der Melanesier relativ überentwickelt sind.

Wenn Melanesier europäische Gegenstände erstmalig zu sehen bekommen, sind sie von großer Wißbegier und Neugierde. Es scheint mehr ursprüngliches Interesse in ihnen zu sein als in den Afrikanegern, ohne Zweifel aber sticht ihr Benehmen gegen die stumpfe und gleichgültige Art der Australier stark ab. Die Neukaledonier allerdings schließen sich in ihrem Temperament eher den letzteren an. Will man das Adoptionsdefizit gegenüber europäischen Gütern beurteilen, dann tut genügende Berücksichtigung der Entlegenheit Melanesiens ganz besonders not. Wie sich die Melanesier gegenüber den Anregungen der mittleren Kulturen Insulindes und Polynesiens verhalten, ist annähernd erprobt. Das Experiment einer Berührung mit eigentlichen Hochkulturen ist aber in Melanesien sehr im Gegensatz zu Negerafrika so jung, daß man ungeprüfte und überraschende Entwickelungsfähigkeiten durchaus noch nicht für ausgeschlossen halten darf.

Ein Beispiel für das Parallelgehen von Kopfgröße und verschiedener Adoptionsfähigkeit für Zivilisationsgüter liefern die Loyaltyinseln (Sarasin).

Es handelt sich um eine Neukaledonien vorgelagerte Gruppe winziger Inselchen, deren Bevölkerung derjenigen der Hauptinsel rassengleich ist, aber ein wesentlich größeres Gehirn hat (1440 gegen 1400 ccm). Die Erfolge der Mission waren unter den Loyaltyinsulanern erstaunlich viel bessere als in Neukaledonien selbst. Unter den Loyaltyleuten ließen sich sogar bald eingeborene Lehrer heranbilden, die auf der Hauptinsel eingesetzt werden konnten. Auch die bessere Erhaltung polynesischer Vorstellungen und Güter auf den Loyaltyinseln dürfte nicht so sehr auf Rassenmischung mit den Polynesiern als auf besserer Adoptionsfähigkeit beruhen.

Ein hübsches Beispiel für das Vorkommen wirklicher Christianisierungsneigung unter Melanesiern bildet die Geschichte des Buin-Mädchens Boici, die von H. Thurnwald erzählt wird. Boici will durchaus Nonne werden. Welches entscheidende Erlebnis das durchaus gesund und natürlich wirkende Mädchen dazu veranlaßt, nach solchem Leben abgeschlossener Ehelosigkeit zu streben, das innerhalb ihrer Kulturgemeinschaft etwas Unerhörtes ist, bleibt ungeklärt. Jedenfalls sind solche Fälle von Missionierungsgier, der die Missionare nachgeben müssen, nicht gerade häufig. Ihr Vorkommen entscheidet darüber, ob das Christentum einem Volke „wesensgemäß“ ist, denn genau genommen ist ja jede höhere Kulturerscheinung nicht allen Menschen, sondern nur einer genügend tragfähigen Minderheit „wesensgemäß“.

Der Islam ist in Melanesien noch jünger als das Christentum. Er breitet sich gegenwärtig erst in Holländisch-Neuguinea aus, dürfte aber bald den gleichen Adoptionsvorsprung vor dem Christentum gewinnen, wie bei den meisten anderen Naturvölkern. (In Afrika sollen trotz der energischeren und zielbewußteren Arbeit der christlichen Missionare 20 islamische auf einen christlichen Neubekehrten kommen.) Ebenso wie der Islam als die Religion der Malaien breiten sich auch andere malaiische Kulturgüter in Melanesien interessanterweise rascher aus als europäische (Nevermann 1937), obwohl doch die Europäer die herrschende Schicht sind.

Reizt die herrschende Schicht auch in der Regel mehr zur Nachahmung, so wiegt das doch den geringeren menschlichen Abstand zu den Malaien nicht auf.

Zum Schluß wollen wir noch betonen, daß wir von Kulturgutverbreitung aus Australien, das ja der südliche Nachbar ist, heraus und ins melanesische Gebiet hinein nichts wissen, wohl aber vom Weiterfließen melanesischer Kulturströmungen nach Australien (vgl. S. 83 f.). Das gleiche gilt im Verhältnis von Indo- und Polynesien zu Melanesien. Hier ist aber umgekehrt Melanesien einseitig der passiv aufnehmende Teil.

Es ist also nicht nur Afrika „ein Beutel, in den dauernd hineingestopft wird, ohne daß wieder etwas herauskommt“. Auch in der Südsee hat sich ein ebenso einseitiger Kulturgüter-

und Wertefluß herausgebildet. Man könnte das über Australien, Melanesien und Indonesien Gesagte übrigens noch dahin ergänzen, daß Indonesien fast ebenso einseitig passiv aufnehmend den Vorderindern gegenübersteht, und daß die Vorderinder sich der europäischen Zivilisation gegenüber neuerlich in der gleichen Lage befinden. Von Europa bis Australien hin sammeln sich die Kulturgüterströmungen im großen gesehen gleichsam in einem einheitlich gerichteten Fluß, der fünf Talstufen mit besonders auffälligen Wasserfällen überwindet. Diese „Wasserfälle" finden sich

zwischen Europa und Vorderindien,
zwischen Vorderindien und Indonesien,
zwischen Indonesien und Melanesien,
zwischen Melanesien und Australien.

Man darf solche eindeutige Richtung des Stromes aber nicht dahin mißverstehen, als würde eben „die Kultur" im ganzen diese Richtung nehmen. Jedes einzelne Kulturgut folgt dem Gefälle vom wertniedrigeren zum werthöheren Zustand, und „Rückströme" entgegen der allgemeinen Richtung sind jederzeit möglich — man bedenke etwa die Batiken oder die buddhistische Philosophie, die bis nach Europa vordringen konnten. Daß solche Rückwärtsströmungen so viel bedeutungsloser sind als die Vorwärtsströmungen, liegt nicht am Wesen der Kultur, sondern an der überwiegend einheitlich gerichteten historischen Ausbildung der „Wertgefälle".

5. **Relativer Reichtum.** Am allermeisten muß die quellende Kraft der an so vielen Stellen Melanesiens hervortretenden Kunstleistungen auffallen, die ohne Zweifel das bei weitem bemerkenswerteste Kennzeichen der melanesischen Kulturen und einen unersetzlichen Beitrag zu den Werten der Menschheit darstellen. Auch hierfür kann auf schon Gesagtes zurückverwiesen werden (vgl. S. 180 ff.).

Auch an Baukunst fehlt es nicht. Das Innere mancher großer Versammlungshäuser hat etwas von der dunklen Mystik gotischer Dome (Bilder Hurleys).

Die höher gestalteten mythologischen Wesen sind in Melanesien schwach ausgebildet, obwohl die Polynesiervorfahren, die durch Melanesien gekommen sind, ohne Zweifel ebenso wie die heutigen Polynesier gerade eine besonders kühne und hohe Mythologie hatten. Auch der Hoch-, Schöpfer- und Vatergott tritt in den melanesischen Glaubenslehren weniger hervor als in Negerafrika, obwohl die Melanesier durch Malaien und Polynesier ebensooft und ebensoviel von solchen Gestalten gehört haben müssen wie die entlegeneren unter den Afrikanegern.

Solcher geringer Gestaltung der religiösen Vorstellungen entspricht auf Erden die auffällig geringe Größe und Bedeutung der politischen

Bildungen. Man kann das nicht auf die Urwaldnatur allein schieben, denn schließlich stehen die größeren indonesischen Staatenbildungen in dieser Hinsicht nicht anders da und ist in Afrika der Zustand, daß die politische Zusammenfassung über die zusammenlebende Siedlungsgemeinschaft kaum hinausgreift bzw. daß es innerhalb des Dorfes keinen festen, institutionell anerkannten Willen gibt, auch im Urwaldgebiete selten. Die Polynesier zudem führen auf ihren kleinen Inselchen vor, wie sich geradezu übergroße und sakral geweihte Staatsideen auch bei höchst ungenügender landschaftlicher Unterlage einrichten und darstellen können . . .

Die stärksten Ansätze zu staatlicher Zusammenfassung haben in Melanesien bezeichnenderweise die Neukaledonier, die rassisch besonders altertümlich sind, aber ein keineswegs kleines Gehirn aufweisen. Ihre Grandchefs bringen immerhin Tausende von waffenfähigen Männern zusammen und erinnern auch sonst in ihrem Betragen nicht wenig an Negerdespoten. Ohne Zweifel handelt es sich historisch um polynesische Anregungen: aber daß gerade die Machtseite aus diesen Anregungen herausgepickt wurde, während die höheren religiösen Vorstellungen, die zeremonielle Würde des Herrschers und die Verfeinerung des Lebens wirkungslos blieb, das scheint sehr wohl für die grobe alt-melanesische Rasse bezeichnend zu sein.

Wir haben übrigens schon früher gesehen, daß gerade auch die neukaledonische Kunst der Negerkunst mehr ähnelt als die Kunst der jüngeren Melanesierschichten (vgl. die Bilder Luquets 1926 und Sarasins 1929).

In vielen Gebieten Melanesiens wird der stärkste Einfluß und die eigentliche Regierung nicht durch geschickte Machtpolitiker ausgeübt, wie z. B. bei den Negern, und auch nicht durch mystische Vertreter Gottes und der Weltordnung, wie in Polynesien, sondern von Geheimbünden, in denen letztlich die „bürgerliche Tüchtigkeit" den Ausschlag gibt. In Begriffen hoher Kulturzustände ausgedrückt heißt das etwa: Nicht Militär oder Klerisei, sondern Industrie und Kommerz halten das Schicksal des Landes in Händen.

Die Geheimbünde haben religiöse Form, dienen dem Ahnenkult und pflegen den Tanz, die mystische Kunst und die Festbräuche. Da aber derjenige in ihnen aufsteigt, der die meisten Schweine opfern oder seinen Nebenbuhler auf andere Weise im Wettstreit der Besitzanhäufung ausstechen kann, geben recht nüchtern-praktische Fähigkeiten bei dieser Art der Führung letztlich doch den Ausschlag (vgl. S. 66). Dieser innere Widerspruch dürfte den meisten der melanesischen Geheimbündler noch nicht sosehr auffallen, da auch die nüchternsten und praktischsten unter ihnen ohne Zweifel noch genügend von den schaurigschönen Geheimnissen ergriffen werden, mit denen sie vorgeben, zu tun zu haben — aber eine seelenkundlich interessante Erscheinung ist diese mystisch-religiöse Entstehung eines kaltschnäuzigen „bürgerlichen Materialismus" ohne Zweifel.

Die Manus der Admiralitätsinseln sind im Erwachsenenalter völlig durch wirtschaftliches Gewinnstreben in Anspruch genommen (M. Mead). Auch die Menschen von Buin müssen ökonomische Streber genannt werden (H. Thurnwald).

Für die kulturell entwickelteren Gebiete der Neuen Hebriden gilt das gleiche (F. Speiser), ebenso für die Trobriandinseln (Malinowsky), wo der Warenaustausch und die „Erfüllung des tiefverwurzelten Wunsches nach Besitz" im Kulahandel eine besondere zeremonielle Wendung nimmt.

Der wirtschaftliche Gewinn wird durch Arbeit (bzw. andere für sich arbeiten lassen) und durch geschickten Handel erzielt — Industrie und Kommerz.

Ohne Zweifel sind auch die Neger „geborene Händler" (Frobenius). Aber ihre Handelslust dürfte diejenige der Melanesier nicht erreichen, und vor allem spielt der Handel in ihrem Gesamtleben eine viel kleinere Rolle. Auch völlig entlegene melanesische Völkchen umschwirrten die europäischen Forscher schon beim ersten Zusammentreffen in aufdringlicher Feilschlust (Reche bei den Leuten am Sepikfluß, Bijlmer bei den kleinwüchsigen Timorini). Die Leute von den Salomon- und Bismarckinseln sind sehr geschickte Händler mit einer hochentwickelten Währung, die sich auf verschiedene standardisierte Tauschmittel stützt. Bei ihren Kokosnußverkäufen an Weiße passen sie sich rasch und verständig den schwankenden Welthandelspreisen an, während die kulturell an sich höher stehenden Samoaner die Frucht lieber am Baume verfaulen lassen, als bei reichlichem Angebot mit dem Preise herunterzugehen (G. Brown).

Wirtschaftlicher Erfolg ist in Melanesien reiner Wertmaßstab und reines Machtmittel. Während Reichtum in Europa vor allem wegen des mühelosen und vielfältigen Lebensgenusses begehrt wird, den er mit sich bringt, haben die melanesischen „Kapitalien" für den Besitzer meist gar keinen eigentlichen Gebrauchswert. Er genießt sie erst, indem er sie bei festlichen Anlässen verschenkt und sein Ansehen dadurch erhöht.

Solches „plutokratisches" System haben die Melanesier nicht von den Polynesiern gelernt, denn bei diesen hängt die Geltung des Menschen von aristokratisch-religiöser Rangordnung ab und nicht vom Ergebnis von Schweiß und Händlerschlauheit. Auch von den Australiern ist die melanesische Wertungsweise nicht übernommen und im eigentlichen Indonesien spielen Geheimbünde überhaupt eine geringe Rolle. (Der Kakihanbund Cerams ist eine besonders gesteigerte Einrichtung aus dem Volkstum der Melanesierschichte, die es auf dieser Neuguinea so nahe gelegenen Insel noch gibt.) Merkwürdiger Weise sind ähnliche plutokratische Ordnungen wie in Melanesien aber in großen Teilen Amerikas, von Alaska bis Peru weit verbreitet (vgl. später S. 286).

Charakteristisch für das Vorwiegen händlerischer Entwicklung in Melanesien ist auch, daß die Handelsbeziehungen im allgemeinen viel weiter reichen als die politischen Gemeinwesen. Nur um des Handels willen treffen sich die Leute aus verschiedenen Dörfern. Die kommerziell begründete Ideologie, daß der Weltfriede um der Weltwirtschaft willen erhalten bleiben müsse, paßt bei entsprechender Maßstabverkleinerung sicher gut in die Köpfe der Melanesier!

Auch die weitgehende Arbeitsteilung greift häufig über die politische Einheit hinaus, bedeutet also „Außenhandel“. So beziehen die Küstenfischer und -händler der Admiralitätsinseln ihre pflanzlichen Nahrungsmittel auf dem Tauschwege von den Inlandleuten, wären ohne diese also in ihrer Ernährung schwer bedroht. Ähnliche Verhältnisse bestehen z. B. in Neupommern. Erst recht werden „Industrieartikel“ aus dem „Ausland“ bezogen.

Natürlich besagt die relative Überentwicklung der händlerischen Seite des Lebens nicht, daß die Melanesier ohne Gewalttaten und Kriege auskommen. Vielmehr herrscht grundsätzlich zwischen allen Dörfern ständige Fehde. Aber mit den Kriegen der Naturvölker ist das so eine besondere Sache. Sie enden vielfach, und so auch in Melanesien, sobald ganz wenige Leute getötet sind. Noch deutlicher sind allerdings in Indonesien die Kriege nicht Völkerkämpfe, sondern strenge geregelte Herausforderungen von ähnlichem Charakter wie Gottesurteile. Die Heldentaten der Naturvölker stimmen erst recht fast allgemein wenig mit unseren Begriffen von Heldentum überein. Brown beteuert für die Melanesier, daß es ihm nicht gelungen sei, auch nur einen einzigen wirklich tapferen Mann kennenzulernen. Ebenso findet aber auch Fritsch für die südafrikanischen Kaffern, die als die kriegerische Elite des Negertumes bekannt sind, daß eigentlich bravouröse Taten nicht vorkommen. Das, was europäische Ehrbegriffe an den Naturvölkerkriegen verletzt, ist vor allem, daß augenscheinlich sämtliche „Wilden“ den feigen Überfall und Hinterhalt durchaus als ehrliches Kampfmittel anerkennen.

6. **Stileigentümlichkeiten.** Über die gemeinsame Eigenart der vielen melanesischen Einzelkunststile wurde anläßlich der Herausarbeitung der afrikanischen Stileigenart schon ausführlich gesprochen.

Führen wir nun noch einen Gesamtvergleich mit Indonesien durch, so finden wir den allgemeinen Charakter der Auflösung körperlicher Wirklichkeiten, den wir für melanesische Kunst bezeichnend gefunden haben, in vielen malaiischen Stilarten und Kunstgewerben wieder. Die Auflösung in symbolträchtigen „Vorstellungsersatz“ ist aber in Indonesien viel weniger allgemein, neu ist gegenüber Melanesien hingegen die Auflösung von kinderzeichnungshaft einfachen Figuren in schönes und elegantes Linienspiel.

Die Dayakenkunst Borneos ist für uns besonders interessant, weil sie in der Auflösung von Menschenfiguren in mystische Symbolformen melanesischen Kunstprovinzen geradezu gleichkommt, diese Symbolformen aber gleichzeitig in so zarten und schönen, regelmäßigen und gedämpften Linien wiedergegeben sind, daß sich zugleich Ähnlichkeit und Verschiedenheit der Seele Melanesiens und Indonesiens darin aufs deutlichste darstellt.

Auch wenn wir alle indonesischen Völker aus der Betrachtung ausschalten, die von Indien her stärker beeinflußt sind, die selbst große Staaten errichtet haben oder im Bannkreis solcher Staaten stehen, finden

wir auf einmal entzückende Dinge, Kostbarkeiten für Damenzimmer, Elegantheiten für Frauenkleidung. Während von gewissen Ausnahmefällen abgesehen niemand melanesische Kunst anders lieben wird als um ihres Ausdruckes und Wesens willen, ohne sie je anders als exotisch, bizarr, eventuell grotesk zu finden, sind malaiische Schmiedearbeiten, malaiische Holzschnitzereien und Malereien ein prickelnder Genuß sinnlicher Schönheitsreize.

Dies der Befund. Und die Deutung? Gemeinsam ist beiden Kunstwelten die Natur der Heimatlandschaft, die in Melanesien nicht anders ist als in Indonesien. Gemeinsam ist ein Teil der Kunstmittel — Holz, einzelne Motive. Gemeinsam ist die Tendenz zur Abkehr von der körperhaft geballten Abbildung.

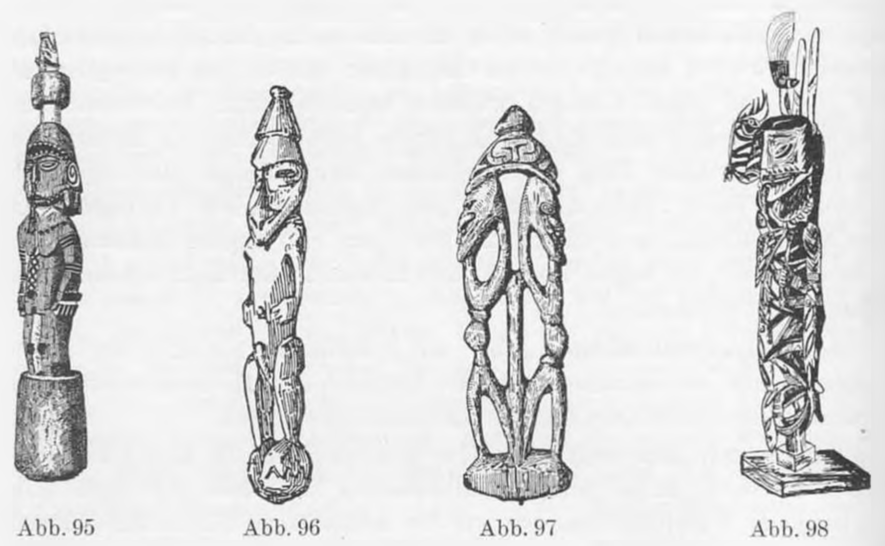


Abb. 95—98. Die melanesische Ahnenfigur variiert zwischen leidlicher Plastik und stärkster Körperauflösung.
Abb. 95: Admiralitätsinseln, aus Nevermann. Abb. 96 u. 97: Seyik, aus Reche.
Abb. 98: Neupommern. Nach Kraemer.

Verschieden ist der Stand der Technik. Die indonesischen Völker arbeiten mit Eisenwerkzeugen und sie weben. Beides sind, möchte man meinen, fast durch den Zwang der Gegebenheiten verfeinernd wirkende Techniken. Daran ist wohl so viel wahr, daß Eisenwerkzeug und Weberei zur feineren und exakteren Arbeit reizt, in gewisser Weise auch allein eine solche möglich macht. Daß aber kein notwendiger Zusammenhang zwischen Metallbenutzung und Verfeinerung besteht, hat das schon besprochene Beispiel der Neger gelehrt, deren Schnitzereien durch die Möglichkeiten der besseren Werkzeuge um nichts eleganter geworden sind

als die melanesischen. Auch die Einfuhr europäischer Schnitzmesser in Gebiete naturvölkischer Holzschnitzerei führt erfahrungsgemäß nicht zur Verfeinerung, sondern eher zu nachlässiger Verrohung. Was die Weberei angeht, braucht man nur z. B. peruanische Webereien anzusehen, die von Fachleuten webetechnisch für Maximalleistungen aller Völker und Zeiten gehalten werden, um zu sehen, daß bei höchster Webetechnik die Muster doch schwer und unelegant bleiben können.

Verschieden ist die Farbigkeit. Die Indonesier verwenden aber nicht etwa durchaus vollkommenere Farben, sondern sie verwenden auch die einfachen Mittel der Melanesier in durchschnittlich feinnervigerem Sinne.

Verschieden ist endlich die Rasse. Melanesier wie Indonesier sind klein und vorwiegend untersetzt, die letzteren aber hellhäutig mit „primitivmongolischen", in mancher Hinsicht infantil wirkenden Gesichtszügen. Vor allem besteht ein großer Ausdrucksunterschied. Die Melanesier sind für den Europäer seit jeher „Wilde" gewesen, die Indonesier hingegen, auch wo sie genau so kulturarm dahinleben, selten als Wilde empfunden worden. Ganz im Gegenteil ist wohl keiner Naturvölkerrasse — zu Recht oder zu Unrecht — so oft Sanftheit, Feinheit, Grazie nachgesagt worden wie den Eingeborenen der indonesischen Inseln. Melanesische Männer sehen nicht weibisch aus wie viele Indonesiermänner.

Würden jemandem, der von Rassen und der von Kulturen nichts weiß, je hundert Porträts von Melanesiern und Indonesiern und je hundert melanesische und indonesische Kunstwerke gezeigt, so könnte er bei einiger physiognomischer Begabung nicht im Zweifel sein, welche Menschen zu welchen Kunstwerken gehören. Der unmittelbare Eindruck von Gesichtsphysiognomie und Kunstphysiognomie wäre ihm ohne weiteres überzeugend. Wie sollte zu den Melanesiern die damenhafte, graziöse, asthenische Reihe indonesischer Kunstwerke passen? Wie sollten sich umgekehrt die Indonesier unter den wilden, dämonischen und grotesken Fratzen der Melanesier mit ihrer groben Ausführung wohlfühlen?

Wir wollen diesem unmittelbaren Eindruck hier anstelle weiterer kulturmechanischer Überlegungen sein Recht lassen. Wenn irgendwo, so gehen im Falle der Indonesier und Melanesier Kunststil und Rassenstil parallel.

An der Musik der Melanesier ist nach Hornbostel u. a. das Zurücktreten von Rhythmik und Bewegung gegenüber der Freude an der Farbigkeit des Tones kennzeichnend. Fanfaren- und jodlerartige Musikstücke sind weit verbreitet. M. Schneider spricht von einem langsamen und tonverschleppenden Pendeln der Melanesier, von Tendenz zu kanonartigen Bildungen, von einförmiger funktioneller Gliederung der Pendelmelodik, welche (wie der Jodler) an einem einzigen kurzen Motiv festhält. Die Motivwiederholungen werden aber durch den runden Schwung

der Bewegung so enge zusammengeschweißt, daß es schwer fällt, die Nieten ausfindig zu machen. Wo stärkere zwerghafte Elemente vorliegen, soll die Pendelbewegung rascher, präziser und behender werden. (Ähnlich J. Kunst.)

Wenn die Forschung in diesen Dingen auch noch in Anfängen steckt, und wenn auch eine wirkliche Beurteilung nur demjenigen möglich ist, der neben hoher und gelehrter Musikalität vor allem auch leichten Zutritt zu reichhaltigen Phonogrammarchiven hat, so ist doch deutlich genug, daß sich auch in der Musik Afrikaneger und schwarzhäutige Südseeinsulaner stark unterscheiden. Die Richtung des Unterschiedes scheint die gleiche zu sein wie in der bildenden Kunst. Auch die melanesische Musik spricht dafür, daß dem Melanesier ein irgendwie farbigeres, unbestimmteres und dabei „ganzheitlicheres" Wirklichkeitserlebnis eignet. Sein „psychisches Tempo" ist wahrscheinlich gelassener, langsamer und weniger impulsiv.

Der relativen Bedeutung nach tritt in Melanesien ebenso wie in Australien, und umgekehrt wie in Negerafrika, die Musik hinter der Augenkunst zurück. Man bedenke, daß in den Melanesiern sicherlich auch ein beträchtlicher australider Rassenanteil steckt!

Über den Sprachstil sei nur das eine gesagt, daß sich die Abstraktenhäufigkeit von Melanesien nach Indonesien hin ebenso stark vermehrt wie von Negerafrika nach Europa. Im übrigen seien die Linguisten auf die günstigen Bedingungen hingewiesen, die gerade in der Südsee für die Herausarbeitung von Rassenunterschieden bestehen. Wir haben nicht so leicht wo anders eine Wiederholung der Erscheinung, daß grundverschiedene Rassen sämtlich verwandte Sprachen sprechen, wie im Falle des austronesischen Sprachstammes, dem die Mehrzahl ozeanischer Völker zugehört.

Wir haben die besonders großen Rassenverschiedenheiten innerhalb Melanesiens erwähnt. Spiegeln sie sich im „Stil" der Kulturen wieder? Die Zwergenkulturen Melanesiens sind schon als verarmt und verkümmert, und in diesem Sinne als Sonderformen innerhalb Melanesiens beschrieben worden (vgl. S. 115 ff.). Worin sich Alt- und Jungmelanesier dem Kulturstil nach unterscheiden, sei an einem einzigen, aber genau durchgearbeiteten Beispiel erläutert, welches den Vergleich von Neukaledonien mit den Admiralitätsinseln betrifft. Neukaledonien ist von Sarasin als der Sitz einer besonders altertümlichen Melanesierabart herausgearbeitet worden, die Admiralitätsinsulaner gelten für besonders bewegliche „Jungmelanesier". Landschaftlich handelt es sich hier wie dort um waldbedeckte Inseln. Äußere Beziehungen bestehen beiderseits in etwa gleicher Dichte zu den Polynesiern, in sehr ungleicher Dichte hingegen

zu Mikro- und Indonesiern. In letzterer Hinsicht sind die Admiralitätsinseln vor den Neukaledoniern weit bevorzugt. Wissenschaftlich sind die beiden Gebiete durch Sarasins und durch Nevermanns vor kurzem erschienene zusammenfassende Monographien wohl bekannt.

Eine genaue Auszählung und ein Vollkommenheitsvergleich der technischen Güter des Landbaues, der Fischerei und der Kriegführung ergibt keineswegs, wie man etwa erwarten könnte, einen eindeutigen Vorsprung der anregungsreicheren Admiralitätsinsulaner. Vielmehr nennt Bernard (zit. bei Sarasin) umgekehrt die Neukaledonier eines der fortgeschrittensten Völker Melanesiens. Sie haben aber auch ein zumindest nicht kleineres Gehirn als die Admiralitätsinsulaner! Diese geben sich auch nicht etwa seltener als die Neukaledonier mit allerprimitivsten technischen Hilfsmitteln, mit unverändert der Natur entnommenen Muscheln, Stöcken, Steinen u. dgl. m. zufrieden. Sehr viel ausgebildeter ist hingegen einseitig ihr Kücheninventar. Ist das historisch zufällig oder anregungsbedingt? Bezeugt es nicht verfeinertem Lebensgenuß zugewendete Interessen? Das soziale Lebensideal ist, wie schon gesagt, in Neukaledonien viel rauher, die Politik durch wenig ideologisch gefärbte Despotie von großer Form bestimmt, in den Admiralitätsinseln hingegen bürgerlich-plutokratisch gerichtet.

Dieser Stilunterschied wird weiter deutlich, wenn man die Kulturgüter der beiden Völker ästhetisch beurteilt. Es gibt hier und dort sehr grob und sehr fein wirkende dingliche Güter, so daß man nicht sagen kann, rohe Grobheit oder aber Verfeinerung sei nur hier oder nur dort historisch bekanntgeworden. Warum gibt es dann aber bei den Neukaledoniern über dreimal so viele besonders grob als besonders fein wirkende Kulturelemente und bei den Admiralitätsinsulanern genau umgekehrt über dreimal so viele besonders fein als besonders grob wirkende Kulturelemente?

Grobheit und Feinheit jedes einzelnen Kulturelementes ist ebenso wie sein besonderer Stil kulturgeschichtlich zu einem großen Teil von dem Zustand der übrigen Güter unabhängig. So haben die Neukaledonier z. B. die Idee typisch adoptiert, Flechtteller und Steinbeile, Fischnetze und Feuerfächer müßten relativ fein aussehen, während z. B. Holzbecher, Töpfe, Schmucksachen und Flöten in recht primitivem Zustand gebraucht werden dürfen (vgl. die beigefügte Liste!). Je nach der allgemeinen Vorziehensneigung für Grobheit und Feinheit wird der Anteil dementsprechender Sorten von Kulturelementen an der Gesamtkultur steigen oder fallen. Bei den Admiralitätsinsulanern ist der Gleichgewichtszustand bei einem anderen Häufigkeitsverhältnis grober und feiner Güter erreicht als bei den Neukaledoniern.

Beiden Völkern ist die eindrucksunmittelbare, ästhetische Wirkung ihrer Dinggüter sicherlich nicht gleichgültig; aber bei den Admiralitätsinsulanern zeigen doppelt so viele Güter eine über die bloße Zweckform hinausschießende Stilbemühung als bei den Neukaledoniern (58 gegen 27%). Gewollt schöne Form ohne Ausschmückung ist beiderseits selten

	Admiralitäts-inseln	Neu-kaledonien
Wesentlich verschiedene Fischereigeräte	14	18
Kriegswaffen	19	17
Küchengeräte	34	20
Wenig bearbeitete, naturnahe Kulturelemente	16	19
Grob und sehr grob wirkende Kulturelemente	16	52
Fein und sehr fein wirkende Kulturelemente	42	16
Bloße Zweckform (Einzelstücke)	174 = 27%	386 = 58%
Schöne Form ohne Ausschmückung	66 = 11%	83 = 12%
Skulptiert	134 = 21%	151 = 22%
Schwach ornamentiert	66 = 11%	27 = 4%
Stark ornamentiert	197 = 31%	26 = 4%

(seltener als z. B. in Negerafrika), bildhauerische, wesentlich dreidimensionale Skulptierung beiderseits an etwa jedem fünften Stück zu finden. Die Admiralitätsinsulaner zeigen aber ungleich stärkere Ornamentenfreudigkeit, indem sie 44% der Dinggüter mit belebendem Zierat versehen, die Neukaledonier hingegen nur 8%. Aus früheren Zählungen wissen wir ferner schon, daß wenig hochgestaltete Ornamente bei den Neukaledoniern viel stärker vorwiegen als bei den Admiralitätsinsulanern, während eckige Zieratformen etwa gleich häufig sind.

Bei den damit aufgezeigten Unterschieden zwischen einer Alt- und einer Jungmelanesierkultur handelt es sich sicherlich nicht um Ungleichheiten in Einzelgütern, sondern um Äußerungen stilverschiedenen Volkscharakters. Die direkten Charakterangaben runden das Bild ab. Beide Völker sind stolz, klug, Meister der Verstellung, die Admiralitätsinsulaner aber viel lauter, labiler, erregbarer, für das Neue der Europäerbegegnung aufgeschlossen, geschickt im Erlernen von Sprachen, zudringliche Händler, die Neukaledonier verschlossener, düsterer, kriegerischer, uninteressiert am Europäer und nicht geneigt, sich imponieren zu lassen, konservativ in der Vergangenheit lebend. Plötzliche Wut entspricht der einen, nachhaltige Rachsucht der anderen völkischen Wesensart.

Wir können natürlich nicht beweisen, daß der entscheidende Unterschied der beiden Völker und Wesensarten nirgends anders als in der Rasse liegen könne. Sicherlich ist es aber nicht einfach, ihn auf verschiedene Anregung oder sonstigen historischen Zufall zurückzuführen. Sicherlich ist er andererseits von solcher Art, daß generelle Veranlagungsunterschiede als seine allgemeine Ursachen leicht vorstellbar sind. Sicherlich — und darauf sei besonderes Gewicht gelegt — gehen physiognomischer und kultureller Stil neuerlich aufs deutlichste parallel. Derbe Kultur und urweltlich derb wirkende Menschen in Neukaledonien — teilweise verfeinerte Kultur und teilweise ungleich

feiner aussehende Menschen auf den Admiralitätsinseln. Der Gewalt dieser Parallele wird sich neuerdings auch hier nicht so leicht jemand entziehen.

7. **Vollkommenheitsvergleich.** Daß die Kulturgüter Indonesiens durchschnittlich höher gestaltet sind als die melanesischen, braucht nichts anderes zu sein als ein Hinweis auf die größere Hochkulturnähe Indonesiens. Mikro- und Polynesien aber sind von Indonesien viel weiter entfernt als Melanesien und seit Jahrtausenden wahrscheinlich überhaupt fast ohne



Abb. 99.



Abb. 100.

Abb. 99 u. 100. Grober Alt- und etwas europäider Jung-Melanesier. Aus Keiter.

Beziehung zu ihm, denn sie kennen z. B. keine Metallgeräte. Ihre verbreitungsdynamische Stellung ist also sicherlich nicht günstiger als diejenige Melanesiens.

Sucht man aber nach Kulturgütern, in denen entweder die Mela- oder die Mikro-Polynesier die gleiche Grundidee größer gestaltet aufweisen, so lassen sich Fälle der ersteren Art, soweit ich sehe, überhaupt nicht finden. Es gibt keine Kulturgüter, in denen es die Melanesier zu entwickelterer Gestaltung gebracht hätten als die Polynesier.

Recht lange ist hingegen die umgekehrte Liste. Sie umfaßt die Gesamtentwicklung des Hausbaues und des Schiffsbaues, die Fischereimethoden (auf Nauru in Mikronesien nach Kayser 50 Methoden), die Flechterei (berühmte Mattenflechter sind viele Mikronesier), die Festungsbauten der Maori, die Steinarchitektur, Wattepanzer, die Mythologien (Vielgöttersysteme und Weltentstehungsvorstellungen von ganz besonderer Großartigkeit in Polynesien!), den Staatsaufbau, das Titelwesen, die Seekarten aus Stäbchen, gefaltete Blätter als Mitteilungsmittel, die höher gestaltete sprachliche Ausdrucksweise, die geometrisch exakte und elegante Kunst, die Verwendung von Schriftzeichen (Osterinsel).

Selbst wenn die Polynesier vor Jahrtausenden mit einem reichen Kulturerbe in die Südsee gekommen sind, hätten sie es seither völlig verschleudern können (was z. T. sicherlich auch der Fall gewesen ist). Selbst wenn die Melanesier nicht von sich aus die Größtleistungen Polynesiens geschaffen haben, waren sie ihnen doch sämtlich oft und lange zur Adoption angeboten.

Verbreitungsdynamisch ist der höhere Entwickelungsgrad der polynesischen im Vergleich zur melanesischen Kultur um so weniger erwartungsgemäß, als die Melanesier sicherlich dauernd von den Indonesiern gelernt haben, während die Polynesier fast ebensosehr wie die Indianer Amerikas auf sich selbst gestellt gelebt haben.

Sicherlich haben die Polynesier aber um mindestens 100 ccm mehr Gehirnraum als die Melanesier. Dieses rassische Erbteil dürfte für sie entscheidender geworden sein, als das aus Eurasien mitgebrachte kulturelle Erbe.

8. **Unmittelbare Charakterangaben.** Für Bismarck- und Salomoinseln haben wir Angaben eines Völkerpsychologen vom Fach (Richard Thurnwald), die allerdings z. T. recht allgemeine Eigenschaften tropischer Naturvölker kennzeichnen (1913):

Die allgemeine Verfassung ist passiv, der Widerstand gegen die Schranken der Natur gering. Die Vitalität ist nicht groß und wohl auch die Lebensdauer besonders kurz. Die Leute tun nur das, wozu sie in Stimmung sind. Ihre Affekte sind weniger stark als unkontrolliert. Auch zu Konzentration der Aufmerksamkeit sind sie unfähig. In körperlichen Arbeiten staunenswert ausdauernd, fällt es ihnen schwer, vielerlei in sinnvoller Abfolge nebeneinander zu tun („geringe Handlungsarchitektonik"), und ist die Kombinationsfähigkeit ungenügend.

Es interessiert nur das Lebensförderliche und Lebensnotwendige. Man kennt die Objekte, aber nicht ihre Verknüpfungen. Die Welt besteht aus losen Steinen und Steinchen und ist darum überall wunderbar. „Das Leben ist eminent gegenwartsfreudig und nicht durch den Ballast der Vergangenheit beschwert, auf praktische Ziele gerichtet, wenn auch nicht ohne einen gewissen künstlerischen Zug, dagegen ferne von Spekulation."

Das Auffassungsleben ist durch ein sehr rohes und unbestimmtes Beisammenlassen von Auffassungsgesamten (durch geringe Feinheit der Unterscheidungen im Sinne des Prinzipes des Unterscheidungsminimums, I. Band, S. 41) gekennzeichnet. Mystisch erscheinende Identifikation mit Tieren oder mit der Sozialgruppe kommt zustande, weil nicht genau zwischen Analogie und Gleichheit unterschieden wird. Dies ist auch die Wurzel des Mitleides, welches geradezu die Form eines physiologischen Selbstleidens durch das Leiden anderer annehmen kann, aber auf engst bekannte Personen beschränkt bleibt.

Symbolisierungen und mythologische Vorstellungen werden an der Grenze der genauer bekannten Gebiete lokalisiert. Die Mythologie des Jenseits ist ein Spezialwissen Eingeweihter.

Dem Fremden, auch dem Europäer, steht man solange möglich mit Verachtung gegenüber.

Vieles an diesen Kennzeichnungen trifft auch z. B. für die Afrikaneger zu. Deren Vitalität ist aber größer. ihre Neigung zu mystischer Identifikation geringer. ihre Einstellung gegen Fremde adoptionswilliger.

1936 hat die Gattin Richard Thurnwalds bei einer neuen Forschungsreise Menschen der gleichen Landschaft individuell charakterisiert. Wir haben aus ihrem Buche die Angaben über 28 Männer und 26 Frauen zusammengestellt. wobei es sich natürlich nicht um eine getreue Stichprobe. sondern um die bemerkenswertesten Persönlichkeiten handelt.

Von den Männern werden je 8 selbstgefällig eitel, schlau. bürgerlich erfolgreich. gewalttätig-streitsüchtig. je 7 intelligent. friedfertig. rachedürstig genannt. 4 erscheinen als Träumer und Visionäre. ebensoviele als besonders geschickt im Handel. nur 3 als dreist-anmaßend und je 2 als faul. verlogen. launisch. schüchtern. tapfer. als verfeinerte Persönlichkeit.

Bei den Frauen tritt vor allem der Fleiß hervor (9 Fälle). Freundlichkeit, Trägheit (je 6 Fälle). Geschicklichkeit. Temperament, Stolz auf genossene Missionsbildung (je 4 Fälle).

Das wertvollste Ergebnis dieser Schilderung ist. daß gezeigt wird. wie sehr verschieden auch die Menschen einer Naturvölkergemeinschaft untereinander sind. Der Versuch. aus den genannten Charaktereigenschaften auch für einen Gesamtvergleich mit anderen Naturvölkerrassen Nutzen zu ziehen. fällt hingegen dürftig aus. da es an vergleichbaren Einzelschilderungen für andere Gebiete fehlt. Es wäre höchst wünschenswert. daß H. Thurnwald ihre später gesammelten ostafrikanischen Erfahrungen in gleicher Weise veröffentlichen würde. Vorläufig kann man bei einem Vergleich mit Afrikanegern nur sagen. daß in Afrika Visionäre, gute Händler. bürgerliche Streber und im ganzen. daß weltanschaulich gefestigte Menschen und ausgereift erscheinende Persönlichkeiten vielleicht seltener wären. Auch die S. 306 zusammengestellten Individualschilderungen Koch-Grünbergs über Tropenindianer sind schlecht vergleichbar.

Daß schon innerhalb Melanesiens der Volkscharakter sehr verschieden ist. haben wir besprochen. Dadurch wird eine zusammenhängende Charakterskizze. wie wir sie z. B. für die Afrikaneger und für die Indianer versuchen. für die Melanesier noch weiter erschwert.

Angesichts der bekannten europäischen Parallelen wäre durchaus denkbar. daß der besonders ausgeprägte Händlergeist und Besitzsinn der Melanesier rassenseelische Wurzeln hat.

Abgesehen von allgemeinen „primitiven" Zügen. wie der geringen Entwicklung des mittelbaren Auffassungslebens (der „höheren Denk- und Urteilsvorgänge"). besteht jedenfalls dem kulturbiologischen Befund nach wahrscheinlich keine besondere seelische Ähnlichkeit zwischen Afrikanegern und Melanesiern. obwohl beides dunkelhäutige und kraushaarige Rassen sind.

Die Frage, ob diese beiden körperlich bis zu einem gewissen Grade ähnlichen, aber heute geographisch scharf getrennten Rassen geschichtlich zusammengehören oder aber unabhängige Parallelbildungen durch ähnliche züchtende Wirkung der tropischen Umwelt darstellen, ist sehr umstritten. Die Kulturbiologie liefert — übrigens ebenso wie die allgemeine Rassenbiologie — eher Beweisgründe für die Annahme unabhängiger Parallelbildung.

Auch auf ein von den Indonesiern wie von den Polynesiern und Australiern verschiedenes Wesen weist die Kulturbilanz der Melanesier deutlich genug hin. Körperauflösende Mystik und „ganzheitliche" Weltauffassung finden sich auch bei den anderen ozeanischen Inselrassen, haben in Melanesien aber formreichere Schöpfungen als in Australien, weniger verfeinerte als in Indonesien und weniger großgeordnete als in Polynesien erbracht.

Der zur Verfügung stehende Raum zwingt uns, nachdem die im Mittel- und Kreuzungspunkt der ozeanischen Inselrassen stehenden Melanesier schon kurz genug weggekommen sind, die Australier, Indonesier und Mikro-Polynesier nur mit ganz wenigen Strichen kulturbiologisch zu kennzeichnen.

II. Die Australier

Die Darstellung S. 80—96 zeigte das ungeheure Adoptionsdefizit der gar nicht so weltenferne lebenden australischen Urbevölkerung. Die Australier sind nicht nur sämtlich bei der Wildbeuterkultur verblieben, sie haben auch nur eine sehr einfache Form dieser Wirtschaftsstufe entwickelt. Amerikanische Beispiele zeigen, daß auch Jagen und Sammeln reiche und hochgestaltete Kulturen ergeben kann. Die Australier gleichen aber, will man sie mit Indianern vergleichen, den in äußerst anregungsarmen und sehr ungünstigem Gebiete lebenden Feuerländern, nicht den Prärie- oder Pampasindianern, die mit ihnen in viel ähnlicherer Breitenlage und Landschaftsform zuhause sind.

Nachdenklich machen kann die Erscheinung, wieso die australische Kunst in ihrer körperauflösenden, ja linienzerfasernden Unbestimmtheit, Symbolträchtigkeit und Farbbetonung gerade die gleichen Neigungen zeigt wie die anderen Südseekünste. Auf einfacher Übernahme von außen her kann das kaum beruhen, weil die australischen Kunstleistungen nach Techniken und Motiven allen anderen Südseegebieten mit unverkennbarer Eigenart gegenüberstehen.

III. Indonesier

1. **Allgemeine Bedingungen der Kultur.** Verbreitungsdynamisch ähnlich gelegen wie Negerafrika (vgl. S. 127) hat die malaiische Inselwelt natürlich stärkere Beziehungen auch zu Ostasien als jenes. Es handelt sich dabei weniger um Ausstrahlungen der ostasiatischen Hochkulturen, als um die Herkunft indonesischer Völker vom asiatischen Festland via Halbinsel Malakka. (So sollen z. B. die begabten Kayan Borneos diesen

Weg gegangen sein.) Landschaftlich gleicht Indonesien im wesentlichen Melanesien.

2. **Rassenbiologische Verhältnisse.** Die südostasiatischen Zwergenvölkchen sind nicht die einzigen Restrassen in den Urwäldern Indonesiens.

Auch die in den mongoliden Rassenkreis gehörige Hauptmasse der Indonesier enthält rassisch sehr ungleiche Bevölkerungen. Man hilft sich oft, indem man etwa eine proto- und eine deuteromalaiische „Schicht" unterscheidet. Gemeinsam ist den Indonesiern die verhältnismäßig schwache Ausprägung der mongoliden Merkmale, die z. B. v. Eickstedt veranlaßt hat, ihnen im ganzen den Namen „Palaeomongolide", Altmongolen zu geben.

Der Wuchs ist meist gering (großenteils unter 160 cm im männlichen Mittel). Dem Körperbau nach handelt es sich um Gestalten mit kurzen Gliedmaßen, die aber recht häufig nicht zu gedrungenem, sondern zu grazilem Bau neigen. Langen Rumpf, verbunden mit schmalem Bau und hochgradiger Engbrüstigkeit hat Wagenseil in exakter Messung auch für die Chinesen als typische Wuchsform aufgezeigt.

Die Kopfgrößen sind innerhalb des Gebietes sehr verschieden. Z. B. beträgt die LB-Summe auf Borneo nach Hose and Mc Dougall 326—343 mm, wobei der Höchstwert von den auch kulturell hervorstechenden Kenya erreicht wird. Für die Philippinen errechnen sich aus Sullivans Angaben Werte, die zwischen 321 und 344 mm schwanken. Bei direkter Kapazitätsbestimmung fand Koeze den höchsten Wert unter den Philippinenvölkern (zufällig?) bei den an kultureller Energie hervorragenden Ilocano. Frank (1937) findet im Batakgebiet Sumatras die kulturell fortgeschritteneren Stämme großköpfiger, langköpfiger und schmalnasiger.

Auch wenn man den sehr viel kleineren Wuchs in Anrechnung bringt, gleichen die Indonesier darin den Negern, daß der Kopf bei den meisten Bevölkerungen hinter der europäischen Größe wesentlich zurückbleibt.

3. **Absoluter Reichtum der Kulturen.** Von der kulturärmsten Kümmerkultur bis zur reichst entfalteten Naturvölkerkultur, ja bis zu Hochkulturbildungen finden wir in Indonesien alle Verhältnisse des absoluten Reichtums vertreten.

4. **Adoptionsdefizit.** Während sich in ganz Melanesien der technischen Ausstattung nach auffallend geringe Stufenunterschiede finden, springen solche in Indonesien deutlich in die Augen. Weder Anbau, noch Metallnutzung, noch Hochkultur haben den indonesischen Raum gleichmäßig ausgefüllt. Das Adoptionsdefizit vieler Einzelvölker ist erstaunlich stark. Die verbliebenen Wildbeutervölker sind sämtlich gleichzeitig sehr kulturarm, die überhaupt kulturfreudigeren Indonesier sind eben längst schon den Weg des Anbaus gegangen und haben ihre Kraft nicht erst auf höhere Ausbildung des Wildbeuterlebens verschwendet.

Das Verhältnis Indonesiens zu den Hochkulturen erinnert an Afrika. Südeuropäide (Hindu, später aber auch Araber) drangen schon früh er-

obernd nach Insulinde. Sie gründen große Reiche, die sehr wesentlich und im weiteren Verlaufe immer vorwiegender auch durch Eingeborene getragen werden, aber ebenso wie in Afrika versinken, wenn die europäiden Anreger einmal verschwunden sind.

Stärkeren und dauerhafteren Eindruck als auf die Neger machen die Hochreligionen Hinduismus, Buddhismus, Christentum und Islam auf die begabteren Indonesiervölker. Der Islam hat die größte Aussicht, das Wettrennen endgültig zu gewinnen, weil er die seelisch rassengerechteste Religion sein dürfte und weil er die größte Aktivität auslöst. Ideologisch entflammte, aus der Masse ausgesiebte Moslems bildeten nach 1000 n. Chr. das Volk der Malaien im engeren Sinne, das in brutaler Eroberung viele Sultanate gegründet hat, die allerdings meist auf die Küsten der Inseln beschränkt blieben.

Auch in der Art, wie die aufgepfropften Großbildungen in Afrika und in Indonesien enden, scheint ein wesentlicher Unterschied zu sein: Die

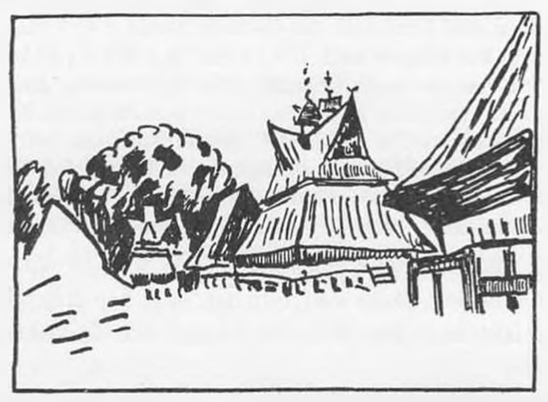


Abb. 101.

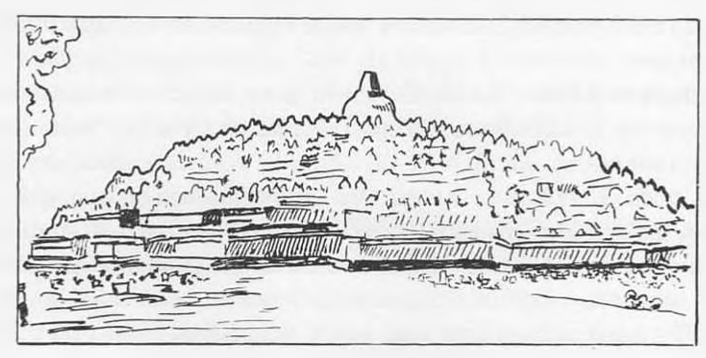


Abb. 102.

Abb. 101 u. 102. Komplexe indonesischer Bauweise. „Dachbauphantasie“ in einem Batak-Dorf (nach Loeb) und der „Weltberg“ Borobudur (nach Coomaraswamy).

afrikanischen Reiche stürzen in Unordnung und Fehlführung. die malaiischen Reiche aber versinken leicht in Dornröschenschlaf. Die seelische Veranlagung zum aktiven Ausgriff in die reale Welt ist beim Neger wohl besonders stark. beim Malaien aber schwach entwickelt. Feinste seelische. künstlerische und literarische Kultur blüht umgekehrt an den Malaienhöfen. nicht im Sudan.

Sehr deutlich zeigt sich die geringe Expansionsneigung südmongolischer Völker am Verhältnis Javas zu den anderen Teilen Holländisch-Indiens. Java hat durch die Hilfe europäischer Kolonisatoren seine Menschenzahl in einem Jahrhundert verzehnfacht. es gelingt aber nicht. die unter der Überbevölkerung schwer leidenden javanischen Bauern unter ähnlichen bäuerlichen Verhältnissen auf den anderen. noch immer sehr menschenarmen Inseln des Archipels anzusiedeln. „Das Pflanzenhafte dieser aufs tiefste in ihrer Heimat verwurzelten Menschen ist so groß, daß ihr Wurzelschlagen in fremder Erde mühseliger erscheint. als viele gärtnerische Aufgaben" (Rodenwaldt, zit. b. Tornau). Auch von den neuerlich einwandernden Chinesen und Japanern. also Mongoliden nördlicherer Gebiete. werden die Indonesier an Zähigkeit und ausgreifender Tatkraft weit überholt.

Die Europäerberührung verläuft in Indonesien nach den von Schrieke herausgegebenen Berichten in vieler Hinsicht in ähnlichen Bahnen wie in Negerafrika. Afrikaneger und Indonesier sind auch die beiden Naturvölkergruppen. welche die Europäisierung am besten überstanden haben und verhältnismäßig bald auch positive Früchte davon erleben. Wodurch es bedingt ist. daß gerade die beiden europanächsten Naturvölkergruppen durch die Zivilisierung nicht sosehr bedroht sind wie sonstige Naturvölker aller Begabungs- und Kulturstufen (Polynesier. Melanesier, Australier. sämtliche Indianergruppen). muß noch näher untersucht werden. Wahrscheinlich sind sie durch die schon Jahrtausende alte Berührung mit europäiden Menschen biologisch vorgeformt und dadurch auch an die Maschinenzivilisation ebenso anpassungsfähiger wie an europäische Krankheiten.

Es kommt bei Krankheit wie Kultur einerseits Züchtung (Ausmerze der anpassungsfähigen Erbstämme), andererseits Immunisierung (Vorbehandlung mit kleinen Giftdosen. welche die Widerstandskraft für die größeren Giftmengen aufstachelt) in Betracht.

Die weitgehende Zivilisationsfähigkeit der begabteren Indonesiergruppen steht außer Frage. Die Philippineninseln gehören zu den erfreulichsten Kapiteln der christlichen Heidenmission, die Holländer machen gute Erfahrungen mit der Zulassung der Eingeborenen zum Staatsdienst und mit dem Eingeborenenschulwesen.

Fremde Führung durch Europäide oder nördlichere Mongolide ist für die Indonesier trotzdem kaum entbehrlicher als für Afrikaneger. Gerade gegenwärtig ist den Philippinen die Unabhängigkeit von der USA. angeboten. wird von den Philippinos selbst aber entweder hinausgeschoben

werden müssen oder zu ihrem Unglück ausschlagen (Tornau). Während jedoch der europäische Führer den Negern den festen Charakter und das organisatorische Denken ersetzen muß, ist er in Indonesien wohl in erster Linie wegen seiner größeren vitalen Energien unentbehrlich.

5. **Relativer Reichtum.** Vgl. die S. 157—180 herausgearbeiteten Unterschiede gegenüber Afrika: Geringere politische Kraft. Neigung zum Matriarchat, stärkere Phantasie. elegante Kunst im Urwald, höhere (abstraktere) Wortbildung. geschlechtliche Zügelung, durchseeltere Tänze usw.



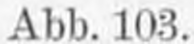


Abb. 103.

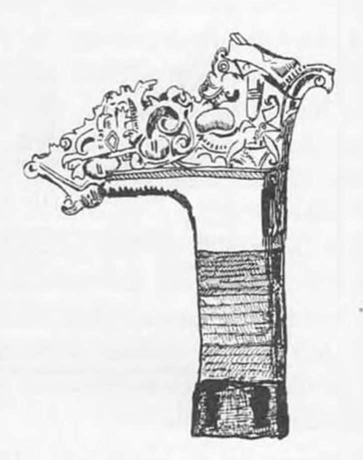


Abb. 104.

Abb. 103 u. 104. Urwaldeleganz in Borneo. Bambusritzung und Schwertgriff. Nach Nieuwenhuis.

6. **Ausdrucks- und Stilähnlichkeit der Güter.** Ebenfalls schon mehrfach besprochen (S. 164, 225) Neigung zu geschwungenen. farblich gedämpften, hochgestalteten Mustern. zu Verfeinerung. Eleganz. zartem Linienspiel. Große indonesische Architektur mit Höchstleistungen bei Zusammenarbeit mit Hindus (Weltberg Borobodur) (Abb. 101—104).

7. **Unmittelbare Charakterangaben.** Nieuwenhuis hat in einer Reihe von Arbeiten Schlüsse aus den Kulturgütern der Indonesier auf ihren Charakter gezogen, und damit ein schönes Beispiel für methodisch überlegte Verwendung der Kulturkunde für die Rassenpsychologie gegeben.

Es kommt ihm hauptsächlich darauf an, die Eingeborenen gegen den voreiligen Vorwurf geistiger Minderwertigkeit in Schutz zu nehmen, ein Unternehmen, das ihm in unbestreitbarer Weise gelungen ist.

Zumindest ein Teil der indonesischen Völker gehört zu den hoch begabten Rassen der Menschheit. Es zeigen sich aber deutlich auch qualitative rassenseelische Eigentümlichkeiten. Schlaffheit (seelische Hypotonie) und Feinnervigkeit bis zur Neurasthenie darf man vielleicht als die Kernzüge dieses Seelenbildes betrachten. Alle Völker der heißen Zone sind ja in gewisser Hinsicht träger als die Nordvölker, die Malaien anscheinend aber doch ganz besonders, weil ihre Trägheit „Psychasthenie" (seelische Hypotonie) ist, wie sie angesichts des kleinen und gleichzeitig leptosom-asthenischen Wuchses durchaus der Erwartung entspricht; auch etwaige „feminine Züge" des Kulturbildes lassen von vorneherein eine verminderte Energiemenge vermuten.

„Feinnervigkeit", d. h. starkes Reagieren auf minimale Eindrucksunterschiede, äußert sich in den mehrfach besprochenen künstlerischen Vorziehensneigungen sowie in dem reichen, labilen und leicht erregten Phantasieleben, in dem wohl die Angstaffekte eine besonders große Rolle spielen. Starkes Streben nach formvoller Daseinsgestaltung und Selbstbeherrschung läßt diese indonesische Labilität, die sich aus besonders feinem Ansprechen auf Eindrücke ergibt, als etwas anderes erscheinen als die kindhaftere, gröbere und massivere Unstetigkeit des Affektes bei Australiern oder Negern. Die malaiische Seele wäre danach nicht von sich aus, sondern durch ihr starkes Reagieren unstet. Neurasthenische Schreckaffekte dürften wohl auch den Kern der bekannten speziell indonesischen Geisteskrankheiten Latah und Amok ausmachen (vgl. etwa Weygandt 1936). Erst recht hängt die Schwäche der Ausgriffsneigungen in die reale Welt wohl mit solcher eigentümlich ästhetisch-femininen Seelenbeschaffenheit zusammen.

Wir werden im III. Bande noch sehen, daß die gleichen konstitutionellen, kulturkundlichen und psychologischen Eigentümlichkeiten weit über Indonesien hinaus auch bei den Kulturvölkern Ostasiens wiederzufinden sind. Es könnte sich also um weitverbreitete mongolische Rasseneigentümlichkeiten handeln.

IV. u. V. Mikronesier und Polynesier

Die Kleininselfluren der Südsee sind nur unter dem Aufgebot hoher technischer Mittel und bei höchstem nach außen gerichteten Wagemut besiedelbar.

Hat man sich das klargemacht, dann nimmt nicht mehr Wunder, daß die Melanesier dieser Aufgabe technisch und daß die Indonesier ihr

seelisch nicht gewachsen waren, sondern daß gerade europäerhaft aussehende Menschen, klüger als die ersteren und mit handfesterer Energie geladen als die letzteren, die Heimatgebiete der Malaien und Melanesier durchstoßen und diese entferntesten Inselfluren der Südsee besetzt haben. Wer freilich seelische Veranlagungsunterschiede der Rassen leugnen will, dem muß es unbegreiflich bleiben, warum Menschen aus dem fernen europäiden Gebiet für die Erschließung der Südsee so viel mehr taten als die unmittelbaren Nachbarn der mikro- und polynesischen Kleininselfluren.

Die Polynesier sind hochwüchsig, vierschrötig, verhältnismäßig hellhäutig. Sie sehen im ganzen aus wie grob- und breitgewachsene Südeuropäer — am meisten vielleicht kroatischen Seebären vergleichbar. Der Kopf ist groß und stark rundförmig. Es ist anzunehmen, daß es früher noch viel hellere Elemente unter den Polynesiern gab, die im tropischen Klima ausgemerzt worden sind. Vgl. über die rassenbiologischen Verhältnisse in der Südsee auch S. 216 ff.

Von den neuesten Autoren zur vielumstrittenen Frage der polynesischen Urheimat vertritt Mühlmann Herkunft aus Vorderindien, Heine-Geldern Herkunft aus Osteuropa — Mittelasien über Ostasien, Hinter-

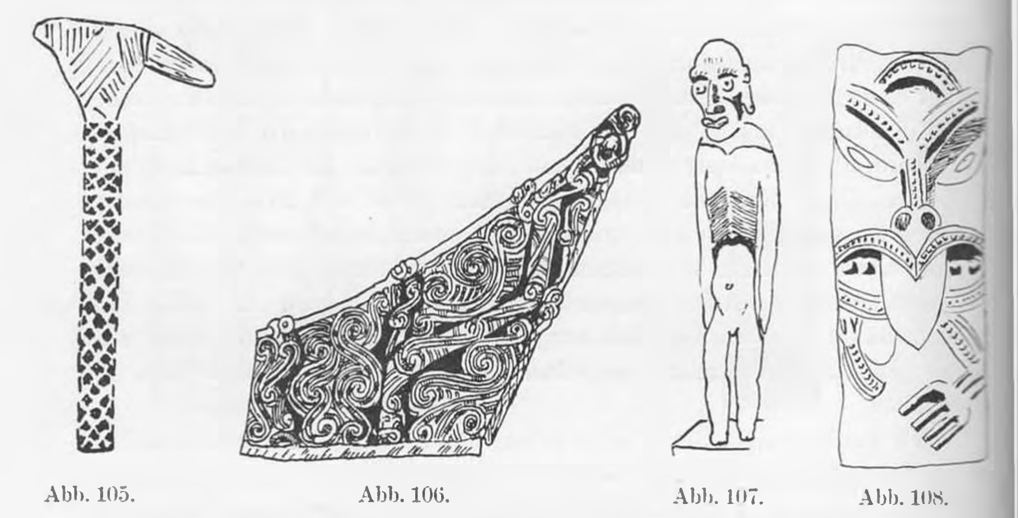


Abb. 105. Abb. 106. Abb. 107. Abb. 108.

Abb. 105—108. Elegante Regelmäßigkeit (Zeremonialbeil und Schiffsschnabel) und naturnahe bzw. stilisierte groteske „Männchenfiguren“ aus Polynesien. Nach Krieger (Abb. 105, 108), Hamilton (Abb. 106), Buschan (Abb. 107).

indien und Insulinde. In beiden Fällen ist ein weit zurückliegender Anschluß an das europäide Gebiet und an den indogermanischen Völkerkreis gegeben. Die rassischen, sprachlichen und archäologischen Verhältnisse machen mir persönlich die Heine-Geldernsche Hypothese wahrscheinlicher, doch kommt es darauf nicht so sehr an.

Die Kulturbilanz der Mikro-Polynesier ist von auffälliger Unausgeglichenheit. Neben den bewundernswerten Hochseeschiffen, die ohne Metallwerkzeuge und Nägel aus Planken gefügt waren, steht die Unkenntnis der Töpferei und der Metalle. Der ganze stille Ozean wurde erobert und regelmäßig befahren, aber der Anschluß an Indonesien, wo kulturell das meiste zu holen war (z. B. die Metalle!), ging verloren, obwohl er keine unüberwindbaren nautischen Schwierigkeiten bieten konnte und schon als das Herkunftsgebiet des eigenen Volkes Interesse erwecken mußte. Die fast an Amerikas Küste gelegene Osterinsel wurde besiedelt. Australien aber seinen Wilden gelassen. Neben den Holzschnitzereien der Maori, die Wunderwerke an Regelmäßigkeit und edler Schönheit sind, stehen ihre Heitiki- und Götterfiguren, die genau so primitiv-männchenhaft, grotesk und fratzig aussehen wie Neger- oder Melanesierschnitzereien. Neben besonderer Entwicklung des Zeremonial- und Titelwesens steht die geringe räumliche Ausdehnung der Staaten.

Die kleinen und weitverstreuten Inseln müssen in gewisser Hinsicht eben doch wie Käfige gewirkt haben, welche die unverkrüppelte Entfaltung der anlagemäßigen kulturellen Möglichkeiten verhinderten.

Charakterlich findet sich bei den Polynesiern wikingerhafte nimmermüde Abenteuerlust und schlaffe tropische Trägheit ebenso unausgeglichen nebeneinander.

Daß sich im Vergleich mit Melanesiern die größer entwickelten Güter in der Regel auf polynesischer Seite finden, wurde besprochen (vgl. S. 231 f.). In Technik und Kunstvorliebe der Polynesier tritt vor allem ein Geist strengerer und großartigerer Ordnung zutage. Aber auch an quellendem Formenreichtum, an naturhaftem Wuchern geben zumindest manche polynesischen Kunstgebiete, wie z. B. die von K. v. d. Steinen so meisterhaft erforschte Marquesaskunst, der melanesischen Kunst kaum etwas nach (was nicht bedeutet, daß der Stil im einzelnen oder dem Ausdrucksgehalt nach hier und dort der gleiche wäre!).

Auch ist der „strenger und großartiger ordnende Geist" der Polynesier nicht so zu verstehen, als wäre die polynesische Weltauffassung sachlicher und unmystischer. Die Vorstellung von geheimnisvollen Verknüpfungen und übernatürlichen Kräften der Dinge ist in Polynesien vielleicht durchdachter und von weiterem Gesichtskreis, sicher aber nicht blasser als in Melanesien. Mystische Rangordnung, strenge Meidungsvorschriften (Tapus) und Rücksicht auf das „Mana", auf die geheime Kraft der Dinge bestimmen das Leben der Polynesier in ganz besonders hohem Maße.

Man darf sich das Verhältnis von magisch-mystischer und technisch-sachstrenger Weltauffassung eben sicher nicht so vorstellen, als wäre erstere immer mit seelischer Primitivität und Dummheit, letztere immer mit seelischer Ausgereiftheit und Begabung verknüpft. Sowohl zum mystischen wie zum wissenschaftlichen Weltbild und sowohl zur Magie wie zur Technik kann man sich begabt und unbegabt.

primitiv und differenziert einstellen, was aber erst bei näherer Aufgliederung der bestehenden Mensch-Umweltbeziehungen ersichtlich werden kann.

Auffallend ist in Polynesien die große Mannigfaltigkeit und der rasche historische Wechsel der Kunststile (vgl. S. 189) trotz rassischer und sprachlicher Einheitlichkeit und geringen von außen kommenden kulturellen Anstößen. Der im Vergleich zu anderen Naturvölkern beweglichere und wechselfreudigere Geist der Polynesier, der an den abenteuernden Seefahrten am meisten auffällt, dürfte sich auch auf kulturgeschichtlichem Gebiete auswirken. Auch in dieser Hinsicht erscheinen die „Wikinge der Südsee“ als ein zu den Antipoden verpflanztes, aber seine Art bewahrendes Stück Europa.

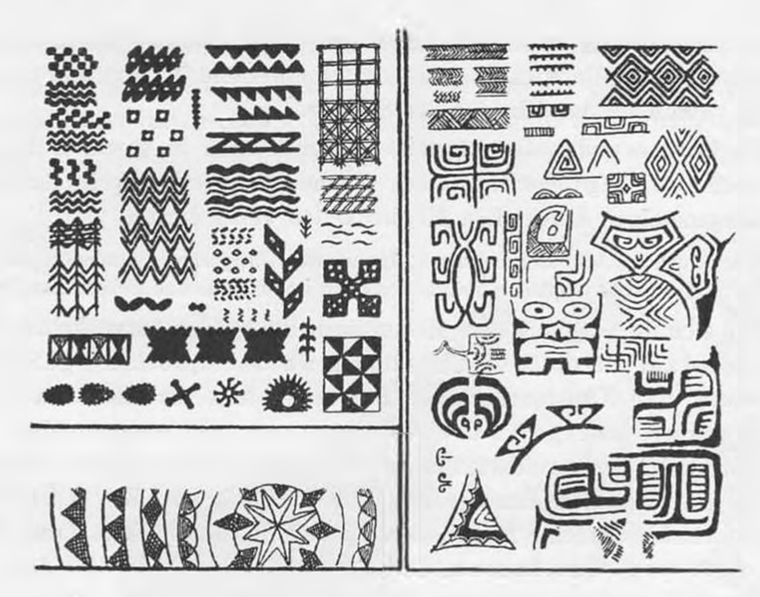


Abb. 109. Die Vielfältigkeit polynesischer Schmuckformen. (Vgl. auch Abb. 105—108.) Hawai, Marquesas. Aus Lehmann.

Vergleicht man polynesische und malaiische Kunstwerke, so tritt die nun schon so oft besprochene Parallele zwischen Kunstphysiognomie und Gesichtsphysiognomie wieder deutlich zutage. Auch die bestrickendst regelmäßigen und schönen Zierformen Polynesiens wirken nicht asthenisch, feminin oder damenhaft wie so viele indonesische Erzeugnisse. Auch die kleinsten Knochenfigürchen von den Marquesasinseln sind stark verkleinerte Monumentalfiguren, nicht zierliches Spielwerk wie z. B. die japanischen Netzuken. Die Rindenstoffmuster der Hawaier, Samoaner usw. sind gegenüber denjenigen der Malaien um ebensoviel gröber, männlicher und großzügiger wie ihre Gesichter.

Wie unverkennbar verschieden der Stil, der Gesamteindruck polynesischen und melanesischen Lebens sein muß, kann man am Verhalten der ersten europäischen Südseefahrer ablesen. Die Melanesier wurden von ihnen verachtungsvoll zu halbtierischen Wesen degradiert, die Polynesier hingegen umgekehrt zu klassischen Heroengestalten, zu homerischen Helden oder bukolischen Schäfern idealisiert (Mühlmann 1935).

Haben sich die Europäer den Mela- und Polynesiern gegenüber verschieden eingestellt, so nicht minder die Mela- und Polynesier den Europäern gegenüber.

Polynesien war ungleich früher europäisiert als Melanesien. Die hellen Südseeleute Mikro- und Polynesiens adoptieren Lebenshaltung und Glauben der Weißen im allgemeinen ohne große Schwierigkeit.

Die Maori Neuseelands hatten Eisen und Gewehre sehr schnell aufgenommen. Kartoffel und Mais besaßen einen zu geringen Wertvorrang, um die einheimischen Knollenfrüchte rasch verdrängen zu können, hingegen stürzten sich die Maori geradezu auf den Weizenbau, den sie bald auch für den Weltmarkt (Australien) mit eigenen Mühlen und Schiffen betrieben. Der Vorteil europäischer Häuser wird nicht bestritten, die einheimische Hüttenform stirbt aber wegen ihrer ebenso unbestreitbaren Gemütswerte doch nur langsam aus. Alkohol drohte eine schwere Gefahr zu werden, die aber durch wonderful power of recovery, durch erfolgreiche Selbsterziehung überwunden wurde. Eine einzigartige Erscheinung ist, daß die Maori (und wohl auch andere Polynesier) sehr bald als Matrosen auf Schiffen überall auf der ganzen Welt zu finden waren, wie sie auch für das beweglich machende Pferd und neuerdings für das noch ungleich beweglicher machende Automobil sogleich hell begeistert waren. Europäische Musik wird mit natürlicher Veranlagung für Harmonie rasch aufgenommen. Missionare wurden nach anfänglichen Schwierigkeiten von den Maori sogar aktiv gesucht und in ihr Gebiet gezogen (Williams 1936).

Es ist in Polynesien zu Verteidigungskriegen gegen die Europäer gekommen, wie sie nur die entwickelteren Naturvölker nach rascher Adoption der europäischen Waffen führen können.

Beim starken Rückgang der polynesischen Volkszahl in den letzten Jahrhunderten spielen das Gefühl der Hoffnungslosigkeit und des Lebensüberdrusses, also seelische Schwierigkeiten, wie sie bei primitiveren und weniger aristokratischen Völkern nicht beobachtet werden, wahrscheinlich eine große Rolle (Pitt-Rivers).

Mehrfaches Schwanken der Einstellung zur neuen Situation, das an den raschen Ablauf von „Zeitstimmungen" und geistesgeschichtlichen Wellen in Europa erinnert, kann man z. B. wieder unter den Maori beobachten. Sie waren um 1800 so adoptionsfreudig, daß sie in 40 Jahren das Christentum völlig annahmen, dann kam Enttäuschung und Meinungsumschwung, der in den 60er Jahren zu schweren Kriegen führte. Dabei wurden die Maori besiegt und versanken in dumpf brütende Hoffnungslosigkeit. Seit 1900 aber entstand eine wiedererweckende Jung-Maoripartei, die Hoffnung kam zurück und auch die Volkszahl hat sich seither wieder

stark gehoben. Das anscheinend schon völlig verloren gegangene völkische Gut wurde nach Art des italienischen Rinascimento oder der deutschen Romantik wiedergeboren und ist gegenwärtig wieder so lebendig, daß es von wohlmeinenden Europäern schon wieder als Hemmnis für völlige Zivilisierung betrachtet wird.

Die Polynesier wirken in ihrem Verhalten zu den Europäern viel klüger und wendiger als die Indianer, mit denen sie rassisch und verbreitungsdynamisch an sich nicht wenig gemein haben (vgl. S. 248). Sie haben sich wohl am meisten von allen Naturvölkern so verhalten, wie wir uns als Europäer vorstellen, daß wir uns der Europäisierungssituation gegenüber verhalten hätten. Z. B. an den berichteten Reaktionen der Maori ist nichts, was uns nicht ohne weiteres innerlich begreiflich wäre.

Höchst bezeichnend ist auch, daß der Alkohol den Polynesiern zwar schwer zu schaffen macht, sie ihn aber überwinden, während die verschiedensten Indianervölker diesem für sie ebenso fremden Gifte nicht nur anfänglich, sondern dauernd erliegen (vgl. S. 281).

So fügen sich körperliches Aussehen, verbreitungsdynamische Lage, Kulturverhalten, Physiognomie und Zivilisierungsexperiment im Falle der Polynesier wieder sinnvoll zu einem einheitlichen und besonderen rassenseelischen Bild zusammen, das mehr als dasjenige anderer Naturvölker dem rassenseelischen Bilde unserer eigenen kulturell noch primitiveren Vorfahren ähnlich sein mag.

Schrifttum

Bernatzik, H., 1935, Über die Ursache des Aussterbens der Melanesier, Z. f. Rassenk. — Bezemer, Th. J., 1904, Indonesische Märchen, Den Haag. — Brandstetter, R., 1919 ff., Wir Menschen der indonesischen Erde (13 Hefte über sprachpsychologische Fragen), Luzern. — Brigham, W., 1911, Ka hana kapa, Honolulu. — Brown, G., 1910, Melanesiens and Polynesiens, London. — Brown, Macmillan, 1927, Peoples ans Problems of the Pacific, London. — Buschan, G., 1923, Australien, Ozeanien, in: Ill. Völkerkunde, Stuttgart. — Dempwolff, O., 1931, Einige Probleme der vergleichenden Erforschung der Südseesprachen, Z. Anthropos. — Eickstedt, zit. S. 126. — Frank, R., 1937, Über Batakschädel, Mitt. Anthrop. Ges. Wien. — Fritsch, G., zit. S. 211. — Graebner, F., 1905, Kulturkreise in Ozeanien, Z. f. Ethnol. — Hamilton, Au., 1896, The Art Workmanship of the Maori Race in New Zealand, Dunedin. — Hamburger Südsee-Expedition 1908/10, Viele Bände (insb. Hambruch, Sarfert, Müller, Reche, Nevermann). — Heine-Geldern, R., 1923, Südostasien, in: Buschans ill. Völkerkunde Bd. 2, Stuttgart (Lit!). — Ders., 1932, Urheimat und älteste Wanderungen der Austronesier, Z. Anthropos. — Hornbostel, M., 1912, Die Musik auf den nordwestlichen Salomoinseln, in: Thurnwald, R. — Hose and Mc Dougall, 1912, The Pagan Tribes of Borneo, London. — Hurley, Fr., 1925, Pearls and Savages, New York-London. — Kayser, A., 1936, Die Fischerei auf Nauru, Mitt. Anthrop. Ges. Wien. — Kern, H., 1919—36, Verspreide geschriften, s Gravenhage. — Kunst, J., 1931, A Study of Papuan Music, Weltefreden. — Krause, G., 1920, Bali, Folkwang Verlag

Darmstadt. — Kroeber. A. L., 1919, Peoples of the Philippines. Handbook Series Am. Mus. Nat. Hist. No. 8. New York. — Loeb u. Heine-Geldern. 1935, Sumatra. Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte 2, Wien. — Luquet, G. H.. 1926. L'art Neocaledonienne, Paris. — Malinowsky, B., 1922, Argonauts of the western Pacific. London. — Ders.. 1935. Coral Gardens and their Magic, 2 Bände, London. — Mead, Margaret, 1931, Growing up in New Guinea, London. — Dies., 1929, Coming of Age in Samoa, London. — Mayer. H., 1933, Wunekau. Sonnenverehrung in Neuguinea. Z. Anthropos. — Mjöberg, E.. 1929, Durch die Insel der Kopfjäger, Abenteuer im Inneren Borneos. Leipzig. — Mühlmann. W. E.. 1935. Die Frage der arischen Herkunft der Polynesier, Z. f. Rassenk. — Nevermann. H., 1937, Zivilisierung in der Südsee, Tag. Ber. Ges. f. Völkerk. Leipzig. — Ders., 1937, Altes und Neues in der heutigen Kultur der Gesellschaftsinseln, Ethnol. Anzeiger. — Nieuwenhuis. A. W.. 1904/07. Quer durch Borneo. Leiden. — Ders., 1913/14, Die Veranlagung der malaiischen Völker des ostindischen Archipels, Internat. Arch. f. Ethnol. — Ders., 1925/26. Der primitive Mensch und seine Umwelt. Z. f. Völkerps. u. Soziol. — „Nova Guinea". Sammelwerk mit vielen Bänden. Leyden (insbes. Bijlmer, Van den Broek, Van der Sande, Fischer, Wichmann, Wirz). — Passarge, G., zit. S. 211. — Pitt-Rivers, G. H. Lane Fox, 1927, The Clash of Culture and the Contact of Races, London. — Reichard, Gladys, A., 1933, Melanesian Design. 2 Bände, New York. — Sarasin, F., 1916—29, Anthropologie und Ethnologie Neukaledoniens und der Loyaltyinseln, 4 Bände, Berlin und München. — Schmidt, W.. 1926, Die Sprachstämme und Sprachkreise der Erde, 2 Bände, Heidelberg. — Schneider, zit. S. 212. — Schrieke, B.. 1929, The Effect of Western Influence in the Malay Archipelago, edited by —, Batavia. — Shapiro, H. L., 1930, The Physical Characters of the Society Islanders, B. Bishop Mus., Honolulu. — Speiser, F., 1923. Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banksinseln, Berlin. — Ders., 1928, Anthropologische Messungen aus Espiritu Santo, Verh. Naturf. Ges., Basel. — Steinen, K. v., 1925—28, Die Marquesaner und ihre Kunst, 3 Bände, Berlin. — Stephan, E.. 1907, Südseekunst, Berlin. — Sullivan, L. R., 1918, Racial Types of the Philippine Islands, Anthrop. Papers Am. Mus. Nat. Hist. **23**. — Sutherland, I. L. G., 1935, The Maori Situation. Wellington. New Zealand. — Tauern. O. D., 1918, Patasiwa Patalima, das Mollukkeneiland Ceram und seine Bewohner, Leipzig. — Thurnwald, Hilde, 1936, Menschen der Südsee, Stuttgart. — Thurnwald, R., 1912, Forschungen auf den Salomoinseln, Berlin. — Ders., 1913, Ethnopsychologische Studien in der Südsee, Leipzig. — Tischner, H., 1934. Die Verbreitung der Hausformen in Ozeanien. Diss. Hamburg. — Tornau, Udo, 1937. Menschen und Weltreiche, Berlin. — Tueting, Lama Thompson. 1935. Native Trade in Southeast New Guinea. Bishop Mus. Occas. Papers IX., Honolulu. — Wagenseil, F., 1933. Rassiale und körperbauliche Untersuchungen an Chinesen. Z. f. Morphol. u. Anthropol. — Weygandt, W., 1936, Lehrbuch d. Psychiatrie, Halle a. S. — Williams, H. W.. 1935. The Reactions of the Maori to the Impact of Civilisation, J. Polynes. Soc. — Wirz. P., 1922, Die Marind-Anim v. Holländisch-Süd-Neuguinea, 2 Bände, Hamburg. — Ders., 1928, Dämonen und Wilde. Stuttgart. — Ders., 1929. Bei liebenswürdigen Wilden, Stuttgart. — Worcester. Dean C.. 1906. The Non-Christian Tribes of Northern Luzon. The Philipp. J. Science I. — Zondervan. H., 1930. Glauben und Aberglauben der Alfuren Halmaheras, Z. f. Ethnol.

E. Die „Neue Welt" Amerika, eine zweite Kulturgeschichte

1. Allgemeine Bedingungen der Kultur

Der Doppelkontinent der beiden Amerika wird üblicherweise als „Neue Welt" der „Alten Welt" gegenübergestellt. Darin spricht sich schon die besondere Bedeutung aus, welche die amerikanischen Verhältnisse für die Kulturkunde haben. Amerika bietet das Schauspiel einer Kulturgeschichte, die so unabhängig von der Kulturgeschichte der Alten Welt abrollen konnte, wie auf Erden überhaupt möglich. Natürlich ist die Getrenntheit nicht absolut. Die Indianer haben bei ihrer Einwanderung kulturelles Erbgut mitgebracht, das sie mit der Alten Welt verbindet, und diese oder jene seltene Berührung ist auch später noch erfolgt. Trotzdem bleibt bestehen, daß für weite und wichtige Strecken die indianische Kulturgeschichte eine „zweite Kulturgeschichte" ist.

Was das für unsere Fragen bedeutet, ist klar. Wir suchen ja immer nach Fällen historisch voneinander unabhängiger rassischer Leistung. Hier in Amerika haben wir sie. So ist das erste, was an den amerikanischen Kulturen überraschen, ja faszinieren kann, die weitgehende Übereinstimmung vieler Vorgänge und Bildungen der beiden Kulturgeschichten, der alt- und der neuweltlichen. Wenn Wesen, die ihrer Artveranlagung nach Menschen sind, genügend zahlreich, genügend lange und genügend begabt den seingesetzlichen Möglichkeiten gegenüberstehen, welche das Erdenleben bietet, dann ergibt sich zwangsläufig ein in Vielem gleiches Bild der Kulturformen, auch wenn sie sich gegenseitig nicht beeinflussen und zu weit voneinander entfernt leben, um sich nachahmen zu können.

Das andere, was die kulturbiologische Beschäftigung mit den beiden Amerika kennzeichnet, ist die Tatsache, daß diese zweite, diese amerikanische Kulturgeschichte die Kulturgeschichte allein der Indianerrasse ist, während in der Alten Welt Australide, Zwerge, Negride, Europäide und Mongolide nebeneinanderstehen, also eine viel größere rassische Mannigfaltigkeit vorliegt. Entspricht dem auch eine stärkere Differenzierung der Kultur in der Alten gegenüber der Neuen Welt?

Die stärkere Rassendifferenzierung in der alten Welt ist dadurch verursacht, daß sich große Teile der menschlichen Stammesgeschichte allein in ihr abgespielt haben. In Amerika lebten Halbaffen wie in der Alten Welt, sodann breitnasige niedrige Affen, die sich von denen der Alten Welt völlig unterscheiden. Menschenaffen und Frühmenschen aber fehlen in der Neuen Welt völlig. Erst die miolithischen Jäger haben unserer Kenntnis nach den Doppelkontinent neu erschlossen. Sie kamen vielleicht in mehreren Schüben, sämtliche aber wohl über die Behringstraße im hohen Nordwesten. Auch die Patagonier und Feuerländer sind von den Eisgebirgen Alaskas in die mittelamerikanischen Tropen und von da aus erst wieder in die südlichen Kältegebiete gekommen!

Dieser Grundtatsachen muß man sich bei Betrachtung der amerikanischen Verhältnisse immer bewußt sein. Bevölkerungsdynamisch gleicht

der Doppelkontinent einer schmalen, hohen Benzinkanne mit seitlich gelegenem engem Einfülloch. Die Nordsüdbewegung der Völker ist in Nordamerika durch den „Drang nach dem Süden“ und die Nähe des „Einfüllloches“ besonders kräftig, während in Südamerika sowohl die Eintrittspforte sehr ferne liegt, als auch die polarnahen Gebiete keineswegs Begehrensziele, sondern eher unfreiwillig aufgesuchte Verdrängungslagen darstellen. Wenn die Nordsüdbewegung trotzdem auch in Südamerika recht deutlich zu merken ist, so liegt das daran, daß sich ihr Kräftespiel hier mit der Kulturdynamik verbündet, während in Nordamerika beides stracks gegeneinander gerichtet ist.

Auch Afrika ist eine Kanne mit engem Einfülloch. Völker wie Kulturen kommen in diesem Kontinent aber eindeutig aus dem Nordosten, aus Ägypten und Arabien. In Nordamerika hingegen hat sich *die Verbreitungsdynamik der Kulturen seit mindestens fünf Jahrtausenden von der bevölkerungsdynamischen Eintrittspforte abgelöst.* Ihr Zentrum liegt eindeutig in Mittelamerika, nicht an der Behringssee. Von Mittelamerika verbreiten sich, wie ja auch schon früher gezeigt, die entwickelteren Kulturformen sowohl nach dem Süden wie nach dem Norden (vgl. S. 72). Eben deshalb dringen die Kulturen in Südamerika *mit* dem Hauptstrom, in Nordamerika aber *gegen* den Hauptstrom der Völkerbewegung vorwärts.

Die der Kulturströmung entgegengerichtete Völkerströmung wird in Nordamerika dadurch noch besonders heftig, daß Nordamerika polarwärts ungeheuer ausgedehnt, tropenwärts hingegen recht schmal ist. In Südamerika wiegt genau umgekehrt der äußerst schmale Kältezipfel gegenüber dem gewaltigen Tropengebiet nicht schwer.

Ein Moment, das die Völkerunruhe Amerikas besonders steigern muß, ist hingegen dem nördlichen und dem südlichen Extrem des Doppelkontinentes gemeinsam: Sie sind vorwiegend von wildbeutenden, wenig seßhaften Jägern und Sammlern bewohnt. Wir kennen auch in Europa den „Drang nach dem Süden“. Aber wie schwach ist der geschichtlich überlieferte Süddrang der Germanen*bauern* wohl gegenüber dem Süddrang der miolithischen *Jäger* Europas gewesen, den die Geschichte nicht aufhellen kann? In Nordamerika bestimmt ein Südwärtsdrängen von Jägervölkern, das nur mit den Verhältnissen des *miolithischen* Europa vergleichbar ist, die ganze vorkolumbische Geschichte.

Wir sind auf unseren Weltkarten gewohnt, Amerika links von Europa-Afrika dargestellt zu sehen. Das ist seit Kolumbus berechtigt, ergibt aber für die ältere Rassen- und Kulturdynamik ein ganz falsches Bild. Der amerikanische Doppelkontinent hätte richtigerweise ganz rechts zu liegen, der Pazifische Ozean vermittelnd in der Mitte. Denn der Atlantische Ozean war bis zu Kolumbus eine fast vollständige Scheide, während Nordost-

asien und Nordwestamerika direkt aufeinander hinweisen und auch der Stille Ozean mit seinen vielen Inseln viel eher Brücke sein kann als der an sich schmälere, aber gähnend leere Atlantik. Nicht China, sondern Amerika ist der eigentliche fernste Osten. Es wird bei solchem Blick als extremste Ferne erkannt, die an das bemerkenswert westlich-exzentrisch gelegene orientalisch-europäische Hauptgebiet des Kulturvorganges verbreitungsdynamisch am losesten angeschlossen ist.

Die verbreitungsdynamische Lage der Indianer ist bis zu einem gewissen Grad derjenigen der Polynesier ähnlich, nur haben die letzteren ihre Gebiete später besetzt.

Daß die fernsten Gebiete gerade von verhältnismäßig hochbegabten Rassen und von Rassen, die dem so fernen Europäer verhältnismäßig nahestehen, besiedelt worden sind, ist rassenpsychologisch sicher bemerkenswert. Geographisch hätten es die Mongolen und Melanesier, deren Gebiete von den Polynesiern und Indianern erst durchstoßen werden mußten, nach Amerika und dem Pazifik viel näher gehabt.

Nicht die Entfernung als solche, sondern die geringe Wegsamkeit und die Behinderung durch schon vorhandene Völker sind für die Abgeschiedenheit Amerikas maßgebend gewesen.

Wie wenig wesentlich die reine Entfernung ist, kann man leicht berechnen. Der Landweg von Europa nach Südamerika sei einmal auf rund 40 000 km geschätzt. Wenn ein Wanderer nur fünf Stunden am Tage geht und dabei 20 km zurücklegt, ist er in 2000 Tagen, also in fünfeinhalb Jahren, von Europa nach Patagonien gekommen!

Der Ausdehnungsform nach ist die Neue Welt vor allem durch die Schmalheit der Ost-Westdimensionen von der Alten unterschieden. So muß z. B. Nordamerika, will man vergleichen, der ganzen eurasischen Landbreite entsprechen. Wieviel weiter aber sind z. B. die innerasiatischen Steppen als die inneramerikanischen Prärien! Auch für die Lage der Hochkulturen macht sich die Schmalheit Amerikas sehr bemerkbar. Während sich die Hochkulturgebiete der Alten Welt zwischen Java und England in ost-südöstlich-west-nordwestlicher Richtung aneinanderreihen, ist die „Basislinie“ der Hochkulturen in Amerika von Norden nach Süden gedreht und reicht von Mexiko bis Chile.

Auf die weiteren lehrreichen Vergleiche zwischen Alter und Neuer Welt sei der Platzersparnis halber hier nicht mehr eingegangen. Wieviel des Gleichartigen und des bezeichnend Verschiedenen haben z. B. Afrika und Südamerika!

Die Neue Welt ist bei geringerer Ausdehnung an Landschaftsformen ebenso reich wie die Alte, was für die lokale Umzüchtung der Rassen wichtig ist. Die Indianer mögen noch so einheitlich ins Land gekommen sein, sie konnten sich sicher nicht an Eismeer und Tropen, Nordwald und Dschungel, Steppe und Hochgebirge anpassen, ohne in leistungsmäßig wesentlich verschiedene Unterrassen aufzuspalten.

Der Zusammenhang von Kultur- und Landschaftsformen ist insbesondere von den nordamerikanischen Ethnologen sehr betont worden. Das lag deshalb so nahe, weil eine Reihe von Indianerkulturen in ganz auffälliger Weise durch spezielle landschaftliche Voraussetzungen wie Lachs-, Büffel- oder Früchtereichtum bedingt ist. Krause hat in seiner glänzenden Analyse der kalifornischen Kulturen das Übertriebene mancher dieser Vorstellungen schon aufgezeigt, und betont, daß nicht die Geographie als solche, sondern nur der kulturhistorische Prozeß die bestehenden Verhältnisse verständlich machen könne.

Wie wenig selbst die allgemeine Güte der Landschaft für die tatsächliche Kulturhöhe besagt, sei an einzelnen Beispielen belegt. Die amerikanischen Hochkulturen sind Gebirgskulturen. Wären die amerikanischen Gebirge kulturleer, so würde man das nur selbstverständlich finden, denn man ist von der Alten Welt her ja gewohnt, daß Gebirge Rückzugsgebiete, keineswegs aber „Kulturherzen" (Passarge) darstellen. Selbst innerhalb Amerikas erklärt man mit der Rauheit des Gebirges die Tatsache, daß die Hochkulturen nie ins eigentliche Felsengebirge gekommen sind. Im nicht weniger rauhen und unwirtlichen, diesem Teil Nordamerikas symmetrisch entsprechenden Teile Südamerikas aber, im südlichen Teil der Anden, bestand das Inkareich und haben sich unabhängig voneinander eine ganze Reihe von „Vorfeldkulturen" entwickelt, die nahezu Hochkulturen waren (vgl. S. 257 ff.).

Gewiß sind die amerikanischen Hochkulturen eine eigentümlich an das Gebirge angepaßte Lebensform. Aber nicht die Gebirge haben sie geschaffen, sondern eine begabte Rasse, welcher der Sieg über das Gebirge gelungen ist.



Abb. 110. Gebiete entwickelterer (schraffiert) und unentwickelterer Kultur in Nordamerika.
I = Nordwestküste, II = Pueblo, III = Östl. Bodenbauer, IV = Kalifornien, V = Felsengebirge, VI = Prärie, VII = Kanada.

In Nordamerika gibt es drei Gebiete höherer Kulturentwickelung: Das Nordwestgebiet der Lachsfischer, das Südwestgebiet der Pueblobauern und das Gebiet der südöstlichen Bodenbauer (vgl. das Kärtchen 110). Dazwischen liegt verhältnismäßig kulturarm Kalifornien, das Felsengebirge, die Prärie. Der Geograph glaubt erklären zu können, warum das so ist. Denkt man sich die Verhältnisse aber einmal genau umgekehrt, Kulturmangel dort, wo heute Kulturreichtum, Kulturreichtum dort, wo heute Kulturmangel ist, dann ist das geographisch zumindestens ebenso einleuchtend.

Wäre das Nordwestgebiet arm, dann würde man auf Feuerland verweisen, wo unter etwa gleichen landschaftlichen und verbreitungsdynamischen Verhältnissen ja auch armselige Wilde frieren. Wäre das Pueblogebiet arm, dann würde man auf die Kärglichkeit der allzu trockenen Hochsteppe hinweisen (die ja tatsächlich nur durch sehr entwickelte technische Hilfsmittel der Bewässerung bezwungen werden kann). Selbst für eventuelle Kulturarmut der südöstlichen Bodenbauer ließe sich die geographische Erklärung finden, daß in ihrem gesegneten Lande Jagd und Sammelwirtschaft ein durchaus gutes Leben ermögliche, zumal ja selbst die Bewohner des nördlichen Waldlandes es mit der Anlegung von Feldern gar nicht besonders eilig haben (vgl. S. 265 f.).

Nun umgekehrt: Wäre Kalifornien kulturreich, dann wäre das selbstverständlich, denn es ist nach allgemeiner Meinung eines der gesegnetsten Länder der Erde. Wäre das Felsengebirge der Sitz einer Hochkultur, dann würde man dies nicht verwunderlicher finden dürfen als die peruanischen und chilenischen Andenkulturen. Wäre das nördliche Waldland Kanadas kulturreich, dann fände man bald heraus, daß es nirgends auf Erden landschaftlich eine genauere Entsprechung zum nördlichen Europa gibt — und letzteres sei ja auch nicht gerade kulturarm geblieben. Wäre endlich die Prärie mit Bauernvölkern und Großstaaten übersät, anstatt der großartigen aber wilden Büffeljagd als Heimat zu dienen, dann würde man sicherlich die zentrale Lage mitten im Kontinent, die besondere Anregungsfülle und gute Wegsamkeit dafür verantwortlich machen. Man würde unweigerlich an die asiatischen Steppenstaaten von Dschengis Khan bis USSR. und an die Staatenbildungen der afrikanischen Steppengebiete erinnern.

Man kann der anthropogeographischen Erklärung von Kulturunterschieden den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mal so, mal anders argumentiert. Zwingt man alle ihre Behauptungen in eine zusammenhängende Logik, dann heben die behaupteten Landschafts-Kulturkorrelationen einander großenteils auf.

Jedenfalls gilt für Amerika, daß seine Kulturdifferenzierung keine „natürliche Folge" der Landschaftsformen ist. Überall kommt es darauf an, was der Mensch aus der Landschaft zu machen verstand.

Die eben wiedergegebenen Überlegungen drängen ohne Zweifel den Schluß auf: Wenn alle Indianervölker etwa zu gleich viel imstande wären, dann müßte Kulturhöhe und Landschaftsgunst sogar viel deutlicher zusammengehen, als es wirklich der Fall ist. Nur bei sehr verschiedener Neigung und Fähigkeit der Einzelvölker und Einzelrassen scheint die Mehrdeutigkeit, ja glatte Umkehrbarkeit der Zusammenhänge verständlich zu sein.

Für ein kleines Einzelgebiet haben wir ähnliche Erwägungen ja schon im I. Band angestellt (S. 199 ff.). Die nordostperuanischen Kulturen sind tiefgreifend verschieden, ohne daß das aus den landschaftlichen Bedingungen auch nur annähernd verständlich wäre.

2. Rassenbiologische Verhältnisse

Die Indianer wurden seit jeher einmal mehr für Europäer, einmal mehr für Mongolen gehalten. Bei Untersuchung der Gesichtszüge bin ich selbst zu der Überzeugung gelangt, daß sie sich von Europäern und von



Abb. 111 Abb. 112

Abb. 113.

Abb. 111—113. Schwarzfuß-Indianer. Nach Winold Reiss.

Chinesen etwa ebenso stark unterscheiden, wie auch diese voneinander; daß ihnen also der Rang einer eigenen „Großrasse" zukäme, wenn es irgendwelche Merkmale gäbe, die ähnlich eindeutig indianisch wären, wie

die Mongolenfalte mongolisch oder die Kraushaarigkeit negerisch ist (Keiter 1936).

Die rassensystematische Mittelstellung der Indianer zwischen den beiden „Großrassen" der eurasischen Landmasse entspricht sehr gut der Tatsache, daß sie geschichtlich wohl aus dem sibirisch-mittelasiatischen Mittelgebiet zwischen Europäiden und Mongoliden herzuleiten sind (v. Eickstedt). Ihrer Herkunft nach haben die Indianer also neuerlich Ähnlichkeit mit den Polynesiern, und das gleiche gilt ja auch für wesentliche Züge des körperlichen Rassenbildes.

Die Indianer sind also zumindest ebensosehr wie die Europäer nördlichen Heimatgebieten entsprossen, während die Neger eindeutig eine Tropenrasse sind und der Schwerpunkt des Zuchtraumes der Mongolen ebenfalls außerhalb der ausgesprochen kühlen Erdzone liegt.

Demgemäß spielt sich das Indianerleben hauptsächlich in kalten oder gemäßigten Breiten oder in entsprechenden Gebirgslagen ab. Die Besiedelung der Tropen fiel den Indianern wohl noch schwerer als den Europäiden, die in Indien immerhin das Muster einer Jahrtausende überdauernden, reichen und aktiven Tropenkultur gegeben haben. Indianer können nur unter schwerwiegender Umzüchtung ins tropische Tiefland heruntersteigen und entarten dabei leicht zu einer indolenten, trägen, gleichgültigen und körperlich anfälligen Kümmerrasse, die vom Neger, der als Sklave eingeführt wurde, hoffnungslos überflügelt wird.

Sapper berichtet von Versuchen, indianische Ansiedlungen im gleichen Gebiet um tausend Meter tiefer zu legen, die mit dem Tode von vier Fünftel der Bewohner bezahlt werden mußten. Daß unter solchen Umständen in den tropischen Tiefländern eine neue Indianerrasse vorliegt und wahrscheinlich keine besonders leistungsfähige, ist klar.

Auch die übrigen geographisch-klimatischen Verschiedenheiten innerhalb Amerikas müssen Anlaß zu wesentlicher Rassendifferenzierung gewesen sein. Tatsächlich ist die geographische Variation der Rassenmerkmale, z. B. der Körpergröße, Kopfform, Stirnrichtung, Nasenform, Mund- und Augenbildung schon innerhalb Nordamerikas reichlich so groß wie in Europa (Wissler, für die Gesichtszüge Keiter).

So liegt die Frage nahe, ob die Kulturunterschiede innerhalb Amerikas mit derartigen körperlichen Rassenunterschieden zur Deckung gebracht werden können. Wir machen darüber schon hier einige Angaben.

Die kalifornischen Indianer haben besonders derbe Gesichter, schmale Schädel, die nach Hrdlicka von besonders kleinem Inhalt sind, fliehende Stirn, kleine, plumpe, niedrige Nasen, grobe Mund- und Kinnbildung (Keiter 1936). Ihre Kultur bleibt auf der anderen Seite hinter den Möglichkeiten ihres reichen Landes besonders erstaunlich zurück, wie schon lange bemerkt. Krause hat, wie erwähnt, genau

herausgearbeitet, daß das nur kulturhistorisch verstanden werden könne. Aber nicht Anregungsmangel, sondern eine allgemein geringe „Entwickelungsenergie“ liegt vor. Hält man diesen kulturellen neben den skizzierten rassenkundlichen Befund, dann ist Kalifornien geradezu ein Paradebeispiel für den Zusammenhang von Rasse und Kultur. Merkwürdigerweise hat Krause zwar alle Vorarbeiten für diese Deutung geliefert, selbst aber an rassenbiologische Möglichkeiten augenscheinlich gar nicht gedacht.

Ob die kulturell ärmsten unter den Tropenindianern, die brasilianischen Jäger- und Sammlerstämme, ebenfalls rassische Besonderheiten zeigen, ist angesichts der Dürftigkeit der vorliegenden Bilder und Befunde ungewiß. Die oft gehörte bejahende Ansicht könnte darauf beruhen, daß kulturelle Primitivität zu voreilig den Gedanken an rassische Primitivität aufkommen ließ.

Die Feuerländer sind, besondere Derbheit und manche „australide“ Züge zugegeben, schon wegen ihres unzweifelhaft viel größeren Gehirnraumes den Australiern, denen ihre Lebenshaltung in gewisser Weise gleicht, rassisch keineswegs besonders nahezustellen (Kapazität des Schädels bei Feuerländern 1370, bei Australiern um 1180 ccm nach Gusinde-Lebzelter). Feuerland liegt ungleich polarnäher als Australien, das kümmerliche Leben seiner Bewohner kann dementsprechend eher als umweltbedingt gelten. Freilich zeigen gerade die nördlichsten amerikanischen Kulturen, daß man sich mit polarnaher Lage auch wesentlich besser abfinden kann als die Feuerländer. Die extrem nördlichen Landflächen Amerikas sind allerdings vielmals so groß als die extrem südlichen, so daß viel mehr Möglichkeit zur gegenseitigen Anregung besteht, im Norden spielen asiatische Kultureinflüsse eine wichtige Rolle, die im Feuerland ganz ausfallen — vor allem aber: Eskimo wie Nordwestamerikaner, also alle Träger der soviel reicheren nördlichen polarnahen Kulturen haben auch ein um etwa 150 ccm größeres Gehirn als die Feuerländer! Da nimmt es denn weniger wunder, daß die nordwestamerikanische Kunst in gewisser Weise die Mayakunst erreicht oder daß die Eskimo Westgrönlands geradezu als ein Musterbeispiel sinnvoller Zivilisierung gelten können (Krause 1937), wie sie schon ihrer angestammten Kultur nach ein Musterbeispiel einer sinnvollen Anpassung an extrem schwierige Umweltsverhältnisse gegeben haben, während die Feuerländer am meisten an die niedrigsten Wildbeutervölker der Alten Welt erinnern.

Die Reiternomadenvölker sowohl der nord- wie der südamerikanischen Steppen, der Prärien wie der Pampas waren besonders großwüchsig und schwer gebaute Indianer. (Ihr Ausdruck wurde in wunderbarer Weise von Winold Reiss künstlerisch anschaulich gemacht.) Ihr Gehirn ist groß, bleibt aber hinter demjenigen von Europäern ähnlicher

Körperbeschaffenheit noch wesentlich zurück, wie sich aus Messungen des gleichen Autors (Saller 1933) an Sioux und an Fehmaranern deutlich ergibt.

Die Hochkulturvölker Amerikas dürften vorwiegend kleinwüchsig gewesen sein, wobei das Gesicht die allen Indianern eigentümliche Derbheit und Großflächigkeit aber gutenteils behielt. Sie sind ferner auffälligerweise besonders häufig — aber keineswegs durchgehends — kurzköpfig.

Die Kopfform variiert in Amerika sehr stark. Wenn überhaupt davon gesprochen werden darf, daß sich Kurzköpfigkeit in bestimmten Umwelten besonders häuft, so ist zunächst bemerkenswert, daß die Gebirgsindianer vorzüglich kurzköpfig sind. Daß auch die Hochkulturindianer vorzüglich kurzköpfig sind, könnte daher eine mittelbare Folge ihrer Gebirgszugehörigkeit sein. Die biologische Bedeutung der Kopfform ist nun einmal trotz vieler Bemühung noch immer ungeklärt.

Höchst unerwartet ist ein drittes Merkmal der Hochkulturindianer: ihre Kleinköpfigkeit. Daß die heutigen Bewohner der untergegangenen Hochkulturgebiete kleinköpfig sind, ist freilich nicht weiter verwunderlich, denn auch die Kulturbilanz dieser Indianer ist nicht sehr achtungsgebietend. Aber auch die Gräberschädel aus den großen Tagen Perus, Mexikos und des Pueblogebietes sind meistens auffallend klein. Liegt das an der ungetreuen Zusammensetzung des Materiales, daran, daß die Reste nicht von den eigentlich kulturtragenden Minderheiten stammen? Liegt es an der geringen Körpergröße? Handelt es sich um besondere Züchtungsrichtung von Hochgebirgsrassen? Ist es strikte unmöglich, daß das Austrocknen die Schädel verkleinert haben könnte? Wir wagen keine dieser Möglichkeiten auch nur für wahrscheinlich zu halten.

Die Hochkulturindianer machen — dies sei hier ausdrücklich eingestanden — eine Ausnahme von der bisher meist bestätigten Erfahrung, daß Kopfgröße und Kulturleistung positiv korreliert gefunden werden.

Theoretisch ist das Bestehen solcher „Ausnahmen" durchaus nicht verwunderlich, zumal wir ja nie einen allzu einfachen Ursachenzusammenhang, sondern nur eine lockere Korrelation angenommen haben. Es ist bekannt, daß auch innerhalb jeder Bevölkerung klügere Menschen im Durchschnitt größere Köpfe haben, deshalb gibt es aber doch genügend kleinköpfige Kluge und auch großköpfige Dumme. Warum soll nicht auch bei der Züchtung ganzer Rassen einmal sowohl Kleinköpfigkeit wie auch Intelligenz, ein andermal hingegen Großköpfigkeit neben Dummheit gehäuft worden sein? Die Kopfgröße ist doch auf jeden Fall nur ein außerordentlich grobes Maß der Gehirnbeschaffenheit, geschweige denn der Gehirnleistung.

Wir stoßen bei Behandlung Amerikas das erste Mal auf die Frage, die vielleicht mehr als alle anderen das rassenbiologische Nachdenken angeregt hat: Warum gehen hohe Kulturen unter? Für Amerika deckt sich diese Frage großenteils mit der Frage nach den rassenzüchterischen Wirkungen der europäischen Eroberung.

Das Vorgehen der Spanier war bekanntlich so „wirksam“, daß die betroffenen Indianerbevölkerungen zum Teil schon in einer Geschlechterfolge restlos verschwunden waren, wie auf den westindischen Inseln. Anderswo, insbesondere in Peru, welches den Landknechtsnaturen unter den Konquistadoren besonders lange ausgeliefert blieb, überlebten ebenfalls nur Reste, die sich seither wieder etwas erholt haben.

Wenn man eine Rasse bewußt niederzüchten will, kann man seine Ausmerzemaßnahmen kaum planvoller einrichten, als es sich aus der „Technik der Konquista“ (Friederici 1925) ergab, obwohl der bewußte Zweck ein ganz anderer war. Zu dieser Technik gehörte es, die führenden Männer und die ganzen führenden Schichten planmäßig auszurotten, um der hilflosen Herde um so eher Herr zu werden. Ebenso eindeutig stieg die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Landstrich heimgesucht und ausgeraubt wurde, im gleichen Maße an, wie sein Kulturbesitz die Habgier anreizen konnte. Je hinterwäldlerischer und je ärmlicher hingegen, desto größer war die Überlebenswahrscheinlichkeit. Wir werden noch besprechen, daß innerhalb des Hochkulturgebietes jähe Gegensätze der Kulturhöhe (und wahrscheinlich auch der Kulturfähigkeit) bestanden. So konnten die Hochkulturbevölkerungen um so leichter durch die Primitivvölker und ihre Nachbarn ersetzt werden, ohne daß diese Verschiebung durch größere Völkerzüge geschichtlich auffällig geworden wäre.

Diese Vorgänge fanden im 16. Jahrhundert keineswegs ihr Ende, denn die blutigen Indianeraufstände, denen sich die Spanier noch im 18. Jahrhundert gegenübersahen, hatten rassenbiologisch sicherlich das gleiche Ergebnis. Dem Widerstandswillen der Indianer wurde in sehr wörtlichem Sinne „das Rückgrat gebrochen“.

Dazu kommt, daß seit der Konquista die führenden Stellen in spanischen Händen sind, so daß die Siebungseinrichtungen der eingeborenen Hochkulturen zertrümmert liegen und auch die Paarungssiebung, welche kulturträchtige Erbanlagen allmählich von neuem zusammendrängen könnte, ausfällt.

Man soll aber nicht alle Schuld einseitig auf die Europäer wälzen. Auch die Indianer selbst sehen in der Ausrottung der Feinde ihr Kriegsziel. Auch in voreuropäischer Zeit sind amerikanische Kulturen in plötzlichen und unerklärlichen Katastrophen zusammengestürzt, so das Mayareich schon zweimal, im 7. und im 15. Jahrhundert; man weiß nicht, ob durch Bürgerkrieg, Seuchen oder Niedergang der tragenden Rasse. Das Verschwinden der Bevölkerung von Pecos Pueblos ist nicht durch die Spanier, sondern durch Seuchen und Indianerüberfälle im 18. Jahrhundert verursacht (Hooton).

Die Indianer erscheinen in mehrfacher Hinsicht besonders anfällig: gegen das Tropenklima, gegen Seuchen, gegen Drogen und Alkohol, gegen seelische Traumata.

Bezeichnend soll für den Indianer Neigung zum Selbstmord sein. In Situationen, in denen sich Afrikaneger wahrscheinlich einfach unterworfen hätten, haben sich Indianer während der Conquista in großen Zahlen, ja, wie berichtet wird, gelegentlich sogar zu Tausenden aus Angst, Verzweiflung und Freiheitsdrang selbst den Tod gegeben. Indianer, denen ein Zauberer, an den sie glauben, den Tod geweissagt hat, sollen oft tatsächlich sterben (Friederici).

Ist es nicht paradox, daß gerade die Rasse, die für ihre zähe Standhaftigkeit am Marterpfahl nicht zu Unrecht berühmt ist, seelisch auch besonders anfällig sein soll? Es hat dies für den modernen Seelenkenner nichts Verwunderliches. Denn auch echte Standhaftigkeit gibt es ja nur dort, wo die blinden und starken Triebe einen Teil ihrer Herrschaft an „höhere" Denk-, Gefühls- und Willensvorgänge abgegeben haben.

Den Unterschied zwischen quantitativer und qualitativer Vernichtung sieht man sehr gut am Unterschied in der Bevölkerungsstruktur des heutigen Chile und des heutigen Mexiko. In beiden Ländern gibt es heute viele Indianer. Mexiko, das verhältnismäßig viel rascher in eine mildere spanische Verwaltung kam und demgemäß nicht in gleichem Maße wie das Andengebiet rassisch niedergezüchtet wurde, ist aber im Begriffe, ein indianisch-spanischer Nationalstaat zu werden, während die peruanischen und chilenischen Indianer für den nationalbewußten Spanisch-Peruaner und Spanisch-Chilenen bloße, über die Achsel angesehene „Eingeborene" geblieben sind.

3. Absoluter Reichtum

Vgl. für die Tropenindianer S. 132 f. Ein gewisses Bild über den Kulturreichtum nördlicher Jägerstämme geben demgegenüber die folgenden Kulturgüterzahlen für die Tanaina-Indianer in Südalaska nach C. Osgood (1936): 16 verschiedene Kleidungsstücke, neunerlei Körperschmuck, 14 Jagdwaffen, 12 Fischgeräte, 8 Kriegswaffen, 22 Spiele, nur 3 Musikinstrumente, Jagd auf 18, Fischfang auf 20 verschiedene Arten, 4 Haustypen: insgesamt 214 wesentlich verschiedene dingliche Güter.

4. Das Adoptionsdefizit

Für die Indianer kommt in ihrer abgetrennten Lage das Lernen von anderen außereuropäischen Rassen kaum in Betracht. Wir werden uns zuerst mit dem Adoptionsdefizit innerhalb Amerikas, sodann mit dem Verlauf der Europäerberührung beschäftigen. Innerhalb Amerikas liegt vor allem ein verbreitungsdynamisches Studium der drei Schichten Hochkultur, Nahrungsballung und Wildbeuterei nahe (vgl. die Karte S. 72). Warum ist nicht ganz Amerika von Hochkultur überzogen angetroffen worden? Warum hat selbst der einfache Bodenbau in Amerika sein geographisch mögliches Gebiet viel weniger ausgefüllt als in der Alten Welt?

Was darf man volkscharakterlich und rassenpsychologisch aus diesen Verhältnissen schließen?

a) Das **Hochkulturgebiet**, welches bei Ankunft der Spanier im großen gesehen von Mexiko bis Chile reichte, war keineswegs lückenlos von Hochkulturgemeinschaften oder -reichen ausgefüllt. Zwar zeigen die archäologischen Karten viele gleichmäßig verstreute städtische Verdichtungszentren der Kultur — die Karten bei Spinden (1928) und Mead (1924) in der „Handbook Series" führen nicht weniger als 170 solche Zentren auf — aber überall gab es auch Verbreitungslücken der Hochkultur. Das Hochkulturgebiet hat also nicht nur Außengrenzen, sondern auch viele *Binnengrenzen*.

Von allgemeiner Verbreitung einer Hochkultur kann man überhaupt nur insoferne reden, als ganze Erdgebiete kontinuierlich unter Einfluß und Herrschaft von Zentren hochgestalteter Kultur stehen können; an sich leben ja auch im kultiviertesten Lande niedrigere Lebensformen als besondere Stände oder als Anpassungen an Sonderformen der Landschaft weiter. Kein Volk kann so gleichmäßig von Hochkultur erfaßt sein, wie von Wildbeuterei oder Bauerntum.

Wir müssen uns vorstellen, daß der Gedanke der Hochkultur in Mittelamerika zumindest seit der ersten Blüte der Mayastädte, also bis zur spanischen Eroberung hin schon 2000 Jahre lang „in der Luft lag", aber nicht allgemein, sondern nur von diesem und jenem besonders begabten oder besonders begünstigten Volksstamm aufgenommen wurde. Wir kennen eine große Zahl von Hochkulturvölkern mit jeweils recht verschiedenen Kulturphysiognomien: Maya, Olmeken, Tzapoteken, Tolteken, Totonaken, Azteken usw. Die spezielle Form der Kulturentwicklung ist zu einem großen Teil Eigenleistung der betreffenden Völker gewesen, wie sich aus der gründlichen Verschiedenheit der entstandenen Bildungen ergibt. Ebenso wird es wohl auch im alten Orient gewesen sein, wo ja auch Ägypten, Babylonien, das Assyrer-, Mitanni-, Hettiterreich weitgehend selbständige und durch breite kulturlose Lücken getrennte Ausgestaltungen des „in der Luft liegenden" Gedanken der Hochkultur gewesen sind.

Wieso es in dichter Nähe der großen Städte unabhängige Fischer- und Jägerstämme geben konnte, wäre freilich interessant zu wissen. Daß wilde Gebirge und daß Seeküsten zum Fischen und Jagen sinnvoll auffordern, ist klar. Wahrscheinlich besteht der Unterschied zu anderen Hochkulturgebieten überhaupt vorwiegend darin, daß diese Völkchen mit primitiv verbliebener Wirtschaft wegen des wenig ausdehnungsdürstigen Charakters der Kulturvölker und wegen des geringen Sinnes der Indianer für Herrschaft nicht für erobert und hörig erklärt wurden.

Die Lückenhaftigkeit der Hochkulturverbreitung wurde in Amerika durch den wenig zentrifugalen Charakter der „Kulturverdichtungsmaxima", der Städte ohne Zweifel begünstigt. Könnte man den Vorgängen aber genauer nachgehen, dann würde man sicher erkennen, daß es auch in rassen-

mäßigem Sinne nicht zufällig war, welche Völker Städtebauer wurden und welche Fischer und Jäger verblieben.

Wenn schon das Hochkulturgebiet selbst nur lückenhaft erfüllt war, darf es nicht wundernehmen, daß auch endgültige *Außengrenzen der Hochkultur* bis in die Spanierzeit bestehen blieben.

Zunächst ist über die zeitlichen Verhältnisse zu sagen, daß der greifbare Beginn der amerikanischen Hochkulturen von der spanischen Eroberung nicht weiter abliegt als z. B. das Neue Reich Ägyptens vom Alten Reich. Will man also einen vergleichbaren Querschnitt durch das alte Europa dort legen, wo die alteuropäischen Hochkulturen gleichalt waren wie die indianischen Hochkulturen um 1500 n. Chr., so sieht man neben Ägypten und dem Orient wohl die Blüte Kretas, aber noch nichts von Griechenland, nichts von Rom und erst recht nichts vom übrigen Hochkultureuropa. So müssen wir zugeben, daß die Hochkulturfähigkeit der Indianer schon aus zeitlichen Gründen nur ganz ungenügend erprobt sein kann.

Welche Ausbreitung die amerikanischen Hochkulturen überhaupt hätten gewinnen können, blieb in dem „Naturexperiment", das die vorkolumbische Geschichte des Doppelkontinentes liefert, noch höchst ungewiß. Sicher ist allerdings, daß die Spanier die tatsächlich vorhandenen Kulturen nicht etwa inmitten jäher Aufwärtsentwickelung geknickt oder inmitten lebhafter Ausbreitung abgebremst haben! Es lagen im ganzen ziemlich abgeschlossene Verhältnisse vor, die in den vorhandenen historischen Formen eher auch schon von sich aus zum Untergang neigten.

Welcher Art waren geographisch die Schranken, an denen das Hochkulturgebiet endete? (Vgl. die Karte S. 72.)

Im Westen lag überall das Meer.

Im Süden stieß das Inkareich an den nordchilenischen Wüstengürtel, der von den Inkaheeren nur in gewaltsamen Vorstößen überwunden werden konnte. Diese Vorstöße aber fanden hinter der Wüste keineswegs Barbaren, sondern die typischen „Vorfeldkulturen" der Araukaner, der Atakamenos und der Calchaqui-Diaguita.

Vorfeldkulturen sind das, was wir z. B. bei den Weddiden Vorderindiens so auffällig vermißten. Wenn sich eine höhere Kultur allzurasch verbreitet, so bleibt dem primitiveren Volke oft nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Vernichtung. Vollzieht sich der Prozeß aber bei genügender Beziehungsdichte in einiger Dämpfung durch landschaftliche Hemmnisse, dann hat das Volk mit dem unterlegenen Kulturbesitz bei entsprechender Begabung Zeit, eine eigene Kultur zu entwickeln, in der sich Anteile aus der Hochkultur mit Anteilen aus der eigenen Überlieferung zu einem neuen Ganzen verbinden.

Solche Mittelglieder zwischen Natur- und Hochkulturvölkern sind die genannten Völker im Süden und Südosten des Inkastaates. Wir können

zum Verständnis der Verhältnisse auf das im ersten Band (S. 158) für den Zusammenhang von Adoptionswahrscheinlichkeit und Angebotsdichte gegebene Schema zurückgreifen. Ist die Inkakultur dem Dorfe mit 100% der fremden Hutform gleich, so entsprechen die Vorfeldkulturen dem Dorfe mit nur mehr 25% und 6¼% dieser Hutform. Ein solcher Abfall ergibt sich bei gleicher Adoptionsneigung schon aus der schrittweise verminderten Angebotsdichte.

Nicht nur den Inkas konnten die genannten „Vorfeldvölker" ernsthaft widerstehen. Insbesondere die Araukaner zeigten die gleiche Fähigkeit, durch rasche Adoption eine Vorfeldkultur zu entwickeln, auch gegenüber den Spaniern. Sie leisteten diesen Eroberern jahrhundertelang den zähen Widerstand, den man eigentlich dem Inkareich am allerersten hätte zuschreiben sollen. Während dieser Kriege bauten sie ihre Bewaffnung und die straffe Organisation ihrer Heere immer höher aus.

Die araukanische Kultur beruht auf der gleichen Grundlage wie diejenige der vorkolumbischen Pampasjäger, war darin also recht primitiv. Die Araukaner hatten aber reichen und intensiven Ackerbau, Töpferei nach peruanischem Muster, waren berühmt durch ihren Silberschmuck. Das Land war in vier Provinzen geteilt (in Nachwirkung von mystischen Vorstellungen über die vier Weltrichtungen?), die von Häuptlingen mit beschränkter Macht regiert wurden. Sind schon die religiösen Vorstellungen der Peruaner im Grunde recht unentwickelt, so erheben sich diejenigen der Araukaner kaum über das Gedankengut der Chako- und Pampasindianer. Auch in dieser Hinsicht haben die Araukaner also eine deutliche Mittelstellung.

Das gleiche gilt von der Wirtschaftsstufe und sonstigen Kultur der Diaguita, die im Südosten (um Tucuman) ein Vorfeld der Hochlandkulturen darstellen. Ebenso wie viele andere andine Einzelkulturen war auch diejenige der Diaguita übrigens zur Conquistazeit schon verblüht und ist nur archäologisch bekannt geworden.

Ebenso untergegangen ist die Kultur der Atacamenos, die der Art nach der Diaguitakultur weitgehend glich, allerdings angesichts der besonderen Öde und Unwirtlichkeit der Hochflächen, welche ihr Heimat waren, geringer entwickelt war (Krickeberg 1922).

Man kann diesen Vorfeldkulturen nicht bestreiten, daß sie beträchtliche Begabungsleistungen darstellen und noch unentfaltete Entwicklungsmöglichkeiten besaßen. Wenn man aber bedenkt, daß zum Araukanerland das paradiesisch reiche Mittelchile gehörte und daß ein großer Teil von Südchile für eine Hochkultur mindestens gleich gute Bedingungen liefert wie das nördliche Europa, dann kommt man zu der Erkenntnis, daß der amerikanischen Hochkultur im Süden nicht an geographischen Schranken ein unüberwindliches Halt geboten worden ist. Noch war ein großes Gebiet unerfüllt. Die Mittelstellung der Vorfeldvölker kann ebenso gut wie verbreitungsdynamisch auch rassenpsychisch bedingt sein.

Einen viel schrofferen und unvermittelteren Kulturabfall gab es im Osten des Inkareiches. Nordenskiöld hat die Tatsache sehr betont,

daß die Indianer der tropischen Wälder ihre höheren Kulturgüter nicht von den nahen Gebirgsvölkern, sondern von den weit abgelegenen mittelamerikanischen Inseln bekommen haben. Ohne Zweifel besteht zwischen Hochland und Tropenwald eine geographische und klimatische Schranke. die vor allem auch rassenbiologisch sehr ausgesprochen ist. Die Gebirgsindianer unterliegen dem Tieflandklima sehr leicht (vgl. S. 252).

So hätte das Inkareich eine neue Kultur als klimatisch-landschaftliche Anpassungsform an die Urwaldverhältnisse und eine neue Rasse als angepaßte Träger dieser Kultur entwickeln müssen, um seine Ostgrenze wesentlich überschreiten zu können. Auf der anderen Seite waren die Urwaldbewohner wieder selbst bei großem Lerneifer durch die Unzugänglichkeit ihres Landes gehemmt und konnten viele Inkagüter nur bei starker Umbildung benutzen.

Indianerstämme der östlichen Andenhänge haben aber immerhin so viel Kriegskunst gelernt, daß sie das Inkareich ernstlich bedrohen konnten (P a s s a r g e). Sonst wären die Festungen an den Urwaldzugängen ebensowenig errichtet worden wie die chinesische Mauer. die zu gleichem Barbarenschutz bestimmt war; und wären die Waldindianer nicht sehr ernstzunehmende Feinde gewesen. dann würden diese Festungen nicht zu den gewaltigsten Bauwerken der Inka gehören.

Umgekehrt war der Ostdrang des Inkareiches u. a. wegen des Kokabedarfes so stark, daß Eroberungszüge immer wieder versucht wurden und bis in den Gran Chako vorstießen. Wie schwierig solche Unternehmungen waren, erhellt schon daraus, daß diese Urwaldgebiete auch heute noch zu den unbekanntesten oder doch unaufgeschlossensten Gebieten der Erde gehören.

Die gleichen Verhältnisse gelten bei geringerer Mächtigkeit der betreffenden Andenkulturen auch für die Ostfront Ekuadors und Kolumbiens.

D a s j ä h e A d o p t i o n s d e f i z i t d e r T r o p e n w a l d i n d i a n e r i s t, w e n n m a n n ä h e r z u s i e h t, t r o t z d e m e r s t a u n l i c h; ein Beispiel für viele: die Tropenindianer lagen Stätten, an denen die Metallverarbeitung erfunden wurde, viel näher als die Afrikaneger. Auch fehlte es nicht an Erzen, wie die Tatsache zeigt, daß bei den Kampasindianern von einzelnen Führern Hochöfen errichtet wurden, die aber wieder verfielen. Vielleicht hatte der Inkastaat in ihrem Gebiet eine Festung (B i n g h a m 1914). Trotzdem gehört Eisen wohl zu den Kernbestandteilen der Negerkultur, die Tropenindianer sind aber metallos geblieben. Auch Steine gibt es übrigens im Urwald vielfach nicht, so daß Holz und Lehmbacksteine, also sehr unvollkommene Ersatzmittel, die Stelle von Metallgerät einnehmen müssen.

Für die mittelamerikanischen Hochkulturen lag nicht nur im Westen, sondern auch im Osten ein Meer, ein verhältnismäßig ruhiges und gut befahrbares Inselmeer aber, in dem sich wieder „Vorfeldkulturen" entwickelt haben. Die „Tainokultur" der Antillen dürfte im amerikanischen Kulturprozeß eine besonders wichtige verbreitungsdynamische Rolle ge-

spielt haben. Von diesen Vorfeldinseln gingen nämlich nach Norden und nach Süden Kulturbewegungen aus, die den direkten Nord- und Südbewegungen der Hochkulturen parallel liefen, aber in Gebiete eindrangen, welche die Hochkulturen auf dem viel kürzeren direkten West-Ostweg merkwürdigerweise nicht hatten erfassen können.

Einerseits erhielt das südamerikanische Urwaldgebiet seine Anbaukultur auf diesem Umweg, andererseits liefen die Anregungen Mittelamerikas auf die südlichen und östlichen Teile der heutigen Vereinigten Staaten nicht den an sich naheliegenden Landweg über Mexiko, Texas, Louisiana, Mississippi, sondern mußten sich aus Gründen, die wir noch besprechen werden, ebenfalls des Inselumweges bedienen.

Die Antillenkulturen wurden hauptsächlich von den Völkergruppen der Karaiben und Aruaks getragen; sie gleichen bis in Einzelheiten den Vorfeldkulturen der Araukaner usw. im Süden, sind ebenso im allgemeinen entwickelungsniedriger, wilder und kriegerischer. Als wichtigste Anbaupflanze tritt in ihnen aber der Maniok an die Stelle des Maises der Hochkulturen. Dementsprechend baut ein großer Teil der Urwaldindianer vorwiegend die Maniokknolle.

Die Nordgrenze der eigentlichen Hochkulturen lag etwa am 22. Breitengrad, also noch immer in einem Gebiete, dessen Osten unmittelbar ins Meer abfällt. Nach Norden schließt das trockene, wilde, subtropische Gebirgs- und Plateauland des nördlichen Mexiko und der Südweststaaten der Union an. Dieses Gebiet ist wegen der auffallenden Doppelartigkeit seiner Kulturen gerne mit den afrikanischen Wüsten und Oasen verglichen worden (Passarge).

Hier liegen ungeheuer vereinzelt die „Pueblos", stadtartige Verdichtungen einer Bevölkerung, die Landbau mit den fortgeschrittenen technischen Mitteln künstlicher Bewässerung betreibt; ihre Häuser häufen sich zu einer einzigen vielkammerigen und vier bis fünf Stock hohen Steinkiste zusammen, die nicht Treppen hat, sondern nur rasch zurückziehbare Leitern, und nicht Straßen, sondern nur Korridore. Nirgends sonst haben Menschen in gleicher Weise gebaut. Die Gewerbekünste, insbesondere die Töpferei, waren hochentwickelt, die Mythologie hochgestaltet.

Man muß die Pueblokultur als eine eigenartige Vorfeldkultur betrachten, deren Beziehungen zu Mexiko zu Zeiten dicht waren, während in anderen Zeiten ihre Entwicklung selbständig vor sich gegangen ist (Goddard, Handbook Series).

Puebloartige Bauten waren vorgeschichtlich viel weiter verbreitet als zur Konquistazeit, und ihre Zahl ist auch seitdem nochmals stark zusammengeschmolzen. Im Großen gesehen dürften Klimaänderungen (die seit der Eiszeit fortschreitend zunehmende Trockenheit des Gebietes) diesen Verfall verursacht haben. Das starke Abnehmen der Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten darf nicht allein den Spaniern in die Schuhe geschoben werden. In Pecos-Pueblo traten im 18. Jahrhundert die Comanchen räuberisch und verheerend auf, dazu kamen Epidemien: um 1700 zählte die Bevölkerung noch etwa 2000, um 1800 nur mehr etwa 100; 1919 starb der letzte Mann von Pecos Pueblo. Der Pueblo selbst ist wie ein altorientalisches Ruinenfeld ausgegraben und studiert worden (Hooton 1930).

Die Comanchen gehören zu den mancherlei Nomadenvölkern, die das Trockenland auf ihre extensive wildbeuterische Weise auszunutzen streben. Sind die Pueblobauern den afrikanischen Oasenbewohnern zu vergleichen, so die Nomadenvölker den Beduinen. Diese Völker, wie Comanchen, Apache, Navajos, waren vor verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Norden gekommen, haben aber die Künste, Kenntnisse und Fertigkeiten der Pueblobauern soweit angenommen, wie es mit ihrem Freiluftleben überhaupt vereinbar ist. Sie bauen Pflanzen an, töpfern, weben, machen feine Flechtarbeiten, hämmern Metalle kunstfertig zu Schmuck. In europäischer Zeit sind sie auch zu Reitervölkern und Hirten riesiger geraubter Viehherden geworden.

Das Adoptionsdefizit der Nomaden ist also auffällig klein. Noch weiter nach Norden verschwinden dann die Pueblos und mit ihnen Anbau und Künste des seßhaften Lebens. Übrig bleibt das Nomadenleben der Prärien und der südlichen Teile des Felsengebirges. Der Übergang von den mittelamerikanischen Hochkulturen zu den Naturvölkern Nordamerikas erfolgt also in mehreren durch absteigende Angebotsdichte und absteigende Landschaftsgunst erklärbaren Stufen.

Wir kommen für die Außengrenzen der amerikanischen Hochkulturen also zu folgendem Ergebnis: Es handelt sich entweder um *schroffe Naturgrenzen*, wie sie das Meer und der Übergang vom Gebirge zum Urwald darstellen, oder aber es schließen sich an die eigentlichen Hochkulturen *Vorfeldkulturen* an, die den Übergang zu den Naturvölkern vermitteln. An solchen Vorfeldkulturen fehlt es an keiner geographisch möglichen Stelle. Daß sie nicht volle Hochkulturen geworden sind, läßt sich mit den landschaftlichen Verhältnissen, die sich vom Optimum der Hochkulturen amerikanischen Typus vielfach schon stark entfernen und mit der randlich geringeren Einwirkungsdichte der Hochkultureinflüsse zu einem großen Teil erklären. *Ungleiche Rassenbefähigung ist möglich, aber nicht positiv zu beweisen.*

Wie anders liegen diese Verhältnisse als in Afrika! Von vielmals aufgezwungenen und doch nie übernommenen Hochkulturen kann in Amerika kaum die Rede sein, vielmehr haben sich die Vorfeldvölker überall von sich aus und aus eigener Kraft emporgehoben.

b) **Die Nahrungsballung.** Der *Pflanzenbau* ist in der Neuen Welt nicht jünger als in der Alten, denn er begann nach *Spinden* spätestens 4000 v. Chr. Seine Ausbreitung ist in Amerika aber viel ungenügender als in der Alten Welt. Die vollkommenste und neueste auf Vorarbeiten *Wisslers*, *Spindens*, *Passarges* aufgebaute Karte der Ausbreitung indianischer Landwirtschaft hat *Sapper* 1936 gegeben. Aus ihrer Betrachtung ergibt sich, vor welchen Problemen wir stehen.

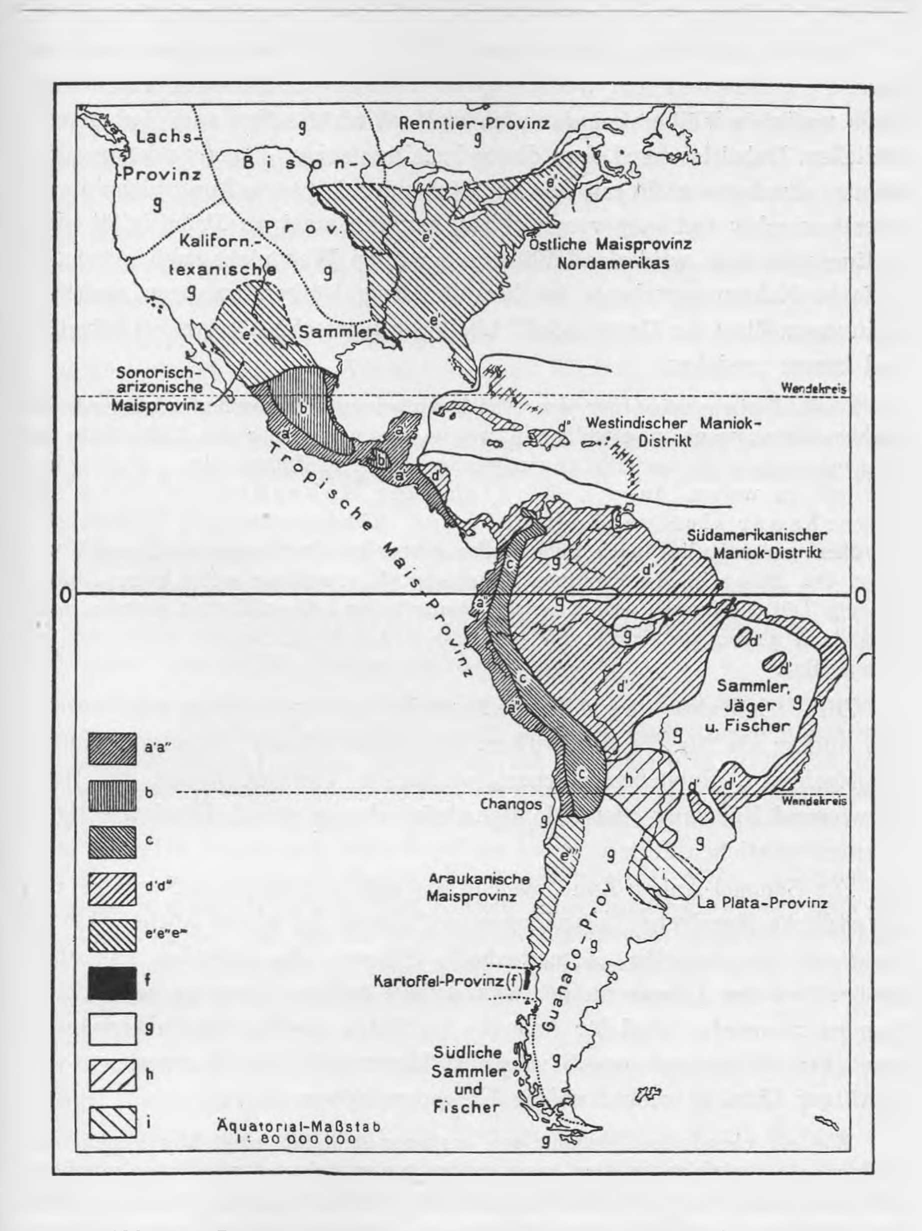


Abb. 114. Der Altindianische Feldbau. Aus Sapper.
a', a" Tropische Maisprovinzen: a' mittelamerikanischer, a" südamerikanischer Distrikt; b mexikanisch-mittelamerikanischer Hochlanddistrikt; c südamerikanischer Hochlanddistrikt; d', d" tropische Maniokprovinzen: d" Westindien. d' Südamerika. e', e", e'" außertropische Maisprovinzen; e' östl. Nordamerika, e" Sonora-Arizona. e'" amerikanische Provinz; f außertropische Kartoffelprovinz; g Sammelwirtschaft. Fischfang, Jagd; h wie g. mit etwas tropischem Feldbau; i wie g. mit etwas außertropischem Feldbau.

In Südamerika zeigen sich nicht wenige Binnengrenzen des Anbaus, die größte und sehr weitläufige in Ostbrasilien. Selbst vom Ackerbau rings umflutete Völker konnten sich vielfach nicht selbst zum Anbau entschließen. Dabei ist das Leben dieser brasilianischen Jäger- und Sammlerstämme durchaus nicht mit der hochstehenden Lebenshaltung vieler nordamerikanischer Indianer vergleichbar, sondern steht an Primitivität aller Kulturseiten den „wildesten“ Völkern der alten Welt nicht nach. Auch die einfache Nahrungsausbeute ist für alle diese Völker, entgegen manchen Meinungen über die Unerschöpflichkeit der tropischen Natur, oft kärglich und immer unsicher.

Das Adoptionsdefizit für den Früchteanbau in Südamerika wird noch bemerkenswerter, wenn man weiß, auf welche Art und Weise die Kulturstufe der Nahrungsballung ihr an sich ungenügendes Gebiet in Südamerika erworben hat. Hier gilt in weitem Ausmaß, daß nicht der Ackerbau, sondern die Ackerbauer sich verbreitet haben. Mittelamerikanische Indianer sind mit überlegener Kultur nach Südamerika gewandert (vor allem die Aruak) und haben den Anbau in den Kontinent hineingepreßt soweit sie selbst kamen, indem sich ein Teil der jeweils benachbarten Stämme ihrer Lebensführung anpaßte, wohl auch dazu gezwungen wurde und seinerseits das Missionswerk weitertrug (M. Schmidt).

Die Verhältnisse liegen für die Stufe der Nahrungsballung also wesentlich anders als für die Hochkultur. Bei dieser überall Ansaugung durch die Nachbarn, Entstehen eigenschöpferischer Vorfeldkulturen, bei jener vorwiegend Pressung oder Adoptionsdefizit des so entscheidend wichtigen, ja unentbehrlichen Gutes.

Die Sammel-Anbau-Zone, welche die ostbrasilianischen Sammler und die südliche jägerische „Guanacoprovinz“ trennt, ist wieder höchst charakteristisch für Amerika. Nomadenhafte Stämme, die nebenbei aus allzu großer Not des Lebens auch etwas Anbau treiben, ohne zu eigentlichen Bauern zu werden, sind für Amerika im Süden wie im Norden kennzeichnend. Der Widerstreit ungebärdiger Wildbeutertriebe und erzwungen-vernünftiger Einsicht gebiert solche Kompromißlösungen.

Wie ein chemisches Element von geringer Affinität leicht aus seinen Verbindungen ausgetrieben werden kann, zerbrach der Anbau der Indianer vielenorts beim Anprall der Europäer. Es war, als ob die entstehende Unruhe und Unordnung den Indianern ein willkommener Anlaß zu noch größerer und wilderer Freizügigkeit gewesen wäre. Weder in Indonesien, noch in der Südsee, noch in Afrika geschah unter dem gleichen Andrängen der Spanier das gleiche. Der echte Bauer wirft den Anbau als letztes über Bord, denn ohne ihn fühlt er sich unsicher. Die Indianer aber gaben ihn sowohl in Nord- wie in Südamerika häufig als erstes auf.

Die verbreitungsdynamischen Erscheinungen und Voraussetzungen der südamerikanischen „Guanacoprovinz“ kehren auch sonst in Nordamerika mit überraschender Treue wieder; darum wollen wir lieber am

besser bekannten und näher vertrauten nordamerikanischen Beispiel in sie einzudringen suchen.

Das nördliche Drittel Nordamerikas zeigt Sapper auf seiner Verbreitungskarte der indianischen Landwirtschaft gar nicht erst, denn es enthält nur Wildbeuterland. Aber auch von der verbleibenden Fläche hat der Anbau in indianischen Zeiten noch nicht einmal die Hälfte erobert gehabt. Besonders auffällig ist die breite Lücke zwischen mexikanischem und südöstlichem Bodenbaugebiet. Sie wurde durch die „Bisonprovinz“ verursacht, die viele Ähnlichkeit mit der Guanacoprovinz des Südens hat; heute aber wogen dort die Weizenfelder von Kansas, Nebraska, Oklahoma, Dakota usw. Allerdings bestand so etwas wie ein Aberglaube, daß man auf den Prärien nicht ackern könne, bis ins 19. Jahrhundert hinein. Sobald dieser Aberglaube überwunden war, zeigten sich in vielen Gebieten sehr gute Ergebnisse.

Wie neuerdings Strong archäologisch zeigte (1933), gab es übrigens auch unter den Prärieindianern immer einzelne Pflanzerstämme.

Auch für die anderen Gebiete mangelnden Anbaues sind nicht Klima und Boden unmittelbar verantwortlich zu machen.

Im NO ging der Maisbau der Indianer bis zum 45. Grad, und erst moderne Züchtung konnte diese Pflanze noch wesentlich weiter nach Norden verschieben. Abgesehen davon, daß solche Umzüchtung auf Klimahärte ja schließlich auch Indianern hätte gelingen können, gibt es aber andere Früchte, die für den Mais hätten eintreten können. Bohnen, Kürbisse usw. hätten sich vielleicht leichter dem Klima angepaßt, wie sie es ja auch in entsprechenden Breiten Europas tun. Außerdem wurde gerade an der Nordgrenze des Maisanbaues der wilde Wasserreis im Seengebiet in großen Mengen ins Boot gestreift. Ohne Zweifel gab es also auch einheimische Pflanzen, auf die der vorhandene Gedanke des Anbaues übertragen werden konnte. Klimatisch ist Kanada dem Pflanzenbau sicher nicht feindlicher als z. B. Deutschland. Kanadischer Weizen ist eine Großmacht auf den Getreidebörsen der Welt geworden!

Im südlichen Teile des Felsengebirges, das tatsächlich trockene und salzige Böden enthält, mit denen sich landwirtschaftlich nicht so leicht etwas anfangen läßt, hat künstliche Bewässerung nach einem System, das im Grunde einer Modernisierung des Pueblosystemes gleichkommt, in neuer Zeit geradezu glänzende Erträge geliefert. Neuerdings ist auch ein aussichtsreiches Verfahren des Trockenpflügens erfunden worden, das den landschaftlichen Bedingungen Rechnung trägt. Auch dieses an sich ungünstige Gebiet läßt sich also zumindest zum Teil unter Anbau nehmen und die Indianer hätten auch das zugehörige technische System von ihren südlichen Nachbarn lernen können.

Daß kalifornischer Boden tausendfältig dem zahlt, der sich seiner annimmt, ist über alle Zweifel erhaben.

Man darf nun vielleicht nicht allein vom heutigen Zustand ausgehen, sondern muß nicht unbeträchtliche Klimaänderungen in Rechnung stellen. Soweit diese im Sinne einer allmählichen Erwärmung und Austrocknung vor sich gingen, muß vor einigen Jahrtausenden Prärie- und Felsengebirge aber noch besser bewässert und leichter zu bebauen gewesen sein als heute! Dem steht gegenüber, daß die Nordgrenze des Maisbaues damals südlicher gelegen haben könnte. Kanada hätte dann die Maiskultur im Osten weniger unmittelbar lernen können, dafür wäre aber der Mittelteil des Kontinentes eine breite Nordstraße für die Früchte des Feldbaues gewesen.

Die Außengrenzen des indianischen Landbaues in Nordamerika können daher nicht für klimatisch oder geographisch erzwungen gelten.

Nun hatten die Nordamerikaner den Anbau vielleicht nicht nötig? Tatsächlich machen andere Wirtschaftsmöglichkeiten den Feldfrüchten in Nordamerika starke Konkurrenz.

Nordamerika ist in seinem Pflanzenbestand viel artenreicher als Europa; das kommt daher, daß kein querer Gebirgsriegel nach Art der Alpen die nordamerikanischen Pflanzen hinderte, während der Eiszeiten nach Süden auszuweichen und danach wieder nach Norden vorzudringen. So zählt der nordamerikanische Wald über 400, der europäische aber nur 40 Baumarten (Deckert-Machatschek 1925).

Z. B. die armseligen Digger-Indianer im südlichen Felsengebirge hatten es aber trotzdem nicht viel besser, als wenn sich ein Volk in Europa von Wurzeln und Kräutern nähren sollte, wie es im deutschen Märchen nur die Verirrten und Verstoßenen tun. Die kanadischen Indianer wieder standen bzw. stehen noch kaum anders da, als wenn sich ein deutscher Förster vom Ertrag der Büchse und von den Waldfrüchten allein ernähren sollte. „Die Hälfte der kanadischen Indianer ist täglich vom Hungertod bedroht“, heißt es für die nördlichen Gebiete Kanadas und auch im südlichen Gebiete waren bei solcher Lage Hungersnöte begreiflicherweise an der Tagesordnung.

Man muß sich nur einmal vorstellen, was es in Europa hieße, ohne das Brot des Bauern auszukommen. Ein großer Teil des ackerbaulosen Nordamerika schreit nicht weniger dringlich nach Feldfrucht, soll die Ernährung der Menschen stetig und gesichert sein.

In anderen Gebieten kann man eher verstehen, daß die Indianer durch die günstigen wildbeuterischen Wirtschaftsmöglichkeiten sosehr in Bann gehalten waren, daß sie nicht zum Ackerbau gekommen sind — obwohl dieser auch in diesen Fällen die einzig zuverlässige Grundlage einer höheren Entwickelung gewesen wäre. Die Kalifornier sammelten nur die wilden Pflanzen und Früchte ihrer Wälder ein, obwohl sie

genügend dichte Beziehungen zu den Ackerbauern Mexikos hatten, um von ihnen zu lernen. Die Art ihrer Sammelwirtschaft ist freilich als besonders intensiv und vielseitig bekannt. Die Nordwestküstenleute waren durch die reichen Fischfänge so verwöhnt, daß sie — nur Tabak anbauten. Den Anbau als solchen kannten sie aber mithin! Die Prärieindianer wieder waren durch die Büffelherden förmlich hypnotisiert. Auch ackerbautreibende Indianer aus weitem Umkreis, vom Pueblo- wie vom östlichen Bodenbaugebiet her, unternahmen Züge ins Büffelland, um an diesem prächtigsten und ergiebigsten Jagdleben teilzuhaben. Das gelegentliche plötzliche Ausbleiben der Büffelherden war dann aber für die ackerbaulosen reinen „Büffelspezialisten" eine Katastrophe.

Man versteht die Art und Weise, wie die Indianer ihr Land ausnutzten bzw. nicht ausnutzten, besser, wenn man das Verhalten der europäischen Ankömmlinge damit vergleicht.

Friederici unterscheidet unter diesen vier Wellen: 1. Einzelgängerisch herumstreifende Plänkler, Händler, Vorpostennaturen. 2. Wildfarmer, die Boden in Besitz nahmen, darauf eine primitive Pflanzung anlegten, für dieses „Improvement" von Nachkömmlingen Geld nahmen, nach Westen weiterzogen und dort das Spiel wiederholten. 3. Hinterwäldler, zähe arbeitende, aber arme und in ihrer Lebenshaltung kulturferne Leute. 4. Eigentliche Farmer, die Kapital und dienstbare menschliche Arbeitskräfte besaßen und ein zivilisiertes Leben begannen.

Welcher von diesen vier Wellen sich der einzelne Westgeher anschloß, hing am meisten von dem Grade ab, in dem ihm die Unruhe des „moving westward" im Blute saß. Auch die Hinterwäldler waren eine Siebungsgruppe von Leuten, die lieber kulturferne, aber selbstherrlich als kulturnahe, aber dienend, etwa als Arbeiter oder sonstige städtische Proletarier leben wollten. So siebte das Grenzerdasein die Wesensarten so deutlich, wie das innerhalb eines endgültig zivilisierten Landes gar nicht mehr möglich ist.

Unter den Indianern gibt es nun im Grunde die gleichen vier Stufen: Reine ungebärdige Nomadenjäger und -krieger. Weniger unruhige und ungebärdige Stämme, die nebenbei Ackerbau betreiben. Vorwiegende, aber ärmliche und kulturferne Bauern. Letztlich Bauernvölker, die kulturell ebenso eng, aber auch durch ebensoviele Zwischenglieder mit den mittelamerikanischen Kulturreichen zusammenhingen, wie die eigentlichen Farmer des Westens mit der fernen europäischen Kultur jenseits des Ozeans.

Soll es nicht unter den dauernd flüssigen und wogenden Verhältnissen des indianischen Nordamerika ebenfalls nicht zuletzt eine Folge der typischen Wesensart gewesen sein, bei welcher dieser vier Gruppen die einzelnen Stämme schließlich landeten?

Um das wesensartliche Bauerntum dürfte es dabei am schlechtesten bestellt gewesen sein. Auch viele indianische Bodenbauvölker sind so mit Leib und Seele Jäger und Krieger, und im Stil ihres Lebens den anbaulosen Rassengenossen so ähnlich, daß man ihren Bodenbau geradezu leicht übersieht.

Wie groß der Unterschied zwischen gelegentlichem Anbauer und richtigem Bauer ist, haben wir in Nordmexiko gesehen. Dort unterscheidet man geläufigerweise zwischen Pueblobauern und Nomadenvölkern. Die „Nomadenvölker“ bauen aber in Wirklichkeit ebenso an wie die Pueblobauern, nur werden sie vom Anbau nicht innerlich bestimmt wie die letzteren. Die östlichen Indianer, mit denen die Europäer zuerst in Berührung kamen, wurden oft für Nomadenjäger gehalten, obwohl sie eifrige Maisbauer sind.

Wir haben auch schon erwähnt, daß der Anbau auch von Indianern, die ihn betreiben, leicht wieder verlassen wird. Sie gleichen hierin neuerlich mehr den USA.-Farmern als echten Bauern.

Der Annahme eines Bauern- oder Städterlebens stand ohne Zweifel stark entgegen, daß die indianische Jägerkultur in materieller und ideeller Hinsicht stilvoll durchgeformt war und ihre Träger subjektiv hochgradig befriedigte. Von dem Faszinierenden dieses Lebens blieben ja sogar die Europäer nicht unbeeinflußt. Indianerromantik verhalf nicht nur Schriftstellern zum Welterfolg und vielen europäischen Knabengenerationen zu ihren liebsten und wildesten Spielen, sondern zog auch die europäischen Grenzer und Kolonisten von Anfang an in ihren Bann (vgl. S. 299).

Ähnliche subjektive Vollkommenheit hat, wie wir früher beschrieben haben, auch die Wildbeuterkultur der Australier und der Zwerge für ihre Träger. Während aber jeder Europäer, selbst der Strafkolonist es abgelehnt hätte, nach Art der australischen Eingeborenen zu leben, gibt es in Europäerbevölkerungen noch genügend Naturen, denen das höhere Jägernomadentum der Indianer anlagemäßig entspricht, und kein männlich fühlender Europäer kann sich seinem Reiz völlig entziehen.

Die ganzen östlichen Bodenbaustämme und viele anderen ackerbautreibenden Indianer haben aber Beispiele dafür gegeben, wie man auch im Genusse der Feldfrucht der Lebensart der Väter im Kerne treu bleiben kann. Ebenso wie wir es für die meisten anderen bis in die Gegenwart verbliebenen Wildbeuterrassen immer wieder gesehen haben, war auch für die Indianer eine sanfte und allmähliche Stufenleiter gegeben, die ohne scharfen Bruch mit der Vergangenheit zum kulturhöheren Leben der „Nahrungsballung“ hätte führen können und müssen.

Will man die ungenügende Verbreitung des Bodenbaues in Nordamerika verstehen, dann darf man auch die stürmische Jugendlichkeit der nordamerikanischen Verhältnisse in den letzten Jahrhunderten nicht vergessen. Die Indianervölker befanden sich zur Zeit der Europäerankunft mitten in einem kräftigen Südwärtsdrängen, das z. B. die Athapasken von Alaska bis nach Mexiko gebracht hat. Die Wildbeuterüberlieferung war also noch verhältnismäßig frisch und d e r A c k e r b a u m u ß t e s o z u s a g e n g e g e n d e n S t r o m a n g e n o m m e n w e r d e n. Es hat aber auch umgekehrt Wanderungen südlicher Völker nach Norden gegeben (Irokesen), welche es selbst den noch im Norden, in Kanada sitzenden Völkern ermöglicht hätten, schon in der kalten und rauhen Heimat sich

des Kulturmittels zu bemächtigen, das in ihr nach dem Feuer das wunderbarste und unentbehrlichste ist: des Pflanzenbaues.

Überblickt man die um den Nordpol liegenden Kälteländer, so haben die Europäer rasch den Pflanzenbau und nebenzu die Viehzucht, die Nordasiaten rasch die Viehzucht und nebenbei den Pflanzenbau angenommen. Die Nordindianer aber sind Wildbeuter geblieben. Die Lebensbedingungen eines Teiles von ihnen haben sich dadurch wesentlich gebessert, daß ein menschenfreundlicher und energischer Missionar das nordasiatische Renntier nach Nordamerika überpflanzte.

Unter den Momenten, welche das auffallende Adoptionsdefizit der Indianer für Ackerbau verständlich machen könnten, kann man noch die geringen Bevölkerungszahlen nennen, denen für europäische Begriffe ungeheuer viel Land zur Verfügung stand. Aber man darf da nicht Ursache und Wirkung verwechseln. Hätten die Indianer stetiger gesiedelt, dann hätten sie ohne Zweifel bald viel höhere Menschenzahlen erreicht. Amerika ist nicht deshalb dünn besiedelt, weil vor zehntausend Jahren nur verhältnismäßig kleine Menschenscharen ins Land kamen, sondern weil die Kultur dieser Menschen im Sinne der Rassenerhaltung alle die zehntausend Jahre lang in einem großen Teil des Doppelkontinentes von recht zweifelhaftem Wert blieb.

Hiermit ist nicht allein die geringe Seßhaftigkeit der Indianer gemeint. Auch die Neigung, feindliche Stämme im Kriege völlig zu vernichten, sowie im allgemeinen die überschießende Kriegerischkeit hemmte die Indianer mehr als die altweltlichen Naturvölker, denen „Kriegsspiele“ mit wenigen Toten schon genügend aufregend waren.

Werfen wir nun nochmals einen Blick auf die landbaulose „Guanacoprovinz“ im südlichen Südamerika zurück! Wir sehen dort die gleiche Konkurrenz anderer Wirtschaftsmöglichkeiten (Jagd auf das Guanako wie in den Prärien Jagd auf den Bison), die gleiche sachliche Notwendigkeit von Bodenfrüchten, die gleiche sehr dünne Bevölkerung, die sich heftig bekriegt. Die Krönung erfährt diese Gleichläufigkeit durch das beiderseitige Entstehen von Reiterjagdkulturen bald nach der ersten Einführung des Pferdes durch die Europäer.

Auch in den Andengebieten, wo an sich seit alters bäuerliche Indianer gezüchtet sind, gehen die jungen Indianerburschen durch den Militärdienst der Scholle leicht verloren. Caballero sein heißt vor allem nichts mit Ackerarbeit zu tun zu haben (R. Wegner 1934).

Fassen wir die Ergebnisse über das vorkolumbische Adoptionsdefizit des Ackerbaues in Amerika zusammen, so sehen wir geographische Gründe weit hinter menschlichen zurücktreten, viel weiter als im Falle der begrenzten Verbreitung der Hochkultur. Pflanzenbau war fast überall in Amerika möglich, nötig, bekannt und auch mit dem her-

kömmlichen Jägerleben vereinbar. Unter solchen Umständen kann nur sehr geringe Adoptionsneigung die ungenügende Verbreitung erklären. Daß es sich dabei um eine Rasseneigenschaft handelt, kann bei der Gleichläufigkeit der Erscheinungen in ganz Amerika mit viel Grund vermutet werden. Wieviel man wildbeuterisch-kriegerischen, unsteten Trieben, Wertungen und Bedürfnissen zuschreiben soll und wieweit daneben allgemeiner „Konservativismus", Schwerfälligkeit oder Mangel an Einsicht mitspricht, sei hier noch nicht abgewogen.

Die Kulturstufe der Nahrungsballung hat bekanntlich neben dem Pflanzenbau noch die zweite Hauptrichtung der *Viehzucht*. Wie steht es in Amerika damit? Jedenfalls wesentlich anders als mit dem Ackerbau. Wilde Tiere werden zu Spaß und Spiel in vielen Indianerdörfern gehalten. Eigentliche Zähmung ist aber selten gewesen und in keinem Falle hat sich das von Indianern gezähmte Haustier weit verbreitet oder konnte es irgendwo wirtschaftsbestimmend werden. Die Lamazucht der Peruaner war wirtschaftlich nicht unbedeutend, hat sich aber nicht über das Andengebiet hinaus verbreiten können. Truthähne wurden von den Pueblobauern gehalten und gezüchtet, waren aber nicht sehr wirtschaftswichtig. Nur der Hund, der keine Nahrung liefert, ist auch in Amerika seit alters Gefährte des Menschen.

Können die Indianer somit als schöpferische Tierzüchter bei weitem nicht so imponieren wie als schöpferische Pflanzenzüchter, so zeigt die nachkolumbische Geschichte Amerikas andererseits, daß brauchbare Wirtschaftstiere von allen Völkern der neuen Welt lebhaftest aufgenommen wurden: das Huhn, das Pferd, das Rindvieh, das Renntier sind Beispiele dafür.

Das von den Spaniern eingeführte Huhn hat Südamerika rascher erobert als diese selbst. Steppenvölker Nordamerikas (Navajo) und Südamerikas (Goajiro in Venezuela, Chakoindianer) stellten ihr Leben durch den Raub von Rindvieh rasch auf eine neue Grundlage. Sie benahmen sich dabei nicht so unverständig wie die Australier, die in den Herden der Europäer nichts anderes als ein hervorragendes neues Jagdwild sahen. Am tiefsten verwurzelte im Indianerleben aber das Reitertum. Der Steppenindianer steigt überhaupt kaum mehr vom Pferde, ist wie ein Centaur mit ihm verwachsen — wieder in Nordamerika ebenso wie in Südamerika.

Das Verhalten der Indianer zur Tiernutzung, welche die Europäer lehren konnten, zeigt, daß die Naturvölker der Neuen Welt keineswegs für jede Adoption zu stumpf sind, und daß sie auch keineswegs für jeden Wechsel der Lebensart zu konservativ sind. Geschickteste Anpassung und schwerfälligste Unvernunft finden sich in der indianischen Adoptionsleistung eng nebeneinander. Alles hängt davon ab, wieweit das neu angebotene Kulturgut zum veranlagungsmäßigen Lebenswunsch dieser Menschen dazupaßt.

Friederici weist darauf hin, wie sehr der Indianercharakter zu Extremen neigt. Wilder Fleiß finde sich neben indolenter Faulheit, Trunkenheit neben Nüchternheit, zähe Rachsucht neben gutwilliger Verträglichkeit. Daran wird man erinnert, wenn man die Adoptionsweise fremder Güter durch Indianer studiert. Ein allgemeines Urteil, der Indianer sei wenig adoptionswillig, ist ebenso wenig berechtigt wie ein allgemeines Urteil, er sei sehr intelligent im Aufnehmen neuer Möglichkeiten.

Vielleicht darf man diese widersprüchliche Eigenart folgendermaßen formulieren: Der Indianer folgt einmal eingeschlagenen Wegen zähe und mit geschickter und kluger Einbeziehung alles dazu Passenden, aber mit Blindheit und Widerstreben gegen alles, was den Kern der eingenommenen inneren Haltung bedroht.

c) Über die Frage **Metall in Amerika** nur einige Worte! In Peru wurde die Metallherstellung selbständig erfunden. Es folgte ebenso wie in Europa auf eine Kupfer- eine Broncezeit, ein gutes Beispiel dafür, daß selbst ganze Kulturabläufe aus ähnlichen Gegebenheiten heraus an verschiedenen Stellen der Erde unabhängig voneinander sich wiederholen können. Kupfer ist nämlich das am leichtesten auffindbare und bearbeitbare Metall, darum steht es am Anfang der Metallnutzung. Der Zufallsfund, daß ein Zusatz von Zinn einen ungleich härteren Werkstoff, die Bronce ergibt, bedeutet einen solchen Wertaufstieg, daß sich die Kupferzeit bald in eine Broncezeit verwandelt. Schon in der Peru benachbarten kolumbischen Hochkultur wußte man nichts von praktischer Metallnutzung, während das verruchte Gold, das den Indianern den Abschaum Spaniens an den Hals hetzte, der Chibchakultur von Bogota in Kolumbien geradezu seinen Stempel aufgedrückt hat. Die Mittelamerikaner verstanden in den jüngeren Zeitabschnitten das Metall zu gießen, hatten aber den Zinnzusatz und damit die Bronce nicht erfunden, so daß das Metall die härteren Steinwerkzeuge nicht zu verdrängen vermochte. In den Mounds, den vielen vorgeschichtlichen Erdbauten, die sich im südöstlichen Nordamerika finden, tritt Kupfer vereinzelt auf. Von den Irokesen, die südlich der großen Seen wohnten, erfahren wir, daß sie eine Zinngrube dazu benutzten, sich Ersatzkugeln für ihre Gewehre selbst herzustellen. In Kanada wurde an bestimmten Stellen anstehendes Kupfer kalt gehämmert und die Produkte weithin verhandelt. An der Nordwestküste waren Kupferplatten, „Coppers", die Prunkstücke der Kapitalisten, die bei Festen weggeschenkt wurden, um zu protzen und Ehre einzulegen. Metall zum praktischen Gebrauch war unbekannt.

Die Kenntnis der Metalle fehlt also in einem großen Teil des vorkolumbischen Amerika an sich ebensowenig wie die Kenntnis des Pflanzenbaues. Der Reichtum des Kontinentes an Bergschätzen steht ja auch außer Frage. Eine genauere Untersuchung würde wohl zu dem Ergebnis kommen, daß es sich mit der Metallnutzung ähnlich verhält wie mit dem Feldbau: Auch Metallnutzung ist in einem großen Teil Amerikas geographisch möglich, für die Bedürfnisse des Lebens nötig, vielen Indianern nicht unbekannt und mit der herkömmlichen Lebensweise nicht unverträglich — trotzdem aber nur ungenügend adoptiert und entwickelt!

Soweit ich sehe, läßt sich kein außerhalb der Menschen gelegener Grund dafür anführen, warum die Metallhandwerke in Alteuropa so viel schneller, allgemeiner

und mächtiger einsetzten als in Amerika. Auch zeitlich dürfte die altweltliche Metallnutzung keinen so entscheidenden Vorsprung vor der neuweltlichen haben. Ein Jahrtausend nach der ursprünglichen Erfindung war wohl überall in Europa die Metallzeit eingekehrt. Ein Jahrtausend alt war um 1500 n. Chr. aber auch die indianische Kenntnis der Metalle.

d) Auch die Frage **Schrift in Amerika** wollen wir mit einigen Bemerkungen abtun. Eine geläufige Gebrauchsschrift ist in Amerika nirgends entstanden. Sakrale und symbolnahe Bilderschriften hatten hingegen schon die alten Maya 2000 Jahre vor Kolumbus, so daß die Schrift in Amerika also auf ein recht hohes Alter zurückblickt. Bilderschriften geringerer Vollkommenheit findet man bei Pueblo-, Prärie- und Ostküstenindianern Nordamerikas, also in einem breiten „Vorfeld". In Südamerika hatten selbst die andinen Hochkulturvölker kein hochentwickeltes optisches Mitteilungsmittel. Die Inkakanzleien hatten nichts als die berühmt gewordenen Knotenschnüre (Quipus) zur Orientierung und Gedächtnishilfe. So ist es nicht unmittelbar ein Zeichen geringer Adoptionsneigung, wenn auch die Naturvölker Südamerikas keine Aufzeichnungen zu machen wußten. Einfachere Quipus waren in Südamerika an vielen Stellen zu finden, entweder als „Vorfeld" der peruanischen, oder umgekehrt als allgemeiner Mutterboden, der die Maximalentwickelung des Gedankens der Knotenschnüre in Peru aus sich hervorbrachte.

Die Verbreitung der Schrift in Amerika hat also die Gestalt, die zu vermuten ist, wenn eine an sich nicht sehr ausbreitungsstarke lokale Erfindung sich in Abstufungen im Raume verliert oder aber auch zu vermuten ist, wenn eine weitverbreitete verhältnismäßig einfache Mitteilungsmethode sich lokal besonders gesteigert und intensiviert hat.

e) Die **Europäerbegegnung** der Indianer ist kulturbiologisch so wichtig, daß wir hierfür wieder etwas ausführlicher werden, wenn auch die endgültige Summe der seit Kolumbus gemachten Erfahrungen von rassenpsychologischer Bedeutung erst nach vieler Kleinarbeit wird gezogen werden können.

Ein besonders für die dinglichen Kulturgüter aufschlußreiches Ergebnis erhielt ich nach den Angaben Teßmanns über die Verbreitung europäischer Güter in Nordostperu in der Nachkriegszeit. Es ergab sich im wesentlichen folgendes:

Einzelne Europäergüter breiten sich verhältnismäßig unabhängig voneinander in ein weites Vorfeld hinein aus. Die erste Übernahme erfolgt offensichtlich an ganz verschiedenen Stellen. Die Verbreitungen sind im allgemeinen kontinuierlich. Vorzüglich jene Güter werden von den Indianern aufgegriffen, die enge an das bisherige Kulturgütergesamt anschließen. Viele kompliziertere Europäergüter finden nur in solche indianische Stammeskulturen Aufnahme, die schon durch andere Europäergüter vorgeformt waren.

Die von den Indianern getroffene Auswahl ist im allgemeinen sinnvoll und zweckmäßig. Wo die Aufnahme europäischer Güter ohne Zerstörung der Stammeskultur und -unabhängigkeit bis zur Sättigung gediehen ist, sind doch nur ungefähr ein Drittel der angestammten Güter verdrängt, während mehr als die Hälfte sich erhalten kann, ohne dem europäischen Angebot an Gebrauchswert unterlegen zu sein. Der „Konservativismus" der Indianer ist daher in vielem nicht Stumpfheit, sondern einsichtsvoll begründet (vgl. im I. Band S. 210 und Keiter 1936).

Die seelische Situation, in der sich die Indianer beim Zusammentreffen mit den Europäern befinden bzw. befanden und ihre Reaktionen darauf hat M. Mead am Beispiele eines Mississippistammes besonders lebensnah und allseitig herausgearbeitet.

Die Antler (ein Deckname) lebten ein verhältnismäßig friedliches Leben als Jäger und Maisbauern. Ihre Glanzzeit begann erst mit der Ankunft der Europäer — wie bei allen anderen nordamerikanischen Indianern, was man nicht vergessen soll! Da schwangen sie sich aufs Pferd, erwarben Büchsen und konnten für die Felle der erlegten Tiere vom französischen Händler die verschiedensten Bedarfsartikel kaufen. Die Adoption der materiellen Güter, die sich in die allgemeine Lebensweise einfügen ließen, verlief bei allen nordamerikanischen Indianern leicht und schnell.

Auch als die ersten Kolonisten kamen, verlief alles friedlich. Um 1850 übernahm die USA. das Land. Um 1860 wurden die Antler Bürger der USA. und nicht viel später presbyterianische Christen, was für sie ebenso ein zu der neuen Situation gehöriger formeller Akt war wie der Erwerb des Bürgerrechtes. Nun starben aber angesichts der schonungslosen Wildbeute die Büffel aus und die schöne Freizügigkeit wurde immer weiter eingeengt.

Während die Frauen weiter wirtschafteten wie bisher, waren den Männern ihre sämtlichen jägerischen, kriegerischen und politischen Tätigkeitsfelder entzogen. Daß die Männer viel stärker und schneller aus dem Gleise geworfen werden als die Frauen, ist für die aus der europäischen Kolonisation entstehende Situation in allen Erdteilen typisch!

Den Indianern wurde vom Staate Land zugeteilt, das sie zu wohlhabenden Farmern machen konnte; auch Maschinen, Unterweisung und Saatgut erhielten sie vom Staate, der sogar Geldprämien auf gute Farmerleistungen setzte. Obwohl die Antler als Maisbauer diesen neuen Anforderungen viel besser gewachsen sein mußten als reine Nomaden, setzte damit das Unglück ein. Sie verpachteten das Land lieber um 50—200 Dollar im Jahr an Weiße, als es selbst mit viel höherem Ertrag zu bestellen. Die Hauptnahrung zogen nach wie vor die Frauen in ihren Gärten. Während die alte Kultur im ganzen zusammensank, blieben gerade einige Anschauungen, die in der neuen Lage verhängnisvoll sein mußten, erhalten oder bildeten sich sogar neu.

Farmarbeit galt als schändend. Besitz wurde nach wie vor als etwas nicht zur Bedürfnisdeckung Gehöriges betrachtet, das nur zum Festegeben und Wegschenken, also für Zwecke des sozialen Prestiges da war. So wurden auch Nähmaschinen, Lampen, Möbel usw. verschwenderisch weggeschenkt. Sparen erscheint den Indianern widersinnig, und sie führen, wenn ihnen einmal ein Stück Geld zufällt, lieber ein Grandseigneurleben mit Autos, Reisen, Hotel und Trinken, als es in mäßiger Wohlhabenheit dauernd zu genießen.

Wer noch etwas besitzt, ist verpflichtet, schmarotzende Verwandte oder Stammesfreunde bis zu seinem Ruin daran teilhaben zu lassen. Solche höchst unsolide und unvernünftige Ansichten sind nicht etwa ein unentrinnbarer Fluch der Vergangenheit. Zusammen mit der Mehrzahl der alten Lebensverhältnisse hätten auch sie untergehen können — oder nicht neu zu entstehen brauchen. Man sieht auch, daß einzelne Indianer sich davon freimachen wie ja überhaupt soziale Normen und Lebenseinstellungen niemals bis zum strikten Entweder—Oder typisch für alle Glieder einer Gesellschaft zu sein pflegen, sondern als ungeschriebene Gesetze auch individuelle Abwandlungen zulassen. Wären diese Indianer, welche die Not-

wendigkeiten der neuen Zeit besser begriffen haben, 20 anstatt 10% gewesen, so hätte das vielleicht schon genügt, um das Schicksal der Antler in eine wesentlich andere Richtung zu lenken.

Obwohl die Indianer zu ihrem Schutze nicht sogleich voll geschäftsfähig gemacht wurden, gelingt es ihnen unter diesem und jenem Vorwand, Erlaubnis zu Landverkäufen zu erhalten; das Geld wird dann meistens unsinnig verschwendet. Obwohl in Schulen gewesen, des Englischen mächtig und dauernd mit den Weißen zusammenlebend, vollführen die Indianer die verschiedensten Geldmanipulationen, ohne klar zu wissen, was Zins, Hypothek, Schuldschein, Pfand u. dgl. m. eigentlich bedeuten. Da es sich nun schon um die Enkel und Urenkel der Leute handelt, die das Privatierdasein als Landeigner begonnen haben, ist auch diese geringe Anpassungsfähigkeit nicht gerade ein Intelligenzzeugnis.

So leben die Indianer von stückweiser Verschwendung ihres schrumpfenden Eigentumes. Dazu haben sie dauernd die Hoffnung, vom Staate wieder einmal Sonderzuwendungen ausgezahlt zu bekommen, denn sie fühlen sich sozusagen als Unfallrentner der USA. in Permanenz. Die Vorväter der Weißen haben brutales Kriegsrecht an den Indianern geübt, die heutigen Weißen aber sind den Indianern gegenüber von einem romantischen Schuldbewußtsein, das sie von Zeit zu Zeit durch freiwillige Rentenzuwendungen entlasten. Die heutigen Antler wissen längst nicht mehr, was ihren Vorfahren eigentlich passiert ist, aber sie warten auf solche „windfalls“ wie die Kinder auf den Weihnachtsmann. Heute ist es so weit, daß viele Familien schon kein Land mehr besitzen und schmarotzend oder von Gelegenheitsarbeiten und Hoffnungen leben. Den Eheschließenden bietet sich eine aussichtslose wirtschaftliche Zukunft. Man kann die Höfe der Indianer schon von weitem von den in den gleichen Siedlungen stehenden Höfen der Weißen an ihrer Verwahrlosung erkennen. Der Gesundheitszustand ist elend. Das Schicksal der kommenden Geschlechterfolgen scheint besiegelt.

Aber es gibt auch Indianer, die vom hier beschriebenen typischen Schicksal der Mehrheit abweichen, die begonnen haben, selbst zu farmen, die ihre bettelnden Verwandten abweisen und den Sinn des Sparstrumpfes begriffen haben. In 60 von 160 Haushalten wird solches zum mindesten versucht, und ein Teil dieser Familien wird sicherlich durch die Krise kommen. Das werden die „Antler“ der Zukunft sein, nunmehr Bauern in modernen Wirtschaftszusammenhängen — und *eine neue Rasse*, die mit den alten Antlern nicht gleichgesetzt werden darf, obwohl sie aus ihnen entstanden ist.

Was die übrigen Stammessippen gemordet hat, ist nicht die Grausamkeit des weißen Mannes, sondern ihr unstetes, bürgerlichem und bäuerlichem Gleichmaß abholdes Triebleben und ihre Unfähigkeit, die neue Lebenslage in intelligenten Zusammenhängen zu begreifen, zu wissen, was alles zu dem so gerne angenommenen Landbesitz, was zu Pferden, Automobilen, Gewehren, Kapital und Renten, an Bewährungsproben der Umweltanpassung organisch dazu gehört. Sie gehen genau so an zu geringer Anpassungsfähigkeit unter wie ja auch viele von den weißen Kolonisten selbst, die bei ihrer Amerikawanderung vor oft kaum weniger neuartige Verhältnisse gestellt waren als die Indianer, und an ihnen verdorben sind.

Das sind die wirtschaftlichen Grundzüge im Europäisierungsschicksal dieses Stammes. Sie zeigen, daß *Bauern- und Bürgerrassen*

aus Jägern und Kriegern wohl immer erst gezüchtet werden müssen. Auch die Klugheit der Indianer erscheint durchgehends in einem nicht sehr glänzenden Licht, wenn auch keineswegs sicher ist, daß sich jede alteuropäische Jägerbevölkerung in ähnlicher Anforderung besser benommen hätte.

Die schulpolitischen Verhältnisse auf der Reservation kann man mancher Kritik aussetzen, wie man beim Versagen ja immer Gründe findet. Tatsache ist, daß die Schulerfolge viel zu wünschen übrig lassen, und zwar sowohl dann, wenn die Indianerkinder in Internaten zusammengefaßt die ganze Schulzeit ferne ihrer indianischen Heimat verbringen, wie auch dann, wenn sie bunt gemengt mit den weißen Kindern die nächstgelegenen Dorfschulen besuchen.

Die Englischkenntnisse sind gerade auch bei vielen jungen Leuten sehr mangelhaft. Die 1000 Antler bevorzugen trotz ihres Gemengelebens mit europäischen Farmern strikte ihre Muttersprache. Europäer hätten in ähnlicher Lage sicherlich lange schon die Sprache der erfolgreichen Mehrheit des Landes angenommen! Solcher „Konservativismus", solche geringe Fähigkeit oder Neigung zum Sprachwechsel könnte sehr wohl an der Sprachenzersplitterung im indianischen Amerika wesentlich mit schuldig sein.

Die Antler sehen gerne die Bilder in illustrierten Zeitschriften, haben aber keine Freude am Lesen.

Sowie die Indianer aus den Gebrauchsgüterangeboten der Europäer rasch eigenschöpferisch eine Reiterjagdkultur machten, indem sie ihre Fußjägergewohnheiten organisch auf Pferdegebrauch umstellten (Wissler 1914), haben sie auch rascher eigenschöpferische Religionen dem Christentum entgegengestellt, als sie echte Christen zu werden vermochten. Das wichtigste Beispiel dafür ist der Peyotekult, der auch unter den Antlern zu großer Bedeutung kam. Es handelt sich um nächtelange Zusammenkünfte zum Erlang von religiösen Visionen unter dem Einfluß der aus Mexiko gekommenen Peyotedroge. Echt indianische Elemente sind mit christlichen Gedanken und Verbrämungen vermischt. Der neuen Zeit entspricht auch die raschere Verbreitung der Droge selbst. Der Peyotejünger ist u. a. zur Alkoholenthaltung verpflichtet, so daß auch ein Ankämpfen gegen das neue Nationallaster in diesem neuen Kult sichtbar wird. Gleiches berichtet Jaime de Angulo (1929) von einer anderen Neureligion, deren Aufkommen in Kalifornien genau beobachtet werden konnte.

Die Bilanz der 400jährigen christlichen Missionierungsbemühungen ist hingegen im ganzen sicher nicht glänzend. Auch hier sind die Antler ein Beispiel, das sich weithin verallgemeinern läßt. Sie nahmen die Kirchenlehre als einen Teil der neuen Situation auf und ihre eigenen kirchlichen und priesterlichen Einrichtungen sterben dahin. Daß aber der höchst lebendig bleibende Kern der indianischen Religion, nämlich der Glaube an das Vorhandensein von mystischen Mächten, Geistern und Zauberkräften sich mit dem Christentum nicht verträgt, scheint ihnen kaum bewußt zu werden.

Besonders energisch haben sich die Jesuiten mit der Indianermission beschäftigt. Die Massentaufen und die Taufen Sterbender hatten natürlich keinen tiefgreifenderen Einfluß auf die Indianer. Erfolge erzielte das System der Versetzungen (Reduktionen). Indianer wurden unter Zwangsmaßnahmen, die oft an Sklavenjagden erinnern, dicht zusammengesiedelt und führten unter direkter geistlicher Aufsicht ein christliches Leben. Das Ende des unmittelbaren Zwanges und die im 18. Jahrhundert erfolgte Vertreibung der Jesuiten haben diese Reduktionen aber weder in Paraguay noch in Kanada überlebt.

Die südamerikanischen Indianer haben christliche Taufnamen, Sterbe- und Friedhofsitten übernommen; im übrigen ist ihnen die Kirche hauptsächlich eine Gelegenheit, unter geistlicher Sanktion Feste zu feiern, die vom Messegang zum Tanz und zur krönenden Trunkenheit fortschreiten. Höchst kennzeichnend ist, daß vor allem Karnevalsmaskeraden, welche an die gewohnten Maskentänze erinnern, ins indianische Volksleben übergehen (Nordenskiöld, Koch-Grünberg, Tessmann, Wegner u. a. m.).

Wie bei jedem Kultivierungsversagen wurde diesem oder jenem an den angewendeten Missionierungssystemen und -techniken die Schuld gegeben. Deutlich leuchtet aber überall die rassenmäßig geringe Adoptionsneigung der Indianer für das Christentum hindurch. Dabei sind die Indianer sicher keine unreligiöse, sondern im Gegenteil eine besonders innig religiöse Rasse, die aber von ihren eigenen Glaubensvorstellungen nicht so leicht lassen will.

Zum Schluß noch ein Einzelbeispiel einer alten, großenteils zum Abschluß gekommenen, neuerdings aber frisch in Fluß geratenen Indianer-Europäerauseinandersetzung, das den Vorteil hat, seit 1900 in Abständen mehrfach untersucht worden zu sein (durch Sapper, Termer, Thompson, Redfield, Landero, s. bei Termer 1937): Die Indianerbevölkerung Guatemalas.

Im allgemeinen war die Lage seit dem 19. Jahrhundert etwa bis 1920 unverändert, ja man kann sagen, daß in den Lebensgewohnheiten und in der Denkweise kaum Unterschiede zu jenen Zeiten bestanden, aus denen die kolonialspanischen Autoren über die Eingeborenen berichtet haben. Diese lebten im 19. Jahrhundert teilweise in mit Mischlingen durchsetzten Dörfern, teilweise in Streusiedlung, widmeten sich dem Feldbau, der Heimindustrie, dem Handel oder begaben sich durch Schuldverhältnisse in Abhängigkeit von Wirtschaftsbetrieben. Die für das ganze spanische Amerika typische Schuldsklaverei macht aus dem selbständig wirtschaftenden Hochlandsindianer einen unfreien, dem Zersetzungsprozeß durch Geldvorschüsse, Alkoholmißbrauch, Krankheiten und Vermischung mit dem Mestizenelement preisgegebenen Menschen. Das zufließende Geld dient nur zur Befriedigung augenblicklicher materieller Bedürfnisse. Europäische Werkzeuge zur Feldbestellung, Europäisierung der Tracht und des Schmuckes haben besonders seit den letzten 25 Jahren steigend Eingang gefunden. Um so konservativer haben sich die religiösen Anschauungen erhalten.

Seit drei Jahren bahnt sich eine neue Änderung an. Die Schuldnerarbeit wurde durch Gesetz aufgehoben. Die Weltwirtschaftskrise schmälerte die Einkünfte des

Indianers, was dieser mit gelassenem Gleichmut hinnahm. Zuerst sank der Alkoholkonsum, dann wanderten die Leute in ihre Heimatdörfer zurück. Auch der Europäisierung des materiellen Besitzes ist durch die Geldknappheit Einhalt getan. Als Ersatz für den Wirtschaftsverfall wurde aber auch in Mittelamerika wie anderwärts die Fremdenverkehrswerbung verstärkt. Die Folge ist, daß die Indianer vom Allerweltsreisepublikum wie lebendige Museumsstücke beschnüffelt werden. Sie werden dadurch aufgeschlossener, nehmen aber die gleichen schlechten Eigenschaften an wie alle vom Fremdenverkehr verseuchten Bevölkerungen, die gleichen Eigenschaften auch wie die nordamerikanischen Indianer, die von Reisegruppen besucht werden. Die Auflockerung zeigt sich z. B. darin, daß erst 1930 von L. Schultze die Mythen der Quiché aufgenommen werden konnten, die früher immer verheimlicht wurden.

Spanische Schulen bestanden schon im 17. und 18. Jahrhundert. Mit dem Verfall der Missionen sind diese Einrichtungen aber verschwunden, ohne irgendwelche Spuren im indianischen Volksleben zu hinterlassen. Nun werden diese Bestrebungen wieder aufgenommen, und das Spanische dringt im Augenblick stark vor.

Im benachbarten Honduras und San Salvador ist das Eingeborenenproblem „gelöst“: aber nur deshalb, weil es keine reinen Indianer in nennenswerter Zahl mehr gibt.

Trunksucht, leichte Aufnahme materieller Güter, aber Unlust in das Wesentliche der neuen Situation einzudringen, zähe Erhaltung der Sprache, Herabsinken unter Fremdenverkehrseinfluß, geringe Schulerfolge, Verständnislosigkeit für Gelderwerb, das sind die allgemeinen Züge dieses kurzen Bildes, welche die mittelamerikanischen Indianer in genau dem gleichen Lichte erscheinen lassen wie die nordamerikanischen — in einem wesentlich anderen aber als z. B. die Afrikaneger.

4. Relativer Reichtum

Der große schwedische Amerikanist Erland Nordenskiöld war der Meinung, auch die unterschiedensten Indianerkulturen seien einander noch ähnlicher als irgendeine indianische und außerindianische Kultur. Diese Meinung, die das Ergebnis intensiven praktischen und theoretischen Einlebens in die amerikanische Völkerkunde ist, beinhaltet schon, daß auch in Amerika Rasse und Kultur wo nicht zusammenhängen, so doch zumindestens zusammengehen.

Auf welchem Wege kommt man aber zu diesem rasch vorweggenommenen Schlußergebnis? Welches sind die Verhältnisse des „relativen Reichtums“, die das besonders Indianische an einer Kultur ausmachen? Überblickt man die indianischen Kulturgüter, so wird man zuerst eher gerade umgekehrt darüber staunen, in wieviel Stücken die amerikanische „zweite Kulturgeschichte“ der altweltlichen Kulturgeschichte gleicht.

In Buschans Völkerkunde I. Band (1922), der Amerikaner und Afrikaneger umfaßt, findet sich ein Sachregister für diese beiden Erdteile. Wenn man von allzu speziellen Einzelheiten wie Eigennamen und Sonderformen von Geräten ab-

sieht, sind 144 allgemeine Kulturerscheinungen beiden Erdteilen gemeinsam, 14 nur für die Afrikaneger, 47 nur für die Indianer vermerkt. Unter den letzteren sind noch viele, die zwar nicht gerade in Afrika, wohl aber sonst in der alten Welt vorkommen, so daß die Anzahl der wirklich eigenartig indianischen Kulturerscheinungen noch viel geringer ist. Psychologische Schlüsse gar kann man erst recht nur auf die wenigsten aufbauen. Bei Indianern und bei Afrikanegern kommen u. a. die folgenden Kulturerscheinungen, von denen man das nicht ohne weiteres erwarten müßte, vor:

Adel, Ahnenkult, Altersklassen, Animismus, Baststoff, Befestigungswerke, Beschneidung, Bogen und Pfeil, Broncezeit, Bumerang, Divination, Dramen, Druckstempel, Exogamie, Fächer und Wedel, Färberei, Federschmuck, Felszeichnungen, Floßhäuser, Geheimbünde, Jagdgift, Götterglaube, Grubenhäuser, Gruppentotemismus, Harpune, Höhlenwohnung, Honig, Hörigkeit, Initiation, Jagdmasken, Kämme, Kanibalismus, Keule, Königstum, Kulturheroen, Kupferzeit, Lippenschmuck, Männerbünde, Männerhäuser, Masken, Mutterrecht, Menhire, Messiasglaube, Mondmythologie, Mosaiken, Musikinstrumente, Narkotika, Nasenschmuck, Ohrenschmuck, Paläste, Pfahlbau, Priester, Priesterschulen, Rauschgetränke, Schädelkult, Schamanentum, Schlagring, Schleuder, Schlitztrommel, Schrift, Schwirrholz, Straßenbau, Streitaxt, Tabusitten, Tatauierung, Tierfallen, Vaterrecht, Weberei, Wertmesser (Geld), Wurfmesser, Zahndeformation, Zauberglaube.

All dies sind Erscheinungen, die keineswegs in jeder beliebigen menschlichen Kultur zu finden sind. Wenn sie in beiden Erdgebieten gleich nachzuweisen sind, dann kann dies folgende Gründe haben:

1. Den nicht rassendifferenzierten Teil der menschlichen Erbveranlagung.

2. Das Erbe sehr alter Kultur, das Neger wie Indianer wahrscheinlich beide ursprünglich aus Asien mitgebracht haben und auf dem kontinuierlich weitergebaut werden konnte.

3. Neuere Kulturgutverschlagungen, die gleichzeitig nach Afrika und Amerika kamen.

4. Die ähnlichen Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Erdenlebens.

Von diesen vier Ursachengruppen spielen neuere gemeinsame Kulturguterwerbungen sicher eine sehr kleine, Gemeinsamkeiten des ältesten Kulturerbes sicher eine große Rolle. Daß dieses Erbe beiderseits erhalten bzw. beiderseits parallel fortentwickelt wurde, geht aber auf die erste und letzte Ursachengruppe zurück: auf den nicht rassendifferenzierten „allgemein-menschlichen" Teil der Erbveranlagung und auf die Gleichartigkeit der Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Erdenlebens. Erst recht entspricht diesen beiden Ursachengruppen natürlich die Tatsache, daß eine große Anzahl von Kulturgutschöpfungen in der Alten und der Neuen Welt überhaupt unabhängig voneinander erfolgt sind.

Auch Nordenskiöld (Comp. Ethn. Studies 8) beweist, indem er sich bemüht, möglichst viele Kulturgüter aufzuzählen, die von den Indianern erfunden sein müssen, weil sie in der Alten Welt überhaupt nicht

bekannt waren. vor allem. wie selten solche Alte und Neue Welt gründlich unterscheidende Erfindungen sind. Besonders gilt das. wenn man jene Erfindungen ausschaltet, welche die Nutzung nur in Amerika vorhandener Pflanzen betreffen.

Dann bleibt nur folgendes: Tabakpfeife, gegabelte Zigarrenhalter. Gummibälle, -ringe und -klistierspritzen, Rohre zum Inhalieren von Schnupftabak. Platin. Kupferschweißen. Verstärkung von Töpferton mit Grannen. Hängematten. Schrumpfköpfchen nach Jivarosart, Quipus in Dezimalsystem. Mayakalender. einige Musikinstrumentenformen. domestizierte Bienen.

Schließlich sei noch darauf verwiesen, daß wir ja auch im I. Band schon zu einem Ergebnis gekommen sind, das gegen besonders ausgeprägte Eigenart der Indianerkulturen zu sprechen scheint (vgl. S. 200 ff.).

Wenn die eingangs angeführte Meinung Nordenskiölds trotzdem viel Richtiges hat, so liegt das daran, daß Güter, die an sich in der Alten wie in der Neuen Welt vertreten sind, doch hier und dort ungleich häufig und typisch sind (was bei den vorgebrachten, rein alternativen Zählungen ja nicht zum Ausdruck kommen kann), daß sie bei gleicher Grundidee ungleiche Stilfärbung annehmen, und daß es schließlich auch einige für Amerika allein typische Kulturerscheinungen gibt.

Wir wenden uns im folgenden einzelnen besonders auffallenden Zügen vieler oder aller Indianerkulturen zu.

Auffällig ist die große Zahl der indianischen **Narkotika, Rauschtränke** und **Gifte.** Die Indianer sind wohl die raffiniertesten und kenntnisreichsten Giftmischer, Giftgenießer und Entgifter unter allen Völkern vor Anbruch der modernen europäischen Chemie gewesen. Liegt das an der Naturausstattung? Diese wurde ohne Zweifel soweit ausgenutzt, daß die Europäer in Amerika keine einzige Heil- oder Giftpflanze finden konnten, die nicht schon von den Indianern entdeckt worden war (Nordenskiöld). Liegt es an der allgemein sehr reichen Entwickelung der indianischen Pflanzen- im Vergleiche zur Tierzucht? Die Entdeckungen sollen zumeist aus dem mittelamerikanischen Hochkulturgebiet stammen. die Verbreitung vieler Gifte ist aber eine sehr weite, viel stärker allerdings in Süd- als in Nordamerika. wo z. B. alkoholische Getränke annähernd unbekannt waren.

Reko (1936) beschreibt 12 hauptsächliche mittelamerikanische Gifte und sagt, daß er deren Zahl leicht auf 20 bringen könne.

An den Genußgiften interessieren den Kulturbiologen drei Fragen. die auseinandergehalten werden müssen: Wie ist die unmittelbare Wirkung des Giftes? Wie steht es um Gewöhnung, Süchtigkeit und Dauerschäden? Wie stark ist das Verlangen nach diesem und jenem Genußgift? Diese dritte Frage nach der Adoptionswahrscheinlichkeit bestimmter Gifte ist natürlich die eigentlich kulturbiologische Frage.

Die unmittelbaren Wirkungen vieler Gifte auf Angehörige verschiedener Rassen gleichen sich in groben Zügen. J. Lange (1936) hat aber mit Recht auf eine Reihe wahrscheinlicher Rassenunterschiede der Giftbedürfnisse hingewiesen. Das Opium konnte nur in China zur Volksseuche werden. Haschisch hat sich im Orient, aber nicht in Europa verbreitet. Auch die Dauerschädigungen dürften in dem Sinne verschieden sein, daß die rassenfremden Gifte im allgemeinen die verheerendsten Wirkungen haben, z. T. wohl wegen der noch ungenügenden Ausmerze der besonders süchtigen und anfälligen Individuen.

Die indianischen Gifte verschaffen eine kennzeichnende Art von Befriedigung. Viele von ihnen schmecken absolut nicht gut, werden auch kaum wegen der An- und Aufregung genossen, sondern sollen in erster Linie Träume, Visionen und Sonderzustände bringen. So haben die zwölf von Reko beschriebenen Gifte folgende Wirkungen:

Ololiuqui dient zum Verkehr mit der Geisterwelt und zur Hypnose. Es genießt mystische Verehrung.

Peyotl (Meskal) ist wegen seiner bewußtseinsverändernden, halluzinatorischen und illusionären Wirkung auffassungspsychologisch, ja erkenntnistheoretisch sehr bemerkenswert und aufschlußreich. Zum Beispiel verändert es den Zeitsinn höchst merkwürdig (über den Peyotekult vgl. S. 275).

Marihuana verfeinert äußere Eindrücke von angenehmer Art, schwächt die unangenehmen Eindrücke. Führt zu phantastischen Schwelgereien über Naturwunder und zu sexuellen Erregungen.

Toloachi gibt stark sexuell betonte Träume. Macht gegen die Umgebung gleichgültig. Gilt als göttlich.

Ayahuaska, „Trank der grauenhaften Träume", wüste Träume, Visionen, Umgang mit Geistern, gibt Prophetengaben.

Colorines werden von Frauen benutzt, um „die Freuden der Liebe auch ohne Männer genießen zu können".

Sinicuichi verändert die raumzeitliche Orientierung; weit zurückliegende Dinge werden sehr nahe gerückt.

Coztic-Zapote benutzt man, um sich künstlich in schwindelig-taumeligen Zustand zu versetzen.

Nanacatl, der Irrsinnspilz, bewirkt Rausch, Ekstasen, Geistesstörungen; wird benutzt, um besser sehen, hören und lieben zu können. Ähnlichkeiten mit dem Alkoholrausch.

Xomil-Xihuite, Camotillo und Cohombrillo werden nur zum Giftmord, das letztere als Katermittel verwendet.

Wie man sieht, läßt sich der Indianer von fast allen seinen Giften ungewöhnliche passive Eingebungen und Erlebnisse schenken. Der trinkfeste Europäer hingegen sucht im Alkohol vor allem den Rausch ungewöhnlicher Aktivität.

Ebensowenig wie es zufällig sein dürfte, daß gerade China das Opium, gerade der Orient den Haschischtraum, gerade Europa (und Negerafrika)

den Alkohol besonders schätzt, dürfte das Zusammentreffen eines besonders reichen Arsenals visionärer Genußgifte mit der indianischen Rasseneigenart zufällig sein. Hier hat die weitere Forschung noch ein wichtiges Gebiet!

Auch für den starken Alkohol, den sie von den Europäern kennenlernten, waren die Indianer besonders empfänglich. Wahrscheinlich hat willenmordende, süchtige Alkoholtrunkenheit in keinem anderen Naturvölkergebiete so verheerend gewirkt, wie in einem großen Teil Amerikas.

Alkoholika haben „in ganz Amerika zum Genuß ohne Grenzen und bis zur Sinnlosigkeit geführt“ (Argensola). Für Schnaps war den Indianern alles feil. Indianerhäuptlinge baten die Weißen dringlichst, den Schnapsverkauf in ihren Dörfern einzustellen, denn sie konnten, obwohl ihnen die furchtbaren Wirkungen vor Augen standen, weder ihre Leute noch sich selbst aus Eigenem zurückhalten. (Vgl. demgegenüber die Maori, S. 243.)

„Nicht im Genuß, sondern im Rausch sucht der Indianer die Seligkeit des Trinkens“ sagt Friederici von den Nordamerikanern. Für diese gewann Alkohol also wieder die gleiche, dem Europäer fernstehende, ja eher als unerwünschte Zutat erscheinende Bedeutung, wie für die Mittelamerikaner ihre einheimischen Genußgifte. Auch das gleiche Genußmittel kann um ganz verschiedener Wirkung willen gesucht werden!

Jedes Buch über Südamerika enthält Berichte, die zeigen, daß die südlichen Indianer dem Alkohol genau so ausgeliefert sind wie die nördlichen. Es hat sich daran auch bis in die Gegenwart nichts geändert, obwohl die alleralkoholsüchtigsten Erbstämme seit der Conquista doch wohl ausgemerzt sein müßten.

Sinnlose Trunkenheit ihrer Indianerfreunde haben Koch-Grünberg, Nordenskiöld, E. Rosen, M. Schmidt, Wegner, Latcham u. v. a. erlebt. Das Dasein der Chakoindianer ist zuerst dem Spiel, dann der Liebe, dann dem Trunk gewidmet. Katholische Festtage gehen in Peru wie in Bolivien und Brasilien vom Kirchgang zu Maskentänzen und schließlich zur schweren Betrunkenheit aller Teilnehmer über.

Es ist kein Geheimnis, daß alle Völker den Alkoholrausch schätzen. Aber ebenso wie nur bestimmte Individuen Alkoholisten werden, ist das Darniederliegen des kulturellen Lebens und der völkischen Tüchtigkeit infolge Trunksucht durchaus nicht bei allen Naturvölkern in gleichem Maße eingetreten wie bei den Indianern.

Auch der Tabaksgenuß ging bekanntlich von Amerika aus und ist dort so formenreich entwickelt, daß europäische Genießer noch allerlei davon lernen könnten.

Von der visionären Wirkung der Mehrzahl indianischer Drogen kommen wir zu der allgemeinen Erscheinung, daß **Mystik** und **Visionen** in den meisten Indianerkulturen eine besonders große Rolle spielen. Scha-

manismus, d. h. zauberisch-mystische Betätigung besonders veranlagter Individuen, die Jenseitsreisen und Geisterbesessenheit erleben, ist in Amerika durchgehends zu finden. Von vielen Indianervölkern wird aber sogar verlangt, daß jeder heranwachsende junge Mann sein eigener Schamane ist und in individuelle Beziehung zur Geisterwelt tritt. Das geschieht in der Regel in der Form, daß er sich unter Observanzen, Fasten und Kasteiungen an einem einsamen Ort absondert und dort einige Nächte verbringt, bis sich ihm in traumhafter Vision der Geist zeigt, der ihm im weiteren Leben Helfer und „Schutzengel" sein will. Man stelle sich einmal einen Jahrgang unserer Rekruten, oder auch abergläubigste europäische Bauernburschen vor, die Mann für Mann auf einsamer Wacht darauf warten müssen, daß ihnen der Teufel leibhaftig erscheint. Wie lange und mühsam müßten die meisten wohl vergeblich auf Posten stehen? Wenn ebensoviele Indianerburschen vergeblich auf die Begegnung mit ihrem Schutzgeist warten müßten, würden solche Bräuche kaum so tief in das indianische Volkstum eingedrungen sein.

In der individuellen Aufsuchung des Totem-Schutzgeistes könnte übrigens noch eine andere Eigenheit der indianischen Kulturen aufleuchten: Die geringe Kollektivität und die Stärke und Eigenwilligkeit des indianischen Individualismus.

Bei den Prärie-Indianern entstehen alle religiösen Zeremonien und Praktiken im Traum oder in induzierten Visionen und werden durch Träume oder induzierte Visionen sanktioniert (Wissler). Nur im Traume enthüllt sich den bolivianischen Jivaros die sichere Wahrheit, der Wach-Wirklichkeit steht man skeptisch gegenüber (Karsten). Um solche glatte Verkehrung des normalen Wirklichkeitserlebens wiederzufinden, müßte man schon die verstiegenen Lehren vereinzelter Mystiker der Hochkulturen heranziehen. „Der Indianer ist vor allem anderen Mystiker" (Wissler 1915). Farben- und Zahlensymbolik spielt in Amerika weit über den Hochkulturumkreis hinaus eine alles durchdringende Rolle. Die übernatürlichen Mächte werden häufig als unbestimmtes Geheimnis verehrt.

Jeder Indianerstamm glaubt sich in ein gewaltiges Weltengebäude mit einer Mehrzahl übereinanderliegender Schichten, häufig auch mit einer Abfolge von Weltaltern eingebaut. Die Himmelsrichtungen spielen eine mystische Rolle. Derartige Vorstellungen mögen in der Hauptsache aus den Hochkulturen und ursprünglich vielleicht aus Asien kommen. Daß sie sich so weit verbreitet haben, ist jedenfalls bemerkenswert.

Niemand wird vom Afrikaneger sagen, er sei vor allem Mystiker. Dem „The Indian is above all a mystic" Wisslers steht das „There is too much real about the Bantu and not enough ideal, too much lust, not enough love" Willoughbys vielmehr schnurstracks entgegen.

Umgekehrt wird niemand dem Indianer ein heftiges „theoretisches Interesse“, Freude und Pein an der Orientierung in der Welt absprechen, während dem Neger solches Interesse unter allen Vorbedingungen höherer Kulturleistungen am meisten fehlt.

Die große Bedeutung von **Askese** und **Selbstkasteiung** im Indianerleben erinnert an indische Fakire oder altchristliche Büßer. Solche Haltungen kommen also auch außerhalb der Hochreligionen vor, entspringen allerdings bei den Indianern nicht einer Verachtung alles Irdischen, sondern gelten ihnen als erstaunliche Leistungen und als wirksames Mittel, „die Arme der Götter herbeizurufen“. Vielfach sind sie überhaupt nicht zweckbestimmt, sondern werden aus bloßer Freude an stoischer Selbstbeherrschung betrieben (Speck 1933). Weit über den Bereich der amerikanischen Hochkulturen hinaus findet man Geißelungen, Selbstzerfleischung, Marter durch Ameisenbisse und andere Formen der kasteienden Mutprobe. Von Nordwestamerika bis in den Chako ist derartiges verbreitet. Keine andere Naturvölkerrasse zeigt solche Wertung eines starken, aber gegen das eigene Ich gerichteten Willens. Auch die Ethik der Selbstbeherrschung, die keine Karl-May-Sage ist, sondern tatsächlich bei vielen Indianervölkern geradezu überentwickelt ist, beruht schließlich auf der „Wertung eines starken, aber gegen das eigene Ich gerichteten Willens“. Selbstbeherrschung bedeutet, daß sich um die unwillkürlichen Antriebe die höheren Willensvorgänge und die verständige Reflexion wie eherne Fesseln schmieden, bedeutet also eine zumindestens in bestimmter Richtung besonders ausgereifte „Persönlichkeit“.

Zu solcher Persönlichkeit in europäischem Sinne sind die Ansätze auch bei indolenten, stumpfen und kulturarmen Indianern ohne Zweifel viel stärker als bei anderen Naturvölkern. Indianer erscheinen dem Europäer darum auch nicht leicht „wie die Kinder“.

Eine uns sonderbar anmutende Form passiven Heldentums ist es, daß es Indianern für heroisch gilt, sich von einer geliebten Frau freiwillig loszusagen (nach Pol. Anthr. Revue 1908, S. 278).

Auch an aktiver Grausamkeit haben die Indianer freilich viel auf dem Kerbholz. Die Grausamkeit der Vernichtungskriege, Marterpfähle, Skalpsitten und Menschenopfer hat in ihrer Nachhaltigkeit und systematischen Raffiniertheit sicherlich ebenfalls einen ganz anderen, eben indianischen Stil, als das gelegentliche brutale und explosive Wüten von Negern.

Erstaunlich ist, wie viele religiöse Verhaltensweisen, die wir in Europa erst seit den Hochreligionen kennen, in ursprünglicher und grober, aber unverkennbarer Form bei amerikanischen Naturvölkern wiederzufinden sind. So legen die Nordwestamerikaner vor allem Wert auf zeremonielle Reinheit, die sie freilich in erster Linie körperlich verstehen. Sie baden

wie der Hindu zur Entsündigung badet, leeren den Magen mit Brechmitteln, um ein angenehmer Aufenthaltsort für gute Geister zu werden, die sie aufnehmen wie der Katholik den Leib des Herrn. Mit Fasten und Enthaltungen wird in Nordamerika vielfach die Erfolgsaussicht bestimmter Unternehmungen erhöht, oder die Gottheit zum Mitleid mit dem sich quälenden Menschen veranlaßt (J. Blumensohn 1933). Geister aufzunehmen, also Besessenheit, ist ein ganz naheliegendes Ereignis. „Habt Mitleid!“ ist eine häufige Anrufung an die Geister.

Besonders überrascht waren die Spanier über die vielen „katholischen“ Züge im Religionsleben der mittelamerikanischen Hochkulturen.

Moralische Verhaltensweisen im engeren Sinne hängen so sehr von der in der betreffenden Gemeinschaft typisierten Norm ab, daß man sie nicht unmittelbar für Erbeigenschaften halten darf. Jedenfalls entspricht es aber dem Gesamtbilde des indianischen Charakters, daß sie im allgemeinen auch dem Europäer gegenüber treu und zähe zum gegebenen Wort und zur versprochenen Bundesgenossenschaft standen.

Die Irokesen z. B. waren „Erbfreunde“ der Engländer. Umgekehrt entspricht dem gleichen Charakterbild aber auch die große Häufigkeit zähester, durch Generationen hingezogener Erbfeindschaften zwischen bestimmten Stämmen. Einen psychologischen Hintergrund dafür darf man um so mehr suchen, als es sich häufig nicht um Wettbewerb in der Erreichung bestimmter Ziele wie Landbesitz oder Handelsgeltung oder Herrschaft handelt, sondern um Haß, Rachsucht und Feindschaft an sich.

Im Kriege wird ebenfalls vor allem der „passive Heroismus“ der Indianer in der Verteidigung gelobt (Friederici).

Die durchdachte Taktik und Disziplin der Indianerkrieger ist bewundernswert. Die Kriegertugenden der Nordamerikaner überragen dabei noch weit diejenigen der tropischen Südamerikaner.

Das wirkte sich dahin aus, daß die Spanier in Südamerika über ihre indianischen Hilfstruppen bald regelrecht befehlen konnten, während die nordamerikanischen Indianerfreunde von den Europäern immer mit Glacéhandschuhen angefaßt werden mußten und sich ungebärdige, stolze, ja unverschämte Forderungen an ihre weißen Freunde leisten konnten. Im ganzen wurde Amerika von den Indianern für die Europäer erobert (Friederici).

Das **politische Leben** der Indianer ist durch zwei Erscheinungen ausgezeichnet: Durch Theokratie und durch Demokratie. Theokratie (Gottesherrschaft) ist die politische Auswirkung der Mystik im Indianercharakter. Demokratie ist auf der anderen Seite die politische Auswirkung der Rechtsansprüche der auf ihr Inneres horchenden und in selbstbeherrschender Willenszucht anspruchsvoll gewordenen Persönlichkeit. „Der Gottheit gegenüber Unterwerfung, den Menschen aber gleiches Recht“.

so drückt L. Schultze den Grundzug im sozialen Empfinden der Quiché-Indianer in Guatemala aus.

Insbesonders hängen die in Amerika im ganzen selten zu nennenden Ansätze zu despotischer Herrschaft regelmäßig mit der „Unterwerfung unter die Gottheit", mit Theokratie zusammen und werden durch einen gewaltigen ideologischen Überbau gerechtfertigt, während in Afrika nur die nackte Tatsache der Gewalt und des höfischen Pompes bestehen bleibt.

So wird das Mayaleben vom überentwickelten Götterhimmel und seinen Priesterschaften bestimmt. Die „Könige" der Mexikaner wie der Chibcha waren eigentlich Oberpriester, wenn nicht Göttersöhne wie die peruanischen Inkas. Von Naturvölkern mit vorwiegender priesterlicher Gewalt seien die Karaiben Mittelamerikas, die Kágabas Kolumbiens und die Urwaldindianer nach Koch-Grünberg genannt.

Die Indianer können — das ergibt sich schon aus den ganzen bisher aufgezeigten Charaktereigenschaften — nicht Massenmenschen wie die Neger sein und fließen nicht so leicht wie diese in ein leicht beherrschbares Kollektiv zusammen.

Das wirkt sich z. B. dahin aus, daß die elend behandelten indianischen Kautschukarbeiter zu Sklavenrevolten nach Art der Negersklaven unfähig sind (Nordenskiöld). Freiheit und Unabhängigkeit hatten für die Indianer überall überragenden Wert. Sie flohen lieber in die tiefsten Wälder anstatt sich zu unterwerfen.

Daß die Indianer nicht Massenmenschen sind, heißt aber durchaus nicht, daß sie ungesellig wären. Das zeigt sich schon darin, daß vielfach die vertraute Siedlungsgemeinschaft auch ganz besonders enge zusammenwohnt. Wir haben schon besprochen, daß Indianer„dörfer" oft aus einem einzigen Haus bestehen, während selbst Neger„paläste" Konglomerate aus kleinen Hütten bleiben. Das Zusammenwohnen vieler Familien unter gleichem Dach findet sich bei den „Langhäusern" der Irokesen in Nordamerika wieder; auch die Pueblobauweise, welche darauf hinausläuft, daß gleichsam eine ganze Kleinstadt zu einem einzigen Hause wird, ist ein Zeugnis dafür, daß die Indianer die enge Berührung mit ihresgleichen keineswegs scheuen.

Die größere politische Zusammenfassung dürfte in Amerika meist den Umweg über eine besondere Entfaltung „Innerer Kultur" genommen haben. Die handwerklich fleißige, lebensmächtige, von einer ideologischen Priesterschaft geleitete Menschenverdichtung, die Stadt, nicht die halb räuberische Herrschaft, ist soweit wir sehen das Älteste an Amerikas Hochkulturen. Mittelamerika wie Peru waren die längste Zeit nur mit Stadtstaaten ohne weitläufigere Zusammenfassung überzogen, hierin dem alten Griechenland gleichend. Größere Gebilde ergaben sich durch Städtebünde, so wie selbst das mächtige Mexiko zur Zeit des Cortez nicht eigentlich ein Reich, sondern eine Städtekonföderation darstellte.

Die Azteken, die führenden in dieser Städtekonföderation, waren eigentlich eine gigantische Kopfjägergemeinschaft, deren Kriegszüge den ausdrücklichen Zweck hatten, das Bedürfnis nach Gefangenen für Opferzwecke zu befriedigen. Landbesitz fiel ihnen mehr nebenbei zu, während es uns gewohnter ist, daß in Kriegen Landbesitz erstrebt wird und umgekehrt die Kriegsgefangenen eine eigentlich lästige Beigabe sind.

Auch in Nordamerika haben die Indianer nicht Erobererreiche, sondern Stammesbündnisse gegründet, deren Kitt ein mystischer, sachlich unbegründeter Glaube an Blutsverwandtschaft war.

Jede der fünf „Nationen", die sich zum Irokesenbund zusammenschlossen, enthielt die gleichen Sippen, die nach Totemtieren benannt waren. Jede einzelne der Nationen war eine Gemeinschaft aller Totemsippen und eine fraglose, historisch gewordene Wirklichkeit. Daß aber der Bund so lange und wirkungskräftig bestehen konnte, lag daran, daß sich auf der anderen Seite auch alle Wölfe oder alle Bären aus den verschiedenen Nationen für eng zusammengehörige Blutsverwandte ansahen. Nur auf nüchterne Zweckmäßigkeit gebaute politische Bündnisse gleichberechtigter Staaten sind ja bekanntlich recht labil und im ganzen wenig aktionsfähig.

Daß auch die höheren politischen Gestaltungen der Indianer so oft auf *Summation gleichberechtigter Städte- oder Stammesindividuen* ruhen, zeigt wieder den demokratischen Grundzug der indianischen Politik.

Die Inkas als ein Fall ausgesprochenen und zähen Herrschaftswillens stehen in Amerika ziemlich allein da. Man kann allerdings die Frage aufwerfen, ob sie nicht den ersten Beginn und die erste Vorausnahme einer auf Menschenbeherrschung gerichteten Entwickelung der indianischen Politik gewesen sein mögen.

Wie offensichtlich immer in der Weltgeschichte ist die demokratische Gestaltung des Soziallebens auch in Amerika mit *besonderer Macht der reichen Leute*, mit Plutokratie, verknüpft. „Der reiche Mann" und „Häuptling" sind vielfach gleichbedeutende Begriffe. Von besonderem Interesse ist, daß die gesellschaftliche Funktion des Besitzes eine ähnliche ist wie in Melanesien. Nicht um Nutzung, sondern um *Ehrgewinn durch freigiebige Weggabe* bei festlichen Gelegenheiten geht es in erster Linie. Besonders berühmt sind die Potlachfeste der Nordwestküste geworden, aber auch bei den Prärie-Indianern findet sich die gleiche Einstellung, und auch in den peruanischen Anden sparen heute noch selbst die ärmsten Leute jahrelang, um einmal im Leben ein glänzendes Fest geben zu können (R. *Wegner*). Steckt etwa eine tief verwurzelte *Lust am sich selbst berauben* dahinter, die sich den sonstigen Zügen passiven Heldentums und stoischer Beherrschung, welche die Indianer aufweisen, sinngemäß einfügen läßt?

In Melanesien wird hingegen lieber erworben, besessen und hergezeigt als Besitz vernichtet.

Gut paßt zum Bild des Indianercharakters auch, daß trotz aller demokratischen Grundhaltung bewußte Unterordnung und Disziplin besonders im Kriege überall in Amerika bewahrt wurde. Ohne diese Fähigkeit wären die Indianer nicht in Nordamerika, in Südchile, in Bolivien und Patagonien so gefährliche Feinde der weißen Eroberer geworden. Auch in Ekuador sollen sich 1599 20000 Jivaros-Indianer erfolgreich zur Zerstörung der spanischen Städte zusammengefunden haben, während man sonst von diesem Volke nur endlose Zwietracht, Sippenfehden und Blutrachemorde kennt. Die Lagerkreise (Camp-Circles) der Prärie-Indianer erinnern an strenge geregelte militärische Zeltlager usw. Bewußte Unterordnung und Disziplin ist sicher auch der Grundpfeiler des Inkareiches gewesen.

6. Ausdrucks- und Stilähnlichkeit der Güter

Wir beginnen wieder mit dem indianischen Kunststil. Werden einem Ethnologen amerikanische Kunstgegenstände vorgelegt, so weiß er auch ohne spezielle Kenntnis gefühlsmäßig meistens recht deutlich, daß sie nirgends anders als von Indianern herstammen können. Am ehesten könnte ihm noch eine Verwechselung mit gewissen polynesischen Kunstschöpfungen passieren, also gerade mit Leistungen einer rassisch wie verbreitungsdynamisch den Indianern verhältnismäßig ähnlichen Rasse.

Daß es natürlich auch unauffällige und untypische Kunstwerke gibt, die ebenfalls zu Fehldiagnosen verleiten können, ist klar. Alle menschlichen Kunststile haben ja gewisse undifferenzierte Formeninventare gemeinsam.

Unser ethnologischer Kunstdiagnostiker würde bei den indianischen Kunstgegenständen nicht nur merken, daß sie in der Alten Welt weniger wahrscheinlich sind, sondern er würde auch positiv irgendwelche Zusammengehörigkeit fühlen, die von Alaska bis Südchile reicht und nicht geringer ist als im Falle Afrikas oder Melanesiens.

Worin besteht dieser „indianische Stil"? Man kann wohl folgende acht Merkmale als kennzeichnend betrachten:

1. Fragt man neuerlich an Hand der Lehmannschen Tafeln nach der Häufigkeit eckiger, gemischter und gerundeter Zierattypen, dann stellt sich Amerika im ganzen als ein Gebiet eckiger Formen dar, — obwohl runde keineswegs fehlen, ja in einzelnen Kunstprovinzen sogar einen beträchtlichen Teil der Muster ausmachen. Neben Afrika ist der amerikanische Kunstraum die Domäne eckiger Zieratmuster.

2. Auch in dem zweiten früher herangezogenen allgemeinen Merkmal zeigt sich Übereinstimmung zwischen Afrika und Amerika: Ausgewogene Flächenkontraste sind hier wie dort gegenüber dünnen Linien über der Fläche häufig.

3. Ganz anders ist das Bild aber, wenn wir nach dem dritten früher behandelten Merkmal, nach der Gestaltungshöhe und Kompliziertheit der Ornamenttypen fragen. Hier besteht zwischen Afrikanegern und Indianern ohne Zweifel nicht Gleichheit, sondern stärkster Gegensatz! Amerika ist

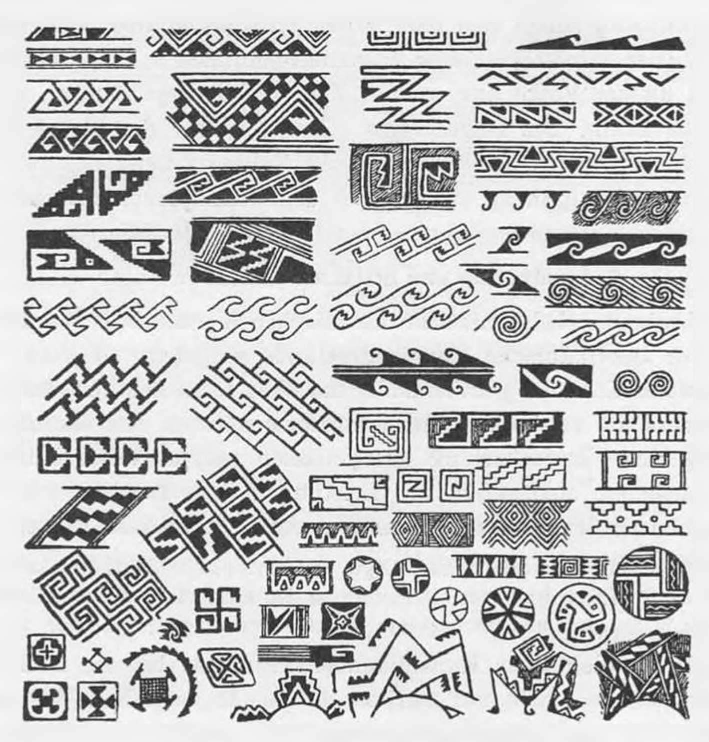


Abb. 115. Indianische Zierformen (Pueblos). Aus Lehmann.

Hauptland kompliziert gestalteter Einzelformen der Zieratkunst.

Sogar bei den auch in ihrer Kunstäußerung an sich natürlich armseligen Altbrasilianern wiegt mittlere Kompliziertheit (II. Stufe) über einfachste Formen vor. Die Flechtmuster der Karaya, die Rindenstoffe und Bemalungen Ostperus sind, obwohl von äußerst zerstreut im Urwald wohnenden Völkchen geschaffen, großenteils sogar zur Stufe hoher Kompliziertheit zu rechnen. Erst recht gilt das von der altperuanischen und von der Pueblo-Ornamentik, sowie von dem höchst komplizierten Zierstil, den die Nordwestamerikaner aus ihrer symbolnahen Darstellungskunst abgeleitet haben. Aber auch die Perlen-, Stick- und Flechtmuster der Prärie-Indianer sind, so wenig entwickelt diese ganze Kunstbetätigung aussieht, doch aus komplizierten Einzelformen zusammengesetzt.

Ausgerechnet die Muster der kalifornischen Körbe machen eine gewisse Ausnahme, sind wenig kompliziert. Wir haben früher davon gesprochen, daß die Kalifornier der Rasse nach altertümlich aussehen und daß ihre Kultur den Ein-

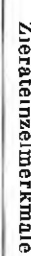




Abb. 116.

Häkchen = eckige
schraffiert = gemischte
schwarz = runde
Zierateinzelmuster



Abb. 117.

weiß = Dünnlinig
schwarz = Flächenkontraste



Abb. 118.

weiß = einfachste
schraffiert = mittlere
schwarz = komplexe
Zierateinzelmuster

Abb. 116—118. Verbreitung der Ornamentmerkmale in Amerika. Nach Material Lehmanns.

1 = Eskimo, 2 = Nordwestküste, 3 = Kalifornien, 4 = Präriestämme, 5 = Sonorische Indianer, 6 = Pueblo, 7 = Mexiko, 8 = Urwaldperuaner, 9 = Altperu, 10 = Bolivien, 11 = Zentralbrasilien, 12 = Südbrasilien.

druck allgemein geringer Entwickelungsenergie macht! Ist es Zufall, daß selbst die Zieratmuster ein Beispiel für diese geringe Gestaltungsenergie abgeben?

Vom Material ist die Gestaltungshöhe der Zieratformen nicht unmittelbar abhängig. So sind z. B. die Korbmuster der den Kaliforniern verhältnismäßig nahe wohnenden sonorischen Indianer ganz im Gegensatz zu denen der Kalifornier sehr komplizierte Mäanderfügungen.

4. Mit der Vorliebe für komplizierte, hochgestaltete Anordnungen hängt wohl zusammen, daß auch das „Große Ornament" in Amerika so häufig ist. Unter Großem Ornament sei folgendes verstanden: Die normale Hierarchie von Gegenstand und Ziermuster läßt viele bis sehr viele Zierateinheiten auf eine Objekteinheit kommen, wobei die Zierateinheiten gereiht, flächenhaft angeordnet oder mehr oder weniger bunt gewürfelt sein mögen. Von Großem Ornament wollen wir dort sprechen. wo nur wenige und dementsprechend gewöhnlich natürlich in großem Maßstab gezeichnete Ornamenteinheiten auf eine Dingeinheit entfallen. Ein Beispiel

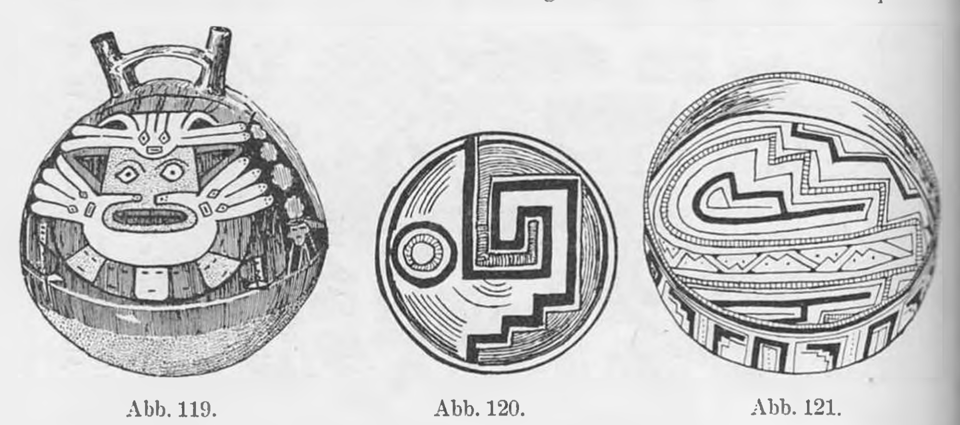


Abb. 119. Abb. 120. Abb. 121.

Abb. 119—121. „Großes Ornament" in Amerika.
Abb. 119 Krug aus Peru, aus Danzel: Abb. 120 Schild aus Mexiko, nach Buschan; Abb. 121 Schale der Chebero-Indianer (Urwaldgebiet), nach Tessmann.

dafür ist auch die Verzierung ostasiatischer Keramiken oder Lackarbeiten mit einer einzigen Landschaft. Auch in diesem für Ostasien so kennzeichnenden Brauch wird das zu Verzierende und die Zierat gleichgeordnet. So verfahren nun auch die Indianer mit Vorliebe (wobei inhaltlich oder formal natürlich keinerlei Ähnlichkeiten mit Ostasien bestehen) und erzielen damit ihre eigenartigsten und schönsten Wirkungen. Ein gutes Beispiel dafür ist der mit einer einzigen Mäanderwindung gezierte Schild. den Abb. 120 wiedergibt.

5. Nach dieser Nennung zählbarer und konkreter Eigenheiten darf eine Charakterisierung des „physiognomischen" Gesamteindruckes der Indianerkunst versucht werden.

Ich habe schon Anfang 1936, und sicherlich unbeeinflußt von kunstphysiognomischen Eindrücken, folgendes über das indianische Gesicht geschrieben:

„Ein gemeinsames Indianermerkmal geradezu kann man die Derbheit des Gesichtes nennen, woran die grobe Jochbogengegend und das sehr breite horizontal abschneidende Kinn am meisten beteiligt sind. Diese Derbheit ist oft das einzige Merkmal, an dem man Europäer und Indianer unterscheiden kann. In Nordamerika gibt es Indianer, die man, abgesehen von den Farbmerkmalen, leicht für Nordeuropäer halten kann, doch denkt man dabei immer mehr an den wuchtig-breiten (fälischen) Schlag. Südlichere Indianer würden ähnlich oft für dinarische oder mittelländische Menschen gelten können, wenn sich nicht auch an ihnen bei dunklerer Farbe die indianische Derbheit ausspräche."

Dieser Gesamteindruck läßt sich nun überraschend deutlich auf die Kunstleistungen der indianischen Rasse übertragen. Derb, nachdrücklich, mächtig, wuchtig, zähe, schwerfällig — das sind die Worte, zu denen man

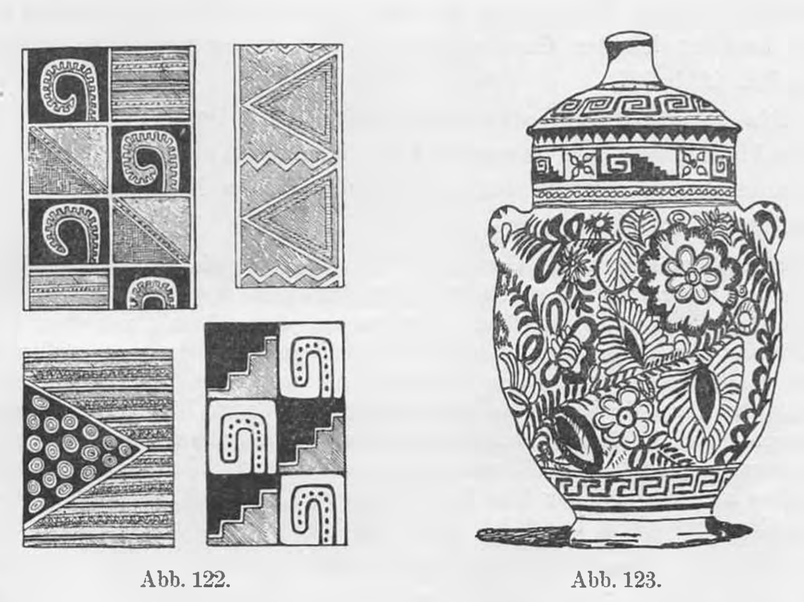


Abb. 122. Abb. 123.

Abb. 122 u. 123. Die historische Stetigkeit indianischer Kunst: Links: Ziermuster aus der ältesten Zeit (Archaicum), aus Spinden. Rechts: Moderne mexikanische Volkskunst mit teilweise gleichen Mustern und gleichem schweren Duktus der (von den Spaniern übernommenen) Pflanzenornamentik. Nach Atl.

sich zur Kennzeichnung am meisten gedrängt fühlt, wenn man amerikanische Plastiken, Malereien oder Zieratformen betrachtet. Auch die Kompliziertheit der Einfälle macht nichts weich, nichts zart oder zärtlich, schmeichlerisch, elegant oder graziöse. Selbst Webereien und Metallarbeiten, also die Hauptmittel urbaner Verfeinerung des kunstgewerblichen

Geschmackes, haben diese allgemeine indianische Kunstphysiognomie aufgeprägt.

Die Persönlichkeitsbedingtheit solcher Eigentümlichkeiten wird dann am deutlichsten werden, wenn man findet, daß auch von auswärts kommende Anregungen von den Indianern in gleichem Sinne verarbeitet worden sind. Zunächst ist da ganz im allgemeinen zu sagen, daß die Indianer von den spanischen Mustern höchst selten überzeugt worden sind und im ganzen zumindestens für den Eigengebrauch zähe an ihrer Kunst hängen. Was sollen den Indianern auch die grazilen Rankenmuster sagen, die andererseits so gut und selbstverständlich zu mediterranen Europäiden passen? Es gibt aber z. B. in Mexiko Vasenmaler, die von Motiven und Stilmitteln ihrer aztekischen Vorfahren so gut wie nichts behalten haben, behalten haben sie aber durch alle ihre reichen, freien und von bewundernswerter Einfallsfülle getragenen Schöpfungen hindurch den steifen und schwerfälligen Duktus und die nachdrückliche Dicke der Linien und damit den der leichten Grazie abholden und entgegengesetzten indianischen Stil (Abb. 123).

Abb. 124—134 zeigt, daß die dicke Linie, die wie der Schreibzug eines schwerfällig kraftdurchpulsten Riesen aussieht, in ganz verschiedenen indianischen Kunstgebieten eine besondere Rolle spielt.

Natürlich müßten solche Gesamteindrücke durchgehends geographisch belegt werden, und natürlich würde sich dabei zeigen, daß sie für das eine Gebiet besonders durchschlagend, für andere Gebiete hingegen nur eingeschränkt zutreffen; nicht ohne Belang ist z. B., daß man bei solcher spezielleren Aufgliederung vor allem das Gebiet der brasilianischen Tropenindianer als dasjenige erkennen würde, in welchem die Formen am wenigsten grob und zarte Linien am ehesten zu finden sind. Auch in dieser Einzelheit kann man aber noch einen physiognomischen Zusammenhang von Rasse und Kunstausdruck sehen, denn die brasilianischen Indianer haben nach der Meinung Koch-Grünbergs, die auch durch seine reichen Typenbildersammlungen belegt ist, verhältnismäßig häufig fein aussehende Züge.

6. Sind die Bewegungen der Linien amerikanischer Kunstwerke grob und schwerflüssig, so zeigt die indianische Figurenkunst doch nicht jene Neigung zur krampfhaften Starre, die wir für die Negerplastiken kennzeichnend fanden. Schon die ältesten indianischen Kunstwerke, die wir kennen, die Figürchen aus dem „Archaicum“, also aus den ältesten Fundschichten der nachmaligen mittelamerikanischen Hochkulturgebiete, zeigen nicht nur indianische Ornamentik mit all den hier angegebenen Merkmalen. Sie bewegen sich bei aller Ungeschicktheit der Formung unzweifelhaft. Wo die indianischen Künstler geschickter geworden sind, steigert sich die Bewegung zu großer und figurenreicher Dramatik (Mayahandschriften, Trujillo in Peru). Abb. S. 294.

7. Von der geballten Raumerfüllung der Negerplastiken bleiben auch die steiferen, eckigeren und stilisierten Indianerdarstellungen weit entfernt. Ebenso wie z. B. in Melanesien tritt eher eine Entwirklichung als eine Ballung des Körperlichen ein. Indianerkunst ist der Melanesierkunst über-

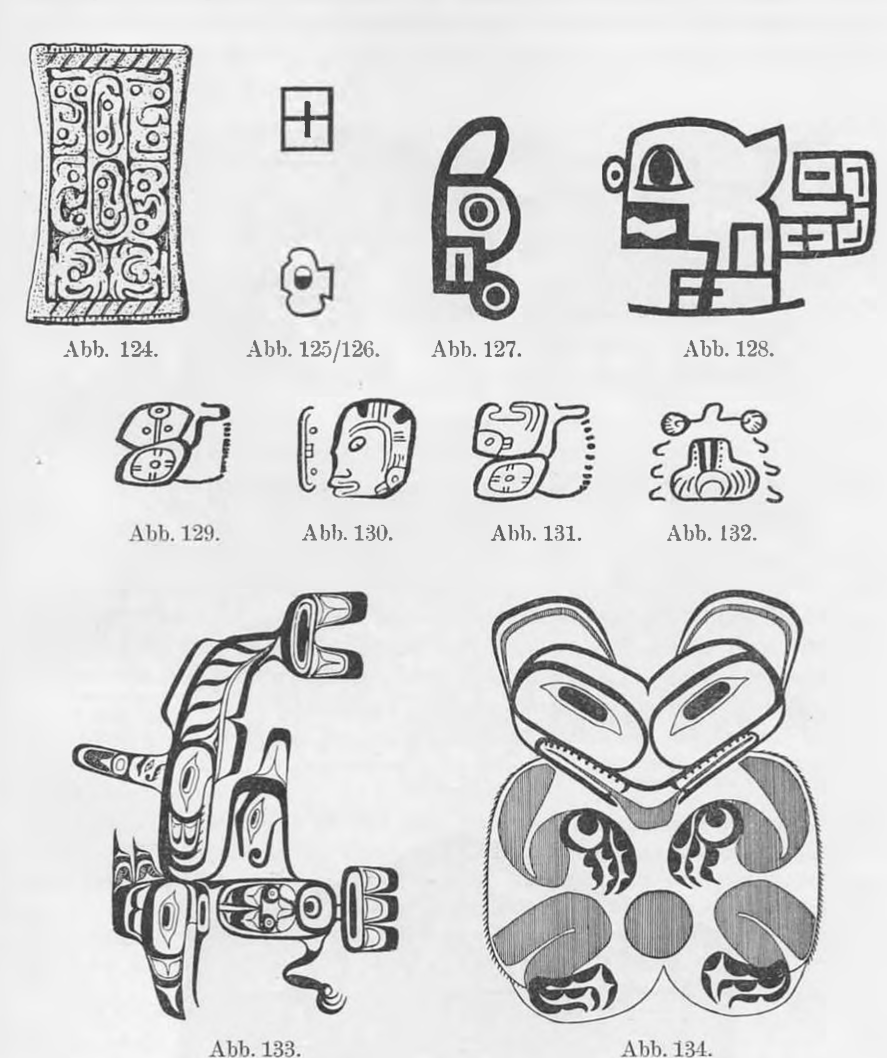


Abb. 124—134. Dicke Linie und symbolhafte Darstellung in Amerika.

Abb. 124. Menschenfigur aus einem vorgeschichtlichen Mound Nordamerikas. Aus Buschan.

Abb. 125—128 Tierfiguren, Altperu. Aus Mead.

Abb. 129—132 Maya-Bildschriftzeichen. Aus Spinden.

Abb. 133, 134 Nordwestamerikanische Tierbilder (der Bär auseinandergeklappt!). Aus Goddard.

haupt darin ähnlich, daß Darstellung, Formmelodie und symbolhaft gesetzte Bedeutung enge zusammengehen. Diese Undifferenziertheit, die an die Zeichnungen europäischer Kinder erinnert, ist in Amerika sicher nicht Zeichen besonderer Kulturarmut. Sie tritt in den amerikanischen Hochkulturen zumindest ebenso stark in Erscheinung wie in den kulturell primitiveren Indianerkulturen.

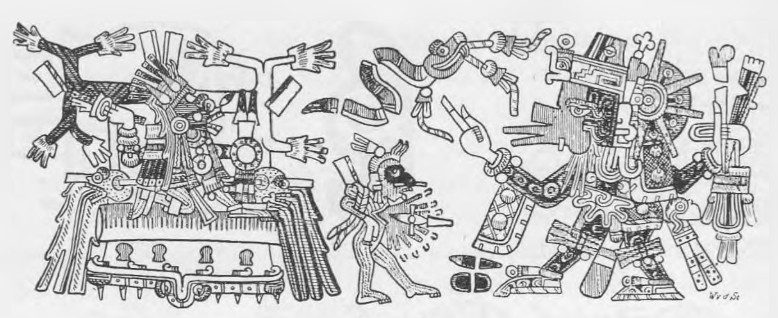


Abb. 135.

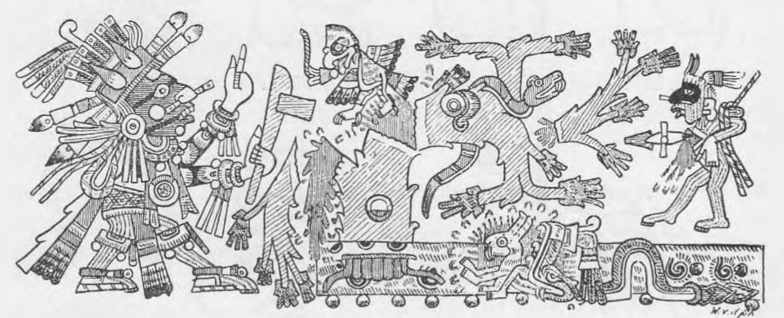


Abb. 136.



Abb. 137.

Abb. 135—137. Klitterwirrheit und bewegte Dramatik (oben) in Amerika.
Darstellungen aus einer Maya-Bilderhandschrift (aus Danzel) und gezierte nordwestamerikanische Decke (aus Goddard).

Melanesier- und Indianerkunst wird man trotz dieser einen Übereinstimmung übrigens schwerlich je verwechseln. Die niedrigen, in Dörfern verstreuten Bodenbauer Melanesiens haben im ganzen doch mehr Eleganzneigungen als die Hochkulturamerikaner — was kommt in Amerika etwa dem Kapkap-Scheibenschmuck Melanesiens gleich? — und die melanesische Kunst ist üppig, fließend und flirrend, zerfasert die Linie, anstatt sie schwerfällig zu verdicken usw. usw.

8. Schließlich eignet vielen amerikanischen Kunststilen eine besondere Art von Unübersichtlichkeit. Kunstwerke, die den Beschauer zur gleichzeitigen Aufnahme vieler Einzelheiten zwingen, die darum unübersichtlich, beunruhigend, wirr genannt werden können, kommen auf drei Weisen zustande:

1. durch beabsichtigte Formfarbigkeit,
2. durch besonders erregten Schwall von Formen,
3. durch allzuenge Klitterung allzuvieler Einzelheiten.

Formfarbigkeit hat mit ganzheitlicher Auffassung zu tun. Schallwirrheit erinnert an manische Erregungszustände, Klitterwirrheit an schizophrenen Ideenzerfall. Freilich handelt es sich dabei vielleicht nur um oberflächliche Parallelen!

Formfarbigkeit beabsichtigt jede Ornamentik, welche die Einzelmotive so dicht reiht, daß sie als solche unmöglich aufgefaßt werden können. Die Wirkung ist dann der Farbwirkung ähnlich, d. h. ein qualitativ kennzeichnender Oberflächeneindruck. Auf solche Weise ornamentierte Flächen sind für das Kunsterlebnis etwa mit rauhen, glatten, gerieften, gehämmerten usw. Oberflächen in eine Reihe zu stellen.

In Afrika geht die islamische Kunst in ganz besonderem Maße auf solche Formfarbigkeit aus, indem sie mit feinen und feinsten Arabesken, Ranken und Rosetten die Wände überzieht. Die Negerkunst hingegen hält sich von solchen Tendenzen bemerkenswert ferne.

Schwallwirrheit ist für uns Europäer am naheliegendsten mit dem Schwung und der pomphaften Theatralik des barocken Formenüberschwanges zu belegen. Wirr wird der Eindruck nicht so sehr durch die Überfülle der Einzelheiten als durch die allzu bewegte Verbindung, Verschlingung, Schwingung, in der sie sich finden. Solches Übermaß des Ideenantriebes und der Ideenverbindung nennt der Psychiater manisch.

Klitterwirrheit hingegen entsteht, wenn zu Vieles vor dem Beschauer liegt, ohne sinnvoll verbunden oder in einen „formfarbigen“ Gesamteindruck verschmelzbar zu sein. Dann steht man vor solchem Kunstwerk wie vor schizophrenen Äußerungen. Viel kommt dabei freilich auf Art und Vorbereitung des Beschauers an. Alles Fremde verwirrt zuerst und bekommt allmählich immer mehr Sinn und Zusammenhang. „Klitterwirr“ sind — das ist ebenfalls sehr wichtig, auch alle unlesbaren Schriftzeichen. Schrift will aber auch gar nicht eindrucksunmittelbar und auf einmal aufgefaßt werden wie ein Kunstwerk.

In der Südsee tatauieren die Marquesasinsulaner, indem sie Symbole aneinandern klittern. Die Spiralmuster der Maori hingegen sind, soweit überhaupt wirr zu nennende Bilder entstehen, dem Typus der Schwallwirrheit zuzurechnen.

Wir stellen diese allgemeinen Überlegungen an, weil die Indianerkunst besonders bemerkenswerte Beispiele für die künstlerische Wirkung allzu enge geklitterter Einzelheiten liefert.

Bei den Nordweststämmen werden Tier- und Menschenbilder für heraldische und religiöse Zwecke in stereotypen Formbildern wiedergegeben, die halb Darstellung, halb Bilderschrift sind, wie anderswo auch. Mit diesen Formbildern treibt aber nachträglich die Zierkunst ihr Spiel: Tiere oder Menschen werden in konventionell dargestellte Einzelteile zerlegt, die dann ohne jede Rücksicht auf den organischen Zusammenhang mit willkürlichen Größenverhältnissen aneinandergeklittert werden, um dekorative Wirkung zu erzielen (Abb. 137).

Auch die indianische Hochkulturkunst wirkt auf uns, selbst wenn wir nicht wenig Mühe aufgewendet haben, uns „hineinzusehen“, in sehr vielen Fällen „unübersichtlich“. Freilich ist nicht Weniges schon wegen seines schlechten Erhaltungszustandes und wegen des Fehlens der ursprünglich vorhandenen Farben unüberblickbar geworden, und kann man von allen Bilderschriften nicht verlangen, daß sie einen zusammenhängenden Gesamteindruck ergeben, denn Schrift will ja Zeichen für Zeichen gelesen werden (Abb. 124—139).

Natürlich m ü s s e n diese Kennzeichen indianischer Kunst nicht rassenbedingt sein. Daß sie es sein k ö n n t e n, dafür spricht ihre weite Verbreitung bzw. ihr vielfaches Auftauchen in Nord- und Südamerika; denn es handelt sich um a l l g e m e i n e, k a u m a l s s o l c h e v e r b r e i t b a r e S t i l t e n d e n z e n, die selbst bei historisch verbreiteten Einzelmotiven sich am ehesten abändern müßten, wenn sie nicht in der Persönlichkeit verankert wären; und es läßt sich auch einsichtig machen, w e l c h e rassischen Persönlichkeitsmerkmale sich in so gearteter Kunst widerspiegeln könnten (vgl. darüber auch S. 306 f.).

Die Kennzeichen indianischen M u s i k s t i l e s hat Francis D e n s m o r e (1933) auf Grund sehr umfangreicher Materialkenntnis aufgezählt. Das wesentliche daran hat aber auch schon H o r n b o s t e l (in K o c h - G r ü n b e r g) gesagt.

Der Gesang aller Indianer von den Polareskimo bis zu den Feuerländern hat einen gemeinsamen Charakter, der ihn von der Singweise aller anderen Völker unterscheidet. Was ist nun dieses allgemein-amerikanische? Es ist auch für den Unerfahrenen leicht zu hören, aber, wie alle Stileigenheiten, sehr schwer merkmalsmäßig festzulegen.

Indianergesang macht uns den Eindruck des Emphatischen. Zunächst infolge starker Betonung der Einsätze. Auf dem ersten Ton jeden Motives, bei Tänzen oft auf jedem Viertel, liegen dynamische Akzente; die Tanzgesänge erhalten dadurch

etwas gravitätisch Schreitendes... Endlich muß auffallen, daß die Indianer auf der Trommel, sehr im Gegensatz zu den Afrikanern oder Malaien, nie kompliziertere oder auch nur schärfer geprägte rhythmische Motive ausführen, sondern nur einförmige Reihen meist gleichlanger Schläge. Der Bewegungsablauf ist weder gleitend oder fließend, noch hüpfend oder springend, sondern ernst, bedächtig oder nachdrücklich schreitend... im allgemeinen sind Indianergesänge keineswegs einförmig oder beschränkt; im Gegenteil ist ihr Melos bei oft großem Tonumfang und erheblicher Ausdehnung der Strophe ungewöhnlich großzügig und auch für uns eindrucksvoll. Und gerade das Festhalten eines gleichen Grundmaßes über alle Feinheiten der rhythmischen und melodischen Einzelgestaltungen hinweg verleiht den Indianergesängen, selbst den profanen und heiteren, etwas Strenges und Unweltliches... Dieser Stil ist weder der Entwickelungsstufe noch der Kultur eigentümlich, sondern der Rasse... er bezeichnet die Bewegungsart, die gleichermaßen die Körperbewegungen des Tänzers, die Armbewegung des Trommlers und Raßlers, die Kehlkopf- und Mundbewegung des Sängers und Sprechers bestimmt. So fällt denn auch die gemeinsame Charakteristik der amerikanischen Sprachen durch Inkorporierung und Polysynthese haarscharf mit der der Indianermusik zusammen.

Die letzten deutenden Bemerkungen über den Zusammenhang des Musikstiles mit der Motorik und über seine Ähnlichkeit mit dem indianischen Sprachstil gelten ohne Zweifel ebenso wie für die Musik auch für die Bildende Kunst. Der hohen Kompliziertheit der Einzelmotive entspricht die geballte Gestaltung des indianischen Einzelwortes, das oft die Begriffe eines ganzen Satzes enthält, der Eckigkeit, Dicklinigkeit, Wuchtigkeit des Linienduktus entspricht das Emphatische, gravitätisch Schreitende, bei einfacher Rhythmik großzügig Getürmte der Musik.

F i n c k kennzeichnet nur die Eskimosprache. Das Wesentliche daran gilt aber zumindest auch für viele andere amerikanische Sprachen. Er stellt sie der Negersprache als das andere Extrem einer Variationsreihe gegenüber, die man aus den Haupttypen menschlichen Sprachbaues danach bilden kann, wie sehr die vor Beginn der Rede vorhandenen Vorstellungsmassen im Sprachausdruck zerstückelt werden. Diese Zerstückelung ist in den amerikanischen Sprachen am geringsten. Wird der negerische Satz durch A n r e i h u n g gebildet, so der amerikanische durch E i n v e r l e i b u n g aller Vorgangsbestimmungen in ein einziges oder wenige Worte.

Noch einige Bemerkungen über den indianischen im Vergleich zum negerischen Tanzstil! Den Bewegungen nach herrschen Ruhe, gravitätisches Gleichmaß bei den Indianern sicher stärker vor. Nur selten wird der Stampfschritt zum Schluß zum rasenden Wirbel wie bei gewissen Chakostämmen (E. v. R o s e n). Die zuckenden Rhythmen der Negertänze treten zurück. Aber auch nach der gewünschten Gesamtwirkung scheinen sich Neger und Indianer verschieden zum Tanze einzustellen. Beide suchen natürlich Erregung, der Neger aber „Bewegungserotik“, der Indianer hingegen „Entrückungserotik“. Der Neger erhitzt sich an seinen Tanzschritten bis zum Paroxysmus, der Indianer „wiegt sich in den abgemessenen Gleichklang des Reigens seelisch bis zur Benommenheit hinein“ (R. N. W e g n e r 1934). Darauf dürfte auch die ungleich größere Erhal-

tungszähigkeit der Masken- und Trachtentänze in Amerika zurückgehen. Der Indianer tanzt um der mystischen Entrückung willen, wie er ihretwegen trinkt. Neurologisch gesprochen vollzieht sich das Indianerleben in dieser wie in anderen Hinsichten — Selbstbeherrschung, Visionen — wohl an zentraleren Nervenapparaten als das Negerleben.

Die südamerikanischen Indianer begehen die Kirchenfeste als Tanzfeste. Die nordamerikanischen Indianer behalten entweder ihre Mysterientänze oder sie geben die überkommenen Tänze ganz auf. Das Zusammenschrumpfen auf rein körperliche Bewegungsübungen und das Ausarten ins Obszöne scheint im Gegensatz zu den Afrikanegern nicht die Art zu sein, in der Indianertänze sterben.

Erwähnung verdient, daß die Indianer Tänze, Sänge und Erzählungen bis in die unmittelbare Gegenwart hinein vorwiegend für übernatürliche Eingebungen halten (Densmore u. a. m.). Sie spalten also ihre eigene Schöpferfähigkeit erlebnismäßig besonders stark von ihrem sonstigen Selbstbewußtsein ab. Dieser Zug rückt ihre Eigenart wieder in die Nähe schizophrener Erlebnisweisen.

Wie ähnlich der allgemeine Lebensstil ganz verschiedener Indianergruppen wirkt, drückt sich in folgendem Satze E. v. Nordenskiölds aus: „Indianergeschichten“ aus der Prärie könnten mit leichter Abwandlung auch von den Araukanern oder Abiponern handeln, but by no stress of imagination could they be located in Mela-, Indo- or Polynesia.

Hier ist auch der beste Ort, die zweite Hauptfrage zu beantworten, die eingangs (S. 246) gestellt wurde. Wie spiegelt sich die Tatsache, daß es sich in Amerika um eine einzige, allerdings in sich sehr stark differenzierte Rasse (vgl. S. 252 ff.) handelt, während die Alte Welt verschiedene Großrassen beherbergt, in der Kulturbilanz? Die technische Kulturhöhe ist in Amerika ohne Zweifel recht verschieden gewesen, aber doch nicht so sehr wie z. B. in Europa und Australien. Stilverschiedenheiten gleichen Ausmaßes wie zwischen Europa, Afrika, Melanesien, Indonesien, Australien gibt es in der Neuen Welt erst recht nicht.

Die Kulturforschung kommt also zu dem Bilde, daß körperlicher und seelischer Differenzierungsgrad der Menschenrassen einander in großen Zügen entsprechen dürften. Je verschiedener das „Aussehen“, desto verschiedener die „Seele“ — diese naive Annahme dürfte nicht wenig Berechtigung für sich haben.

7. Vollkommenheitsvergleich

Interessant ist zunächst ein Vollkommenheitsvergleich der amerikanischen Indianerkulturen mit der Kultur der ihnen erobernd gegenübertretenden Europäer. Keine andere Naturvölkergruppe konnte den europäischen Kolonisten so sehr das Gesetz des Handelns aufzwingen wie die Nordamerikaner. Die In-

dianer. die Gewehre. Pferde und eiserne Gebrauchsgeräte aufgenommen hatten. waren den Europäern. die ihnen gegenüberstanden, in keinem wesentlichen technischen Punkte mehr unterlegen.

Das Wertgefälle der Kulturgüter verlief ebensosehr von den Indianern zu den Europäern wie von den Europäern zu den Indianern. Die Grenzer. von denen wir gesagt haben. daß sie eine indianerhafte Siebungsgruppe aus der europäischen Bevölkerung darstellen. zeigten auch kulturell eine besondere Adoptionsneigung für indianische Güter, die so weit ging, daß große Abteilungen überhaupt indianisierten und daß mit Gesetzen gegen das „to turn indian" eingeschritten werden mußte!

Der vielfache Wertvorrang des Indianischen begann mit den Kochrezepten und wirkte sich bis in die Weltanschauung und das gemeinschaftsseelische Wunschbild des vorbildlichen Menschen hinein aus. Die Methode des Rodens durch Ringeln der Bäume, die Anbaufrüchte. die Boote, die Kleidung, die Bewaffnung mit dem Tomahawk u. v. a. m. waren im „Westen" indianisch. Die Skalpsitten wurden von den Weißen nicht nur aufgenommen, sondern geradezu erst entwickelt, indem die Regierungen Summen von manchmal ungeheuerlich erscheinender Höhe für jeden vorgewiesenen Skalp — Indianer- oder Weißen-, Männer-, Frauen- oder Kinderskalp — zahlten. Die Grenzer bewegten sich auf dem Kriegspfad im gleichen Gänsemarsch wie die Indianer oder saßen ebenso wild und mit dem Tiere gleichsam verwachsen auf dem Pferde. Sie griffen mit dem gleichen Kriegsgeheul an und haben den Marterpfahl nicht verabscheut, sondern eher begünstigt und manchmal sogar übernommen.

Während jeder gefangene Indianer mit Händen und Füßen danach strebte, zu den Seinen zurückzukehren. verblieben Weiße. die gefangengenommen worden waren oder die Freundschaft des Roten Mannes erworben hatten. recht häufig freiwillig an den Lagerfeuern und in den Dörfern der fremden Rasse.

Auch die Aufnahme vieler indianischer Worte in die Grenzersprache ist ein untrügliches Zeichen dafür. daß der Wertvorrang nicht so eindeutig auf der Europäerseite lag wie in den meisten anderen Fällen der Berührung von Weißen mit Naturvölkern (F r i e d e r i c i).

Was letztlich doch den Ausschlag zugunsten der Europäer gab, war nicht die Technik. nicht die militärische Leistung und auch nicht die Anzahl; denn die g r o ß e n Europäermassen stürzten sich erst auf die Gebiete. die von Indianern gesäubert (cleared up) waren. Überlegen waren die Weißen des Westens vorwiegend durch den — oft mehr moralischen als tatsächlichen — Rückhalt, den sie an der Kultur ihrer Heimat hatten. und durch ihr besseres und einigeres Zusammengehen.

Hätten die Indianer die politischen Großformen, die Kulturstufe der „Menschenballung" nur annähernd so leicht aufgenommen wie Pferd oder Büchse, dann stünde es um die Europäer in Nordamerika kaum besser als heute in Ostasien. Nun sind gerade große Sozialformen am schwierigsten adoptierbar, wie wir das schon in der allgemeinen Kulturlehre besprochen haben (I. Band, S. 218). Aber die vier Jahrhunderte dauernder Gefahr waren. sollte man meinen. lang genug. ein genügend

drohender Anlaß und ein genügend eindringlicher Anschauungsunterricht, um größere Zusammenschlüsse der Indianer hervorzurufen. Tatsächlich ist ja eine Reihe sehr bemerkenswerter Stammesbünde aus dieser Lage heraus entstanden. Hätten sich Bildungen von der Art des Irokesenbundes oder des Powhatan- und des Tscherokesenbundes genügend oft wiederholt, und hätten die Indianer sich besser gegen die Weißen zusammengefunden, anstatt sich in alten, bei so großer neuer Gefahr bedeutungslos werdenden Erbfeindschaften zu zerfleischen — dann wäre Nordamerika ein Indianererdteil geblieben.

Es muß auffallen, daß gerade in Nordamerika, also gerade in jenem Erdteil, der von allen Gebieten der großen europäischen Überseekolonisation der europäischen Heimat am meisten glich, die Anpassung der Europäer an die „Eingeborenen" am ausgesprochensten war. Wäre die Notwendigkeit, sich einer fremden Landschaft anzupassen, das Entscheidende, dann hätten Kolonisten doch in den T r o p e n die meiste Veranlassung, von den Eingeborenen zu lernen, nicht gerade im europaähnlichsten Erdteil Nordamerika. Gerade in den Tropen haben aber die Europäer sich meistens wenig an die Lebensweise der Eingeborenen gehalten, sondern bald ihre eigene überlegene Weise der Umweltanpassung erfunden. Daß die Indianer offenbar selbst schon das Beste aus ihrem Lande gemacht hatten, was die Europäer anfänglich selbst daraus machen konnten, spricht sicherlich für die Indianer . . .

Sicher unterscheidet sich der Indianer in seiner Einstellung zur europäischen Zivilisation stark vom Afrikaneger. Bei aller Bereitwilligkeit, technische Einzelgüter aufzunehmen, sind die Indianer von der Richtigkeit ihrer angestammten Weltanschauung ungleich überzeugter. Gegenstücke zu den Fabeln, in denen sich die Neger selbst vor den Weißen herabsetzen, dürften in Amerika nicht zu finden sein.

Wenn schon die „Wilden" Nordamerikas den europäischen Eindringlingen imponieren konnten, so natürlich erst recht die mittel- und südamerikanischen Hochkulturvölker. Indianische Städte galten diesen für herrlicher als irgendwelche in Spanien. Was die Konquistadoren immer wieder aufstachelte, war die Hoffnung, sagenhafte irdische Paradiese wie das Eldorado zu finden. Die berauschenden Goldmengen mußten auch ihre Besitzer, die Indianer, in den Augen der Spanier erhöhen. Ohne das indianische Gold wäre die Geschichte Spaniens in seiner wichtigsten Zeit und damit die Geschichte ganz Europas anders gelaufen. Ein Schatz von noch dauerhafterer Wichtigkeit waren für die Europäer die vielen indianischen Entdeckungen von Nutzpflanzen. Auf technischem Gebiete haben die Europäer manches, aber nichts Entscheidendes gelernt; aber nicht wegen ihrer turmhohen Überlegenheit, sondern wegen vielfacher Gleichwertigkeit der indianischen und spanischen Geräte und Methoden.

Die Maximalleistungen der Indianer auf verschiedenen kulturellen Gebieten werden wir in der „Neuschöpfungsbilanz" noch zusammenstellen.

Ist es Zufall, daß gerade die aus europäernaher Wurzel rassenmäßig entsprossene, aber in den weltenfernsten Osten, nach Amerika verschlagenen Indianer die Naturvölkerrasse sind, denen die kolonisierenden Europäer am wenigsten einseitig überlegen waren?

8. Neuschöpfungsbilanz

Die eigene Erfindertätigkeit der Indianer ist wegen der weiten Entferntheit Amerikas von den Kulturzentren der Alten Welt verhältnismäßig leicht nachzuweisen. Sie ist auch besser studiert als diejenige anderer Rassen, was zu einem wesentlichen Teil ein Verdienst E. Nordenskiölds ist.

Halten wir uns an die geschichtlich-seinsgesetzliche Reihenfolge der Kulturstufen, dann ist Amerika zunächst der Kontinent, in dem allein man in der Gegenwart studieren kann, zu wie hohen und eigenartigen Gestaltungen Wildbeuterkulturen erhoben werden können.

In der Alten Welt sehen wir die wenigen verbliebenen Jäger- und Sammlervölker nur ein kärgliches Leben führen. Wer aber die nordamerikanischen Indianerkulturen kennt, sieht deutlich, daß es nicht die Wirtschaftsstufe als solche ist, welche die Pygmäen, Australier und Negritos so kümmerlich dahinzuleben zwingt; und eben deshalb ist er auch davor bewahrt, sich die Alteuropäer, die noch nicht den Boden bebauten, ebenso als ärmliche Wilde vorstellen zu müssen wie die heutigen Wildbeuter-Restvölkchen der Alten Welt.

Die nordamerikanischen Wildbeuterkulturen zeigen schon durch die enge Anpassung an die jeweiligen örtlichen Verhältnisse, daß sie Eigenleistungen der betreffenden Völker sein müssen. Weder der Lachsfang der Nordwestküste, noch die entwickelte Sammeltätigkeit der Kalifornier, noch die Büffel- oder die Guanakojagdkultur konnten als Gesamtsysteme von außen gelernt werden, da es weder Lachs noch Samenüberfluß, weder Büffel noch Guanako außerhalb der betreffenden Gebiete selbst gibt.

Die eigenschöpferische Entwickelung der Reiterjagdkultur ist ja auch geschichtlich vollkommen bezeugt. Warum sind wohl unabhängig voneinander aus nordamerikanischen Prärie- wie südamerikanischen Pampasindianern so auffallend ähnlich lebende Reitervölker geworden, während sich weder in Australien noch in Südafrika eine ähnliche Entwickelung zeigte?

Daß die Indianer aus sich heraus zur Kulturstufe der Nahrungsballung gelangt sind, ist ebenfalls eine gesicherte Tatsache. Das großartigste haben sie als Pflanzenzüchter geleistet. 60% der von Norden-

skiöld als sicher indianisch angeführten Erfindungen betreffen den Pflanzenbau. Aber auch Tierzüchter waren die Indianer an mehreren Stellen der Neuen Welt. Die Verbreitung von Metallarbeit und Schrift in Amerika legt, wie so manches andere, den Gedanken nahe, daß die Indianer in gewisser Weise leichter selbst etwas erfinden, als etwas Fremdes zu übernehmen.

Die Ausführungen Nordenskiölds über die Erfindertätigkeit der Indianer in Bd. 8 seiner Vergl. Ethnol. Studien gehören auch in allgemein-kulturkundlicher Hinsicht zum Besten und Interessantesten, was die Völkerkunde überhaupt hervorgebracht hat. Wir können leider auf Einzelheiten der Beispiele und Gedankenführungen nicht eingehen. Allerdings neigt der Indianerfreund Nordenskiöld dazu, die Maßstäbe reichlich niedrig anzulegen und deshalb die Leistungen auch allzu leicht zu bewundern.

Haben die Indianer auch die Menschenballung selbst erfunden? Das beantworten, heißt die Rätselfrage nach dem Ursprung der amerika-

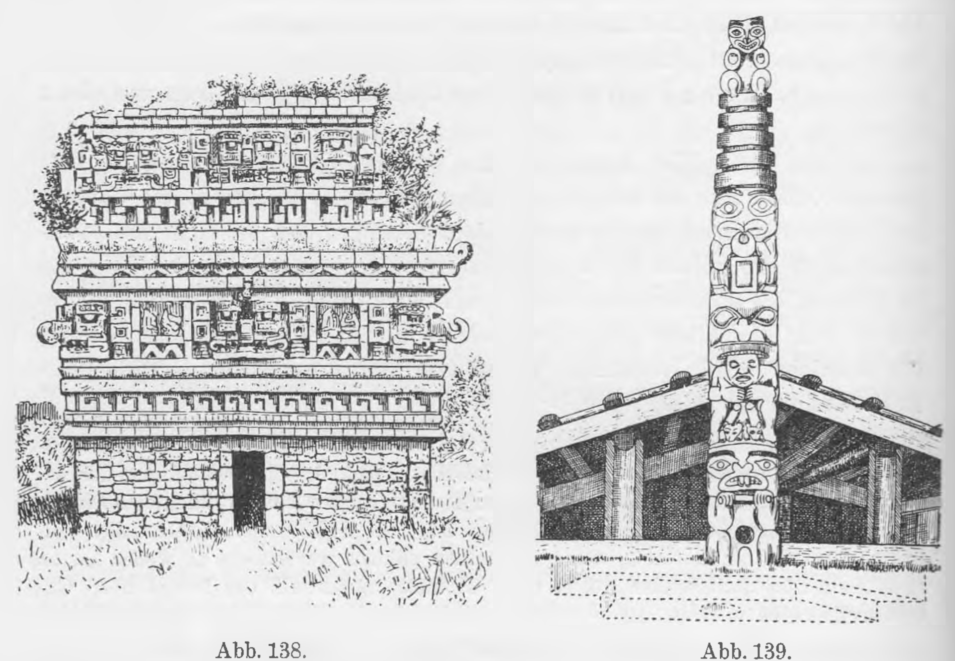


Abb. 138. Abb. 139.

Abb. 138 u. 139. Großes, aber verwirrendes indianisches Bauen. Maya-Architektur, nordwestamerikanische Hütte mit Totenpfahl. Aus Buschan.

nischen Hochkulturen klären. Wie kommt es, daß sich in der Neuen Welt mit ihrer unabhängig von Eurasien abrollenden „zweiten Kulturgeschichte“ jene gewaltigsten Bildungen. die wir Hochkulturen nennen, in teilweise verblüffender Ähnlichkeit wiederfinden?

Wodurch kommen Hochkulturen zustande? Die Kulturstufe der Nahrungsballung wird durch einige wenige sachliche Erfindungen von hohem Unwahrscheinlichkeitsgrad und leichter Verbreitbarkeit eingeleitet. Der Einführung von Bodenbau oder Viehzucht müssen die sozialen Verhältnisse ähnlich zwangsweise nachfolgen, wie auch neuerdings in der Maschinenkultur die Sprengwirkung auf die alten Lebensformen vom unheimlich geballten Gerät ausgeht.

Ganz anders bei den Hochkulturen! Gerade die amerikanischen Verhältnisse zeigen deutlich, wie richtig es war, für diese die Menschenballung als entscheidendes Stufencharakteristikum anzusehen. Es läßt sich kein einziges technisches Gerät im weitesten Sinne sachbezogener Anwendbarkeit nennen, welches für den Übergang zu den Hochkulturen stufenkennzeichnend wäre.

Die Hochkulturen sind nicht die Metallkulturen — Metall findet sich in der ältesten Mayakultur gar nicht, in der jüngeren nur als Luxusartikel. Nicht die großen Bauten haben die Hochkultur erzeugt, sondern sie waren, wie immer in der Geschichte, erst als Ausdruck schon vorhandener Menschenballung möglich. Die grundlegenden Handwerke sind in der Hochkultur nicht neu erfunden worden, sondern nur durch die allein in großen Gemeinwesen mögliche Arbeitsteilung qualitativ und quantitativ gesteigert. Im „Archaischen Zeitalter", das den Hochkulturen in Mittelamerika vorausging, wurde gewebt, getöpfert, Figuren wurden geformt, und die Ornamentik war schon der späteren Hochkulturornamentik wesentlich gleich. Der Besitz eines — mehr mystischen als praktischen Kalenders hat die Hochkultur ebensowenig erzeugt wie der Besitz einer ebenso vorwiegend mystischen Schrift. Beides besaßen übrigens gar nicht alle amerikanischen Hochkulturvölker!

Es gibt also kein leicht verbreitbares Einzelkulturgut, welches darüber entscheidet, wo in Amerika Hochkulturen bestehen oder nicht bestehen, und erst recht handelt es sich nicht um einen Komplex einführbarer Güter.

Daß einzelnes aus der Alten Welt durch gelegentlich nach Amerika verschlagene Polynesierboote zu den Indianern gekommen ist, läßt sich nach den Forschungen Friedericis, Röcks, Imbellonis u. a. nicht mehr bezweifeln. Aber solche einzelne Mitbringsel erklären keine Hochkulturentfaltung!

Die Polynesier kannten selbst keine großen Reiche. Ein entscheidender Anstoß könnte in der Übertragung der großartigen mythologischen Ideen der Polynesier auf die Indianer gelegen haben. Solches ist bei der ganzen Lage der Dinge aber nicht gerade wahrscheinlich, ferner wäre nicht einzusehen, warum nicht die gerade mystisch so begabten Indianer selbst ihre mythologischen Weltgebäude erfunden haben sollten — und vor allem ist von der mythologischen Idee bis zu ihrer möglichen Auswirkung in großstaatlicher Wirklichkeit ein weiter Weg, den auf jeden Fall die Indianer für sich haben gehen müssen.

Nicht einmal von den politischen und sozialen Formungsideen kann viel aus der Alten Welt gekommen sein. Ein genaueres Studium der vielen

indianischen Hochkulturen zeigt auch unmittelbar, daß es sich vor allem um besondere quantitative Kulturverdichtungen handelt, die jeweils auf den einheimisch vorhandenen primitiveren Einrichtungen beruhen. So sagt Krickeberg über den Inkastaat:

Die wunderbare Ausgestaltung dieses Staatswesens scheint jeden Vergleich mit den Kulturverhältnissen der amerikanischen Naturvölker von vorneherein auszuschließen. Doch dürfen wir uns von der glänzenden Außenseite nicht zu sehr beirren lassen. Auch der Staat der Inka ist aus primitiven Verhältnissen erwachsen, und es gewährt einen eigenartigen Reiz, zu beobachten, wie sich in der Kultur der Inkaperuaner eine Menge primitiver, nur bis zu einem außerordentlich hohen Grade verfeinerter und durchgebildeter Züge erhalten hat. Zunächst war das Inkareich nur scheinbar eine „absolute Monarchie“, denn allenthalben gab es noch lokale Häuptlinge (Curaca), Kleinkönige, die die Inka nicht zu beseitigen, sondern nur in ihrer Macht zu beschränken wagten. Ferner hat Seler darauf aufmerksam gemacht, daß der peruanische Agrarkommunismus in seinem Kern eine primitive Form der Gesellschaftsordnung darstellt, wie sie in gleicher oder ähnlicher Form überall auf dem amerikanischen Festland vorhanden war. Die Inka haben diesen Zustand nicht geschaffen, sondern vorgefunden ... Endlich zeigt auch die bis in die letzte Zeit der Inkaherrschaft beibehaltene und weiter ausgebaute Gentilverfassung, wie primitiv die Grundlage war, auf der das stolze Staatswesen beruhte.

Selbst wenn erste Ideenanstöße zur Hochkulturentwickelung von der Alten Welt gekommen sein sollten, ist die Leistung als solche überwiegend indianisch, denn gerade Sozialgefüge und quantitative Entwickelungsenergie, die beiden Züge, in denen sich amerikanische Hoch- und Naturvölkerkulturen in erster Linie unterscheiden, sind jene Seiten am Kulturvorgang, die am wenigsten verbreitbar sind.

Es ist übrigens recht bemerkenswert, daß das gleiche Gebiet Amerikas, dessen Entwickelungsenergien zur großen Menschenballung geführt haben, der Neuen Welt schon vorher auch die Nahrungsballung und viele Handwerke geschenkt hat. Die Überlegenheit Mittelamerikas reicht also soweit zurück, wie wir überhaupt Differenzierungen in der Kulturleistung der indianischen Völker machen können.

Es seien nun noch eine Reihe besonders auffallender „Maximalleistungen“ der Indianer in einer losen und nicht näher geordneten Liste aufgezählt:

Künstliche Bewässerung mit Dung und Terrassenfeldbau
Pueblos, „Städte, die ein einziges Haus sind“, vgl. S. 261.
Großartige Tempelbauten
Perspektivisches Zeichnen, das die alten Ägypter übertrifft (Spinden 1928, bei den Mayas)
Schrift, Knotenschnüre, Erfindung der Null und des „Stellenwertes“ der Ziffern
Pyramiden mit krönenden Tempeln (Parallelbildung, nicht Nachahmung der ägyptischen!)

Festungsbauten (Inka)
Kolossalstatuen (San Agostin, Kolumbien)
Kanalbauten (Südamerika. Naturvolkgebiet!)
Reichste Goldkultur
Metallbearbeitung, Hämmern, Guß, Bronze
Die Waage (nicht aber Töpferscheibe, Rad oder Wagen!)
Straßen und Brücken (Peru)
Heeresorganisation der Inka, geordnete Feldlager („Camp Circle") der Prärie-indianer
Reger Handelsbetrieb (in Mittelamerika Märkte, im Irokesengebiet Flußhandel)
Städte von 100 000 Einwohnern (Tenochtitlan, Mexiko)
Große Stammesbünde (Nordamerika, Pampas, Araukaner)
Inkareich „von Hamburg bis Kairo"
Gummibälle und Ballspiele, Kopfball, Hockey
Vorzüglichste Webetechnik der Welt (Peru)
Großartige Keramik
Holzschnitzerei der Nordwestküste
Korbgeflechte, die so wasserdicht sind, daß man darin kochen kann, indem man heiße Steine hineinwirft (Kalifornier)
Verwendung giftiger Gase zu Tortur, Selbstmord und Angriff
Sternkarten, Kartenskizzen
Geschneiderte Kleidung im nördlichsten Gebiet
Kalender nach sehr exakter astronomischer Beobachtung und sehr eigenartiger Bezeichnungsweise
Klistiere zu magischer Reinigung
Moskitonetze
Hängematten.

Überall haben die kolonisierenden Europäer naturvölkische Eigenart zerstört, nirgends aber haben sie zudem soviel eigenen Leistungswert und eigene Leistungsfähigkeit geknickt wie in der „Neuen Welt".

9. Unmittelbare Charakterangaben

Die Seele der Indianer schien den Europäern immer ein unergründliches Rätsel. Johnston nennt sie im Vergleich zur Negerseele, die wie ein aufgeschlagenes Buch daliege, „full of unexplored recesses", voll unerforschter Schlupfwinkel. Koch-Grünberg, einer der größten und einfühlungsbereitesten Indianerforscher, beschließt eines seiner Werke mit folgendem Satz: „Je mehr man sich mit dem Innenleben von Indianern beschäftigt, desto deutlicher merkt man, wie wenig man davon weiß."

Indianer werden oft mürrisch, brütend, schwermütig, verschlossen genannt. Stumpfheit und scheinbare Indolenz können auch ein Zeichen einwärtsgekehrter (introvertierter) Veranlagung sein. Vielleicht ist die Mürrischkeit, versunkene Verschlossenheit und Stumpfheit wesentlich durch das unglückliche Schicksal der Europäisierung über die Indianer gekommen. Diese Reaktionsweise ist aber doch rassenkennzeichnend für sie, denn das Schicksal der Neger war nicht weniger schwer

und sie haben es doch auf sich genommen, ohne in gleicher Weise gleichsam innerlich zu erstarren.

Koch-Grünberg hat von seinen tropischen Indianerfreunden individuelle Charakterschilderungen gegeben, deren Auszählung zu den folgenden Ergebnissen führt.

Wenn er 34 seiner Indianerfreunde gutmütig, 15 liebenswürdig nennt, so ist daran zu denken, daß ihm Tessmann wohl nicht mit Unrecht allzu rosige Idealisierung vorwirft. Auch daß 18 Männer intelligent und nur 11 unintelligent genannt werden, kommt davon, daß der angelegte Maßstab, wie sich aus Einzelbeispielen ergibt, reichlich niedrig gewählt ist. Für ernst gelten 6, für fröhlich 8, für zurückhaltend 5, für offen und für zudringlich nur je 1, für ruhig 8, für lebhaft nur 2, für stolz 5, für herrisch 3, für jähzornig 4.

Werden psychologische Testleistungen von Indianern verlangt, dann schneiden sie im allgemeinen nicht gut ab. Garth hat die Mischlinge den reinblütigen Indianern überlegen gefunden. Nomadische Indianer schnitten nach einer Untersuchung des gleichen Autors in einer Reihe von Tests für „higher mental processes“ noch um 35% besser ab als Pueblobauern.

Wahrscheinlich könnte man experimentalpsychologisch finden, daß der Affektverlauf bei Indianern und Negern wesentlich verschieden ist: schwer ansprechbar, aber auch schwer ablenkbar und bis zu gelegentlichen jähen Explosionen zähe verharrend bei den Indianern, bei den Negern das Gegenteil.

Im Sinne der Kretschmerschen Konstitutionslehre stimmen die Indianer in bemerkenswerten Zügen wahrscheinlich mit der typischen Persönlichkeit des Athletikers überein, wie sie von Kretschmer und Enke neuerdings (1936) unter Zuhilfenahme moderner experimentalpsychologischer Möglichkeiten geschildert wird:

Grundzug des athletischen Temperamentes ist die Tenazität (Nachhaltigkeit) des Gefühles. Eine gewisse Passivität der Haltung ist vielfach kennzeichnend, viel Phlegma, schwere Umstellbarkeit. Die Tönung der passiven Haltung ist beim einen Flügel mehr moros-paranoid (mürrisch, mit Zwangsideen beladen), beim anderen mehr stumpf-gutmütig. Ein langsames, ruhiges, ernstes Wesen herrscht vor, daneben besteht aber Neigung zu explosiven Zornausbrüchen.

Auch die epileptoiden Konstitutionen neigen zum athletischen Körperbau und gleichzeitig zu gespannten Verstimmungen, dämmerigen Ausnahmezuständen, Alkoholintoleranz durch Vasomotorenschwäche im Kopfgefäßsystem. Auch für andere toxische, affektive und auch infektiöse Schädigungen sind Konstitutionen dieser Art sehr empfindlich. Die Schwerflüssigkeit der athletischen Empfindung hat im charakteristischen seelischen Klebenbleiben der Epileptiker ihre Parallele.

Motorisch besteht Neigung zu großer Einförmigkeit, die unwillkürlich auf eine Vereinfachung der Bewegungsformeln abzielt. Bezüglich der Feinheit und Abgemessenheit umschriebener kleiner Hand- und Fingerbewegungen schneiden die Athletiker gegenüber den beiden anderen Körperbautypen am schlechtesten ab. Die Fähigkeit, Sinneseindrücke in

getrennt beachtete Einzelheiten aufzuspalten, ist bei Athletikern hoch entwickelt. Gleichzeitig kennzeichnet die Athletiker aber auch die Neigung, Bewußtseinseindrücke bei der Benennung nicht zu zerlegen, sondern ihnen eine Gesamtbenennung zu geben (nach dem Rohrschachschen Formdeutversuch).

In sozialer Hinsicht sind die Athletiker einordnungsfähig, aber nicht aktiv gestaltend und von egozentrischer Erlebnisweise.

Intellektuell macht sich Mangel an assoziativem Schwung ungünstig bemerkbar, so daß Athletiker leicht stumpf und indolent wirken.

Alle in diesem Charakterbild europäischer Athletiker unterstrichenen Angaben stellen Parallelen zu indianischen Eigentümlichkeiten dar, die wir schon weiter oben herausgearbeitet haben. Nachhaltigkeit des Gefühlsverlaufes, Passivität selbst der tapferen Haltung (Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung!), Phlegma, Mürrischkeit oder stumpfe Gutmütigkeit sind auffallende allgemeine Züge der indianischen Wesensart. Die schwere Umstellbarkeit wirkt sich in der Adoptionsleistung stark aus. Mystische Ausnahmezustände sind es vor allem, in denen die Indianer schöpferisch tätig sind. Die Alkoholintoleranz wird ihnen ebenso wie die affektive und infektiöse Anfälligkeit zum Verderben (vgl. S. 255 f.). Die Schwerflüssigkeit der Empfindung haben wir im Duktus der indianischen Kunstleistung gespiegelt gesehen, die motorische Einförmigkeit ist schon Hornbostel und allen anderen, die sich mit indianischer Musik beschäftigten, sehr aufgefallen. Schwäche der feinstmotorischen Fähigkeiten drückt sich im Mangel an „eleganter“ indianischer Kunst aus. Die starke Aufspaltungsfähigkeit mag die Klitterwirrheit der Kunst möglich machen, die Neigung zu Gesamtbenennungen für Bewußtseinseindrücke zur einverleibenden indianischen Wortgestaltung führen. Auch die sozialen Fähigkeiten und der Intelligenzeindruck europäischer Athletiker hat im Indianerleben auffällige Parallelen. Einfügungsfähig, aber viel weniger als die Neger zu aktiver Gestaltung des Soziallebens neigend, und im ganzen egozentrisch haben wir die Indianer in politischer Hinsicht gefunden. Auch der Mangel an assoziativem Schwung, an geistiger Lebhaftigkeit fällt beim Indianer im Vergleich zum Neger auf.

Die Parallelen sind also zahlreich, konkret und durchgehend. Auch in körperlicher Hinsicht erinnern die typischen Indianer in ihrer Derbheit und Gedrungenheit ohne Zweifel am meisten an europäische Athletiker (Abb. S. 251).

Die einfachen und aufschlußreichen Methoden, die Kretschmer verwendete, könnten mit gewissen Abänderungen ohne weiteres auf größere Serien zivilisierter Neger und Indianer übertragen werden. Es ist anzunehmen, daß sich dabei ebensogroße Unterschiede ergeben wie zwischen den Konstitutionstypen innerhalb Europas.

Die hier versuchte Parallelisierung zwischen Indianer und europäischem Athletiker darf aber nicht dazu verführen, die Ergebnisse der europäischen Konstitutionsforschung einfach schematisch auf die seelischen Rassenunterschiede zu übertragen. Gleich der Neger ist ja ein Beispiel dafür, daß eine solche glatte Parallelisierung sicher nicht immer möglich ist. Die Konstitutionsforschung soll nicht Schema, sondern Vorbild entsprechender experimentalpsychologischer Forschung an Angehörigen verschiedener Rassen in gleicher zivilisierter Umwelt sein.

Soweit die Kulturbilanz der Indianer aus den völkerkundlichen Berichten erkannt werden kann, ist es zumindest wahrscheinlich, daß die getrennt von der Alten Welt abgelaufene amerikanische Kulturgeschichte im Ganzen ihren besonderen Stil hat und daß dieser Stil auf die Wesensart der sie tragenden Menschenrasse bezogen werden kann. Nun hat die kulturbiologische Einzeluntersuchung und das psychologische Experiment das nächste Wort . . . . .

Schrifttum

(AmAnthr. = American Anthropologist)

Atl, 1922, Las artes populares en Mexico, 2 Bände, Mexico. — Bingham, Hiram, 1914, The Ruins of Espiritu Pampa Peru, AmAnthr. — Blumensohn, J., 1933, The Fast among North American Indians, AmAnthr. — Danzel, Th. W., 1922, Mexiko, 2 Teile, Darmstadt. — Deckert u. Machatschek, 1924, Nordamerika, Leipzig. — Densmore, F., 1930, Peculiarities in the Singing of the American Indians, AmAnthr. — Deursen, A. v., 1931, Der Heilbringer bei den nordamerikanischen Indianern, Groningen. — Eickstedt, zit. S. 126. — Finck, zit. S. 210. — Friederici, G., 1925—36, Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas, 3 Bände, Stuttgart-Gotha (!!). — Garth, Th., 1927, A Comparison of Mental Abilities of Nomadic and Sedentariy Indians on a Basis of Education, AmAnthr. — Gusinde, M., 1931—37, Die Feuerlandindianer, 2 Bände, Mödling b. Wien. — Gusinde u. Lebzelter, 1927, Feuerländische und australische Schädel, Z. Anthropos. — Hallowell, A. J., 1933, Some Empiric Aspects of Northern Salteaux Religion, AmAnthr. — Handbook Series of the Am. Mus. Nat. Hist., New York (insbes. Wissler, Goddard, Spinden, Mead). — Hooton, E. A., 1930, The Indians of Pecos Pueblo, New Haven. — Hrdlicka, A., 1906, Physical Anthropol. of California, Univ. Calif. Publications. — Imbelloni, J., 1928, Die außerkontinentalen Beziehungen der Indianer Amerikas, Mitt. Anthrop. Ges. Wien. — Jaime de Angulo et Freeland, 1929, A New Religions Movement in North-Central California, AmAnthr. — Jeness, D., 1922, Indians of Canada, Ottawa. — Johnston, zit. S. 211. — Karsten, R., 1935, The Headhunters of Western Amazonas, Helsingfors. — Keiter, F., 1936, Zivilisierung als kulturbiologisches Experiment, Z. Ethnol. — Ders., 1936, Das indianische Gesicht, Z. f. Morphol. u. Anthropologie. — Ders., 1936, Menschenrassen in Vergangenheit und Gegenwart, Reclam, Leipzig. — Koch-Grünberg, Th., 1916—28, Vom Roroima zum Orinoko, 5 Bände, Berlin (!!). — Ders., o. J., Indianertypen aus dem Amazonasgebiet, 7 Lieferungen, Berlin. — Krause, F., 1921, Die Kultur der kalifornischen Indianer, Leipzig. — Ders., 1937, Allgemeine Bemerkungen zur Frage des europäischen Kultureinflusses, Tag.Ber. Ges. Völkerk. Leipzig. — Kretschmer und Enke,

1938, Die Persönlichkeit des Athletikers, Leipzig. — Krickeberg, W., 1922, Amerika, in: Buschans Ill. Völkerkunde, Stuttgart (!!). — Krieg, H., 1936, Die Biologie und Soziologie der Mischlingsbevölkerung von Paraguay, Z. f. Rassenk. — Kroeber, A. L., 1933, Native American Population. AmAnthr. — Lange, J., 1935, Rasse und Genußmittel. Eine Fragestellung, Z. f. Rassenk. — Latcham, R. E., 1909, Ethnology of the Araucanos. J. Anthr. Institute London. — Lehmann, zit. S. 211. — Lesser, A., 1933, Cultural Significance of the Ghost Dance, AmAnthr. — Mead, Margaret, 1932, The Changing Culture of an Indian Tribe, New York. — Nordenskiöld, E. v., 1918ff., Vergleichende ethnologische Studien, 10 Bände, Götaborg (!!). — Ders., 1922, Indianer und Weiße in Nordostbolivien, Stuttgart. — Ders., 1930, Ars Americana, l'archaeologie du bassin de l'Amazone, Paris. — Oetteking, B., 1936, Über die geschichtliche Entwickelung der indianischen Volksdichte, Z. Rassenk. — Osgood, C., 1936, The Ethnography of the Tanaina, Yale Univ. Publ. in Anthrop. No. 16. — Passarge, zit. S. 211. — Reiss, W., 1935, The Blackfeet Indian, Saint Paul. — Reko, A., 1936, Magische Gifte, Stuttgart. — Rosen, E., 1924, Ethnogr. Researchwork during the Swedish Chako-Cordillera-Expedition 1901/02. — Schmidt, M., 1917, Die Aruaken, Ein Beitrag zum Problem der Kulturverbreitung, Leipzig. — Ders., 1905, Indianerstudien in Zentralbrasilien. — Saller, K., 1933, Zur Anthropol. d. Siouxindianer, Z. Morphol. u. Anthropol. — Sapper, K., 1936, Geographie und Geschichte der indianischen Landwirtschaft, Iberoamerikanisches Institut, Hamburg. — Ders., 1936, Akklimatisation und Rasse, Zeitschr. f. Rassenkunde. — Schultze, L., 1930, Indiana I, Jena. — Skottsberg, C., 1913, Observations an the Natives of the Patagonian Channel Region, AmAnthr. — Speck, F. G., 1933, Ethical Attributs of the Labrador Indians, AmAnthr. — Strong, W., 1933, The Plains Culture Area in the Light of Archaeology, AmAnthr. — Termer, F., 1937, Der gegenwärtige Zustand der indianischen Bevölkerung im nördlichen Mittelamerika. Tag.Ber. Ges. f. Völkerk. Leipzig. — Teßmann, G., 1930, Die Nordostperuanischen Indianer, Hamburg. — Thompson, Stith, 1929, Tales of the North American Indian, Cambridge — Waterman, T. T., 1927, Architecture of the American Indian, AmAnthr. — Wegner, R., 1934 Indianerrassen und vergangene Kulturen, Stuttgart. — Wissler, Cl., 1914, The Influence of the Horse in the Development of Plains Culture, AmAnthr. — Ders., 1922, The American Indian, New York. — Ders., 1926, Relation of Nature to Man in Aboriginal America, New York.

III. Hauptabschnitt: Vorzeit und Naturvölker rassenbiologisch gesehen: Zusammenfassung der Ergebnisse

Wir beginnen diesen Versuch, aus der rassenbiologischen Betrachtung der niedrig entwickelten Kulturen abschließend den größtmöglichen Erfahrungsnutzen zu ziehen, mit **drei wichtigen Bemerkungen sehr allgemeiner Art:**

1. Einzelne Kulturgüter und einzelne Kulturquerschnitte besagen für die Begabung eines Volkes in der Regel sehr wenig; insbesondere dürfte es kaum ein Kulturgut geben, dessen geringe Entwickelung an sich schon ein Unvermögen der betreffenden Bevölkerung beweisen könnte. Nicht auf die Kulturgüter, sondern nur auf die kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen — auf die Art, wie sich die Menschen zu den Gütern einstellen, wie sie zu ihnen gekommen sind, wie sie mit ihnen leben, wie sie sie fortsetzen oder versinken lassen — kann man rassenpsychologische Deutungen aufbauen. Nicht auf Zustände, sondern auf Abläufe, weniger auf die Form des Seienden als auf die Richtung des Werdenden kommt es kulturbiologisch an. Darum haben wir soweit es das vorgegebene Quellenmaterial erlaubt, immer nach dem „kulturellen Kräftespiel" suchen müssen, in dem die betreffenden Menschen gestanden haben mögen oder stehen.

Es darf darauf zurückverwiesen werden, daß diese Tatsache ihrer grundlegenden Bedeutung entsprechend mehrmals von verschiedenen Seiten her gewürdigt worden ist. Vgl. z. B. zur Frage, warum begabte Völker primitive Kulturen aufweisen und unbegabte schwer zu entlarvende Hochkulturmimikry treiben können, Seite 57 ff.

2. Absichtlich wurde in den Kulturbilanzen ganzer großer Erdgebiete recht grob verallgemeinert. Z. B. gibt es gewiß unter den Negern recht verschieden veranlagte Stämme, vorläufig muß es aber vor allem darauf ankommen, dasjenige an der negerischen Kulturfähigkeit ausfindig zu machen, was allen Negervölkern so gemeinsam ist, wie z. B. die dunkle Haut oder das krause Haar. Außerdem ist die Zusammenfassung vieler an sich verschiedenartiger Einzelfälle geradezu das methodische Kernmoment des Wahrscheinlichkeitsdenkens, das allem Vorgebrachten zugrundeliegt (vgl. I. Band, S. 13 f., 73 f.).

Mit Einzelfällen läßt sich in diesem methodischen Zusammenhang überhaupt nicht sinnvoll argumentieren. Z. B. täte eine einzelne Erfahrung, daß es irgendwo eine Negerkunst gibt, die wie typische Südseekunst aussieht, der allgemeinen Erfahrung keinen Abbruch, daß Neger zu einer Kunst nach Art der in Afrika meistverbreiteten stärker hinneigen als Südseeleute.

3. Wir sind natürlich nicht an die gesamte kulturbiologische und rassenpsychologische Wirklichkeit herangekommen, sondern nur an einige methodisch erreichbare Seiten davon. Was nicht erwähnt wurde, ist entweder für unsere Fragen wahrscheinlich unergiebig, oder aber es ist einfach zu schwer erweisbar. Wir verhehlen uns nicht, daß gerade vom innersten Wesen, Werten und Glauben der Rassen vielleicht noch nicht das Tiefste und Beste ausgesagt werden konnte — aber wir meinen mit kritischer Beschränkung dem wirklichen Fortschritt besser zu dienen.

Sodann mögen **drei die Ergebnisse inhaltlich zusammenfassende Sätze** folgen:

1. Es läßt sich kulturbiologisch durchaus einsichtig machen, wieso die Alteuropäer kulturarm gewesen sein können, obwohl man sie nicht für so viel weniger begabt als die heutigen Europäer halten darf, wie es nach dem Unterschied der Kulturzustände aussehen könnte.

Bei nur vorgeschichtlicher Kenntnis sehen die Lebensleistungen eines Volkes in der Regel kleiner aus, als sie tatsächlich waren.

Kulturwerden erfordert viel Zeit. An der Leistung werden sich begabte und unbegabte Völker ebenso wie begabte und unbegabte Einzelmenschen erst bei weit fortgeschrittener Entwickelung unterscheiden lassen.

Die Alteuropäer gehörten immer der Spitzengruppe aller Völker entsprechender Kultur- und Wirtschaftsstufe an.

Sie erscheinen trotz der Kärglichkeit der Vorzeitszeugnisse erfinderisch, adoptionsfähig, zu stetem Kulturwandel geneigt, soweit zurück wir den Verlauf der europäischen Geschichte überhaupt näher verfolgen können.

Auch die heutigen Naturvölker sind rassenpsychologisch so sehr voneinander verschieden, daß von vorneherein anzunehmen ist, daß auch die Alteuropäer immer etwas qualitativ besonderes gewesen sind.

Die Alteuropäer hatten immer ein großes Gehirn. Ihre Kunst zeigt Züge, welche die Fähigkeit zu großer, sachlich gestaltender Kulturleistung vorwegzunehmen scheinen.

Daß auch Volksschichten mit reicher schlummernder Begabung kulturarm sein können, zeigt sich bei allen europäischen Ständen, die kulturell nicht „auf der Höhe der Hochkultur" stehen, z. B. bei den Bauern.

2. Der jähe Unterschied von Hoch- und Naturvölkerkulturen ist sicherlich nicht geographisch und nicht durch naive Unkenntnis oder Anregungsmangel bedingt, sondern in der ungleichen Wesensart der Menschen und Völker begründet. Es kann sich dabei kaum allein um tiefgreifende Wachstumsformung der Individuen handeln; ungleiche Rassenbegabung ist als Grund für die Verlangsamungen bzw. Beschleunigungen des Kulturprozesses, die zu dem heutigen Bilde geführt haben, daneben aufs höchste wahrscheinlich.

Viele Güter höherer Kultur sind für alle Menschen begehrenswert, darum gibt es neben vielen inkommensurablen Momenten qualitativer Verschiedenheit der Kulturen auch recht eindeutige Wert- und Fortschrittsstufungen.

Alle Kulturstufen kommen in allen Klimaten und Landschaftsformen vor. Eine ausgeglichene Hochkulturorganisation der ganzen Menschheit wurde also nicht durch geographische Momente verhindert.

Die meisten heutigen Naturvölker sitzen auf Trümmern oder leben kulturell von Trümmern höherer Kulturen, sind also nicht aus gänzlicher Unkenntnis oder aus Anregungsmangel kulturarm geblieben.

Rasse und Kultur gehen in der Alten Welt besonders deutlich Hand in Hand, weil es hier körperlich sehr verschiedene Rassen gibt.

Wenn alle Menschen gleich wären und nur kulturhistorische Momente den Ausschlag gäben, dann müßten alle Rassen ungefähr gleich an Kopfzahl, an Wohnraum, an Bevölkerungsdichte sein. Wildbeuterkulturen müßten sich ebensogut bei Europäiden, Negern und Zwergen finden, ebenso aber umgekehrt auch Hochkulturen. Tatsächlich entsprechen aber rassenmäßige, stammesgeschichtliche und Gehirngrößenschichtung in der Menschheit so sehr der Kopfzahl-, Raumbesitz- und Kulturschichtung, wie es durch kulturhistorische Prozesse allein nicht bewirkt werden könnte.

Besonders klar zeigen sich solche Zusammenhänge bei den vielen isolierten Wildbeutergruppen, die in der Alten Welt verblieben sind (vgl. die Schlußsätze S. 124 f.).

Die Afrikaneger sind durch tausendfältiges Experiment der Kulturgeschichte rassenseelisch fast ebenso erprobt wie die Vererbungsfliege Drosophila. Sie sind im allgemeinen adoptionswillig, aber nur bis zu einem bestimmten Kompliziertheitsgrad adoptionsfähig.

In der Südsee besteht eine weitgehende Deckung von Rasse und Kultur, obwohl der ganze Südseeraum ein kulturgeschichtliches Kontinuum ist, dessen Teile seit alters ständig miteinander verbunden waren.

In Amerika läßt sich die begrenzte Verbreitung der Hochkulturen vielleicht geographisch erklären; auffällig ist die ungenügende Aufnahme der Stufe der Nahrungsballung. Die Indianer treffen aus allem Angebot besonders deutlich eine ganz bestimmte, ihrer Wesensart entsprechende Auswahl. Ihre Adoptionsfähigkeit läßt sich nicht auf eine ebenso einfache Formel bringen wie diejenige der Neger.

3. Wenn man größere naturvölkische Erdgebiete miteinander vergleicht, zeigen sie in der Regel auch sehr deutliche qualitative Besonderheiten des Stiles und der Ausdrucksfärbung der Kulturen, die verhältnismäßig leicht als rassenpsychologisch, aber nur mit großen Schwierigkeiten als kulturhistorisch bedingt verständlich gemacht werden können. Solche qualitativen Besonderheiten haben wir u. a. für Australien, Afrika, Indonesien, Melanesien, Amerika aufgewiesen.

Den Derbheits- und Feinheitsgrad der Rassenphysiognomie haben wir in vielen Fällen in der Kunstphysiognomie gespiegelt gesehen (Neanderthaler, Miolithiker, Malaien, Melanesier, Australier, Alt- und Jungmelanesier, Malaien und Polynesier, Indianer).

Die Negriden (einschließlich der Negritozwerge) könnten eher „Ohrenmenschen“, die Australiden (einschließlich der Melanesier und Weddiden) vorwiegender „Augenmenschen“ sein.

Zwischen Kunst-, Sprach- und Musikstil bestehen vielfach Zusammenhänge, die schwer auf parallele historische Anregungen, leicht aber auf gemeinsame Voraussetzungen in der Wesensart der Menschen zurückgeführt werden können.

Vorliebe für eckige und runde Formen, Kompliziertheitsgrad der Muster, Linien oder Flächenkontraste, dünne oder dicke Linien statischer oder dynamischer, körperballender oder körperauflösender, übersichtlicher und unübersichtlicher, grober und verfeinerter Charakter der Kunstwerke sind auf Erden so verteilt, wie es allein aus kunsthistorischen Momenten nicht gut verständlich gemacht werden könnte. Zusammenhänge von Kunst und Rasse heben sich deutlich ab und lassen sich durch kritische verbreitungsdynamische Überlegungen erhärten (vgl. S. 198 ff.).

Auf Rassekriterien des Musizierens haben die Musikethnologen schon verhältnismäßig frühe aufmerksam gemacht.

Die hier gemeinten qualitativen Besonderheiten der Kulturen der großen Rassen lassen sich auch mit der Wuchsform und dem Konstitutionstypus in mehreren Fällen deutlich in Zusammenhang bringen (Malaien, Neger, Indianer).

Daß an der Kulturdifferenzierung der Menschheit erbbedingte Veranlagungsunterschiede mitwirken, wird durch das hier entworfene kulturbiologische Gesamtbild, welches örtlich, zeitlich und inhaltlich von möglichst vielen Seiten an die Tatsachen heranzukommen trachtete, ohne Zweifel aufs höchste wahrscheinlich gemacht. Es steht ja mit der Rassenseelenkunde so wie mit allen anderen naturwissenschaftlichen Erfahrungen, und insbesondere so wie mit unseren Erfahrungen über einzelne Mitmenschen: Deduktive Sicherheit ist selbstverständlich nie erreichbar; alles Wissen bleibt induktive Wahrscheinlichkeit, diese kann aber so hoch werden, daß niemand im praktischen Leben irgendwelche Bedenken hat, sie ebenso anzuwenden wie deduktive Sicherheit. Ein Mitmensch, von dem wir hundertmal die Erfahrung gemacht haben, daß er sich klug, eitel, phantasielos benommen hat, *ist* für uns eben bis zum Beweise des Gegenteiles klug, eitel, phantasielos. Warum sollten wir uns gegen unsere Erfahrungen mit ganzen Rassen anders einstellen als gegen unsere Erfahrungen mit Einzelmenschen? Man wird auch hochwahrscheinliche rassenseelenkundliche Erfahrungen anwenden können und anwenden müssen. „Hochwahrscheinlich" sind rassenpsychologische Erfahrungen freilich nur dann, wenn sie sehr kritisch und prüfend festgestellt sind, denn „voreiliges Erkenntnisvertrauen" spielt auf diesem Gebiete aus nur zu begreiflichen Gründen eine sehr große Rolle!

Sollte sich ein einzelnes induktives wissenschaftliches Urteil über die psychische Beschaffenheit einer Rasse im weiteren Verlauf als unrichtig herausstellen — wer wollte leugnen, daß die Menschennatur immer wieder einmal Überraschungen bereithalten könnte! — dann verbleibt noch immer rechtzeitig die Möglichkeit, das bisherige Bild zu korrigieren. Auch physikalische Erkenntnisse und Gesetze werden ja durch den weiteren Verlauf gelegentlich über den Haufen geworfen.

Man braucht aber nicht damit zu rechnen, daß sich solche Überraschungen allzu oft einstellen werden. Vor allem darf solcher Umsturz

eines wissenschaftlich gewonnenen Bildes nicht damit verwechselt werden, daß die allgemeine europäische Meinung über die Nichteuropäer in den letzten Jahrhunderten mehrfach so gründlich revidiert und korrigiert werden mußte. Was da nicht standhielt, war großenteils recht unkritisches und voreiliges Gesage. Wenn sich z. B. die Neger zuviel mehr imstande gezeigt haben, als es die durchschnittliche europäische Meinung lange Zeit wahrhaben wollte, so hätte man das nicht erst aus den jüngsten Kolonisationserfahrungen ablesen brauchen. Die voreuropäischen Sudanreiche und andere Kapitel der afrikanischen Kulturgeschichte hätten als Leistungszeugnis genügt, um all das, was sich im zivilisierten Negerafrika heute abspielt, schon vor zweihundert Jahren voraussagen zu können — wenn es damals schon eine genügende wissenschaftliche Behandlung dieser Fragen gegeben hätte.

Es braucht wohl kaum erst betont zu werden, daß auch der Inhalt des vorliegenden Bandes mehr Vorstufe als abgeschlossenes Ergebnis wissenschaftlicher Behandlung des rassenseelenkundlichen Stoffes ist.

Ferner hätte es sich im großen Rahmen schon theoretisch-biologisch ableiten lassen, was am Kulturvorgang rassenbedingt sein dürfte und was nicht. Eine Reihe nicht selten gehegter übertriebener Erwartungen über den Zusammenhang von Rasse und Kultur werden schon durch solche Erwägungen als unbegründet entlarvt.

Die ganze Menschheit ist in zoologischem Sinne eine einzige, freilich ungewöhnlich stark rassendifferenzierte Art. Daher ist von vorneherein anzunehmen, daß es einen großen Umkreis von Artmerkmalen der Kulturfähigkeit geben dürfte, die dementsprechend in der Menschheit allenthalben gleichartig auftreten.

Es ist in der ganzen Tier- und Pflanzenwelt unerhört, daß innerhalb der gleichen Art (innerhalb eines Umkreises unbegrenzt miteinander fruchtbarer Individuen), etwa ganze Organe und Funktionsteile nur der einen, nicht aber der anderen Rasse zukommen. So haben auch alle Menschen Nasen, Nieren, Bizepsmuskeln, Klein-, Mittel- und Großhirn, warum sollte ihnen dann nicht auch Sprache, Tracht, Werkzeug, Gemeinschaft, Glaube gemeinsam sein? Es ist nicht anzunehmen, daß bestimmte Grundfunktionen des Kulturlebens allein bei dieser oder jener Rasse vorkämen.

Dazu kommt, daß die ähnlichen seinsgesetzlichen und naturgesetzlichen Möglichkeiten des Erdenlebens auch ihrerseits alles Menschenleben zu einem nicht geringen Maße in gleichartige Bahnen zwingen.

Diesen von vorneherein zu vermutenden allgemein-menschlich gleichen Seiten der Kulturfähigkeit steht aber gegenüber, daß die körperlichen Erbunterschiede der Menschenrassen mit der gleichen Logik auch entsprechende funktionelle und seelische Rassenunterschiede erwarten lassen. Es sieht heute durchaus so aus, als ob die tatsächlich bestehenden seelischen Rassenunterschiede auch dieser theoretischen Erwartung nach Größenordnung und allgemeiner Art nicht Unrecht geben würden.

Es ist ohne weiteres klar, daß alle Zweige der Vorgeschichts- und Völkerkundeforschung an dem hier entworfenen kulturbiologischen Ge-

samtbild ihre Einzeländerungen und Ergänzungen werden anzubringen haben. Nahe läge, die besonders dringlichen Fragen ebenso wie am Ende des I. Bandes auch hier wiederum in einer Liste zusammenzustellen; doch wollen wir aus Raumgründen davon absehen, den Aufruf zur kulturbiologischen Durchdringung des vorgeschichtlichen und völkerkundlichen Stoffes in dieser Weise zu präzisieren.

Besonders wichtig ist es aber, daß der Faden der Forschung nun an die experimentelle Seelenkunde weitergegeben wird, denn kulturbiologische Ergebnisse brauchen die Ergänzung durch entsprechend ausgerichtete Experimente.

Folgendes sind die wichtigsten **erbpsychologischen Vermutungen**, zu denen wir gekommen sind:

Intelligenzunterschiede der Rassen liegen vor, spielen aber vielfach nicht die ausschlaggebende Rolle. Überall, wo man näher zusieht, treten qualitative Begabungsunterschiede in Erscheinung.

Die Gehirngröße der Rassen geht in vielen, aber nicht in allen Fällen (Hochkulturindianer) ihrer wahrscheinlichen Kulturfähigkeit parallel.

Wahrscheinlich ist die Zahl der Hoch- und Höchstbegabten in verschiedenen Menschenrassen ungleich stärker verschieden als die Anzahl der mittelmäßig Begabten. Dementsprechend sind die schöpferischen Fähigkeiten in der Menschheit wahrscheinlich viel ungleicher verteilt als die Fähigkeit zur schlechten und rechten Adoption schon vorhandener Kulturformen. Diese theoretische Vermutung läßt die Lehren Gobineaus in einem ganz neuen Lichte erscheinen.

Die ungleiche Kulturleistung der Rassen läßt sich in gewissen Fällen zur ungleichen Kulturleistung von Mann und Frau in Parallele stellen.

Wenn an Angehörigen verschiedener Rassen ähnliche Untersuchungen angestellt werden, wie sie in Europa zur Unterscheidung verschiedener Konstitutionstypen geführt haben, dann werden sich wohl auch ähnlich bedeutsame Ergebnisse einstellen. Dabei mögen einzelne Rassen ausgesprochenere Parallelen zu europäischen Konstitutionstypen zeigen (Indianer = Athletiker), andere ein ganz eigenes Bild aufweisen.

Der Affektverlauf ist in verschiedenen Rassen fast sicher verschieden.

Unterschiede des „Wirklichkeitserlebnisses" (der grundlegenden Art der Auffassungsvorgänge) lassen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten.

Ähnlich wie die Entwickelung der mittelbaren Auffassungsvorgänge dürfte die Architektonik der Handlungsgefüge bei verschiedenen Rassen ungleich ausgereift sein.

Ein „primitives Denken" als erbpsychologische Einheit gibt es nicht. Man muß zwischen kultureller und seelischer Primitivität scharf scheiden. Seelisch primitive Menschen richten sich in verschiedenen Kulturzuständen auch jeweils ganz verschieden ein. Die naturvölkische Geistesverfassung, die den Gedanken an eine besondere „Mentalité primitive" wachgerufen hat, bedeutet einen Gleichgewichtszustand aus Unentwickeltheit der Kulturgüter, insbesondere der Denkmittel, aus dogmatischer und psychopathischer Führung und seelischer Primitivität (Schwachbegabung, phylogenetisch altertümlicher Seelenbeschaffenheit).

Ganz kurz nur sei auch erwähnt, daß sich bei den Erörterungen über Vorzeitrassen und Naturvölker natürlich auch viele wichtige **Ergänzungen zur allgemeinen Lehre vom Kulturgeschehen** ergeben haben.

Der I. Band des Werkes hat ja für diese Fragen hauptsächlich nur die allgemeinen formalen Umrisse geliefert. Für den Zusammenhang von Bevölkerung und Kultur sei auf S. 57 ff., für das Wesen primitiver Kultur auf S. 55—80, für Kulturarmut in der Hochkultur auf S. 47 f., für konservative Stetigkeit in Naturvölkergemeinschaften auf S. 93, 187, für die Rassenbedingtheit weiträumiger Kunststile auf S. 180—200, für die Frage der „Kulturseele" auf S. 171, 197 ff., für Neuschöpfungsleistungen auf S. 93, für kunstgeschichtlichen Umzüchtungsvorgang auf S. 195, für die zur Hochkultur führenden Kräfte auf S. 20, 302 ff. verwiesen.

Wir wollen diesen Überblick nicht beschließen ohne endlich auch einige allgemeine **Schlußfolgerungen für Kolonialpolitik und Umgang mit farbigen Menschen** zu ziehen.

Die Entdeckung der Rassenseele hat gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die überkommene äußerliche und historisch zufällige Mannigfaltigkeit der Kulturen unter dem einebnenden Schritt der Maschinenzivilisation immer mehr schöne Vergangenheit wird, den tiefen Sinn, eine dauerndere Mannigfaltigkeit der Menschheit aufzuzeigen. Es handelt sich dabei bei näherem Zusehen immer um qualitative Verschiedenheit des Wesens — auch dort, wo solche rassischen Wesensverschiedenheiten Auswirkungen auf die quantitative Leistungsfähigkeit haben. Ein Verhältnis gegenseitiger innerer Achtung ist zwischen den ungleichen Rassen ebensogut möglich, wie zwischen ungleichen Individuen oder zwischen Mann und Frau.

Das Verhältnis von Weißen und Farbigen hat im Lichte rassischer Lebensgesetze gesehen keine unlösbare Tragik in sich. Weder sind die Weißen einseitig nur Zerstörer der Naturvölkerwelt, noch ist das Schlagwort von der „farbigen Gefahr" wirklich berechtigt. Die Tropenvölker, die nicht einmal zur Menschenballung der „Hochkulturen" gelangt sind, werden sicher nicht einen über die ganze Erde einheitlichen Aufruhr von sich aus organisieren. Auf der andern Seite war der Ausgriff der Europäer über die Erde zwar unheilvoll für viele Naturvölker, aber auch die in diesen geschichtlichen Ereignissen liegende Tragik war nicht von der Art, wie sie mit Machtkampf und Besitzanspruch zwischen gleichbeschaffenen Völkern dem Wesen der Sache nach verbunden ist. In die meisten tropischen Gebiete konnten die Europäer schon aus klimatischen Gründen gar nicht in großer Zahl eindringen. Auch die für Europäer bewohnbaren Gebiete aber waren so dünn besiedelt, daß die Eingeborenen mengenmäßig bei der Bodenverteilung reichlich hätten befriedigt werden können.

Die wirklich schwierigen Konflikte ergaben sich aus dem Wesen der Menschen, aus ihrer ungleichen kulturgeschichtlichen Geformtheit und ihrer ungleichen Veranlagung.

Die aus ungleicher Geformtheit erfließenden Konflikte werden wesentlich gemildert, seitdem ethnologische Einsicht bei der Kolonialpolitik ein wichtiges Wort mitzureden hat. Auch handelt es sich um Übergangserscheinungen, die um so mehr verschwinden, je mehr die voreuropäische völkische Tradition verblaßt und der Unterschied der Kulturstufen sich ausgleicht.

Im gleichen Maße aber werden die bleibenden Unterschiede der Rassenveranlagung stärker hervortreten und wird anstelle der Kulturgeschichte die Rassenpsychologie eine wichtige Helferin der Kolonialherren werden müssen. Gegenwärtig ist es vielleicht für die Eingeborenenbehandlung noch in erster Linie wichtig, zu wissen, welchem Aberglauben sie besonders stark unterliegen, und welche Tiere und Pflanzen ihnen besonders heilig und Tabu sind, um ihre Gefühle nicht unnötig zu verletzen und zu reizen. Diese Glaubensformen, Fest- und Tabusitten werden aber verschwinden, bleiben jedoch wird in viel stärkerem Maße die dahintersteckende rassische Veranlagung.

Für das dauernde Zusammenleben der Rassenartungen zeigen sich ebenfalls durchaus sinnvolle Lösungen. Alles drängt auf Symbiose, auf aufgabenteiliges Zusammenarbeiten von Weißen und Farbigen hin. Kein einsichtiger Europäer wird eine genügend zahlreiche, eine bestimmte Dichte aber nicht überschreitende Eingeborenenschaft als naturnahe Grundbevölkerung in den Kolonien für entbehrlich oder gar für schädlich halten. Kein einsichtiger Eingeborener wird sich auf der anderen Seite verhehlen, daß die ihm so schnell unentbehrlich gewordenen europäischen Güter und die europäische staatliche Ordnung zumindest bis in weite Zukunft hinaus nicht ohne den Europäer im eigenen Land, nicht ohne den Europäer in den leitenden Stellungen des eigenen Staates genossen und erhalten werden können. Sogar die gewiß nicht auf tiefer Kulturstufe stehenden Inder müssen einsehen, daß eine englische Verwaltung ihnen unvergleichlich mehr Nutzen als Schaden bringt, erst recht sind Afrikaneger und Indonesier davon überzeugt.

Europa mag schwer mehr ohne Tropeneinfuhr auskommen. Ungleich schwerer aber müßte es die farbigen Rassen treffen, wenn sich die Europäer aus ihrem Gebiete zurückzögen, durch Rassenmischung in ihrer Schlagkraft geschwächt oder durch Geburtenmangel überwuchert würden.

Das Zeitalter der Kolonien ist nicht zu Ende. Viel eher dämmern jene auf Beachtung rassischer Lebensgesetze gegründeten Symbioseordnungen von Weißen und Farbigen, welche allein für die nächsten Jahrhunderte ein höheres menschliches Dasein in den Tropen möglich machen, heute erst allmählich herauf.

Sachverzeichnis

Autorenverzeichnis



